

# Badische Heimat

*Blatt  
Kun  
SL*

September  
3/1991

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz





# Wir machen den Weg frei

## Vorsorgen für mehr Lebens- freude im Alter

Die finanzielle Bewegungsfreiheit für Ihre Lebensfreude im Alter sollten Sie schon frühzeitig mit uns planen. Wir haben dafür, zum Beispiel, den VR-Vorsorgeplan.



**Volksbanken Raiffeisenbanken**



# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß  
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,  
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg  
Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,  
Di. 8.00—12.00 Uhr,  
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751  
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873  
BLZ 680 301 00  
Öffentl. Sparkasse Freiburg,  
Girokonto 200 3 201  
BLZ 680 501 01  
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.  
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse  
Freiburg  
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte  
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun (vormals G. Braunsche Hofbuchdruckerei

und Verlag) GmbH

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe



# Inhalt

## I. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim

- Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim  
*Lothar Subling, Mannheim* . . . . . 403
- Architektur und Museum  
*Albrecht Strobel, Mannheim* . . . . . 413

- Ausflug in die Geschichte – Gestaltungsprinzipen des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim  
*Joachim Kallinich, Mannheim* . . . . . 429

- Von der Montagehalle ins Museum  
*Kurt Möser, Mannheim* . . . . . 439

- Die Geschichte der Baumwollindustrie im Wiesental nach 1835  
*Thomas Kosche, Mannheim* . . . . . 443

- Vom Kontorbuch zum Mikrochip  
*Christel Heß, Mannheim* . . . . . 455

- Heinrich Baumann (1871 – 1949), weltoffener und heimatverbundener Lokomotivkonstrukteur  
*Hartmut H. Knittel, Mannheim* . . . . . 471

- Erfahrungen nach einem Jahr Museumsbetrieb  
*Rainer Wirtz, Mannheim* . . . . . 485

## II. Landesdenkmalämter

- Umnutzung von Scheunen  
*Erik Roth, Freiburg* . . . . . 491

- Beobachtungen zur Überlieferung, Dokumentation und zu Rekonstruktionsversuchen der Farbigkeit mittelalterlicher Städte – aufgezeigt am Beispiel der Stadt Villingen  
*Frank T. Lensch, Freiburg* . . . . . 499

- Alte Häuser in Tauberbischofsheim – Anmerkung zur Stadtbaugeschichte anlässlich der Denkmallisten-Bearbeitung  
*Thomas Lutz, Freiburg* . . . . . 505

- Der ehemalige Gasthof Sonne und andere gefährdete Hofanlagen Baiersbronn-Schwarzenberg, Landkreis Freudenstadt  
*Kathrin Ungerer-Heuck, Karlsruhe* . . . . . 515

## III. Haslach

- Zum 75. Todestag von Heinrich Hansjakob  
*Manfred Hildenbrand, Hofstetten* . . . . . 525

- Die Mühlenkapelle – ein wiedererstandenes Stück „Alt-Haslach-“  
*Alois Krafczyk, Haslach* . . . . . 533

## IV. Regionen

- Streit um den Denkmalschutz beim Badischen Bahnhof in Basel  
„Vor der Wirtschaft auf dem Knie“  
*Hans-Walter Neunzig, Basel* . . . . . 537

- Region Karlsruhe  
Verleihung des Mundartpreises im Rahmen der baden-württembergischen Heimattage in Karlsruhe . . . . . 541

- Badische Geschichte glänzend präsentiert: Der neue Zähringer-Saal im Badischen Landesmuseum zu Karlsruhe  
*Ludwig Vögely, Karlsruhe* . . . . . 543

- Vom Thüringer Wald zum Erzgebirge – Interessante Studienfahrt der „Badischen Heimat“ in die neuen Bundesländer und Kontaktaufnahme mit den dortigen Heimatbünden  
*Karl Wörn, Schwetzingen* . . . . . 547

- Region Hausen  
Hebel-Fest in Hausen  
*Karl Wörn, Schwetzingen* . . . . . 549

## V. Gedenktage

- „. . . und lebe seit dreihundert Jahren am Bodensee“ – Eine Erinnerung an Jakob Picard aus Anlaß seines 25. Todestages  
*Manfred Bosch, Rheinfelden* . . . . . 551

## VI. Museen

- Eichstetter Dorfmuseum  
*Gustav Rinklin, Eichstetten* . . . . . 555

- VII. Buchbesprechungen . . . . . 557



# Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim

Ein Rückblick auf den Entstehungsprozeß

*Lothar Subling, Mannheim*

## Einführung

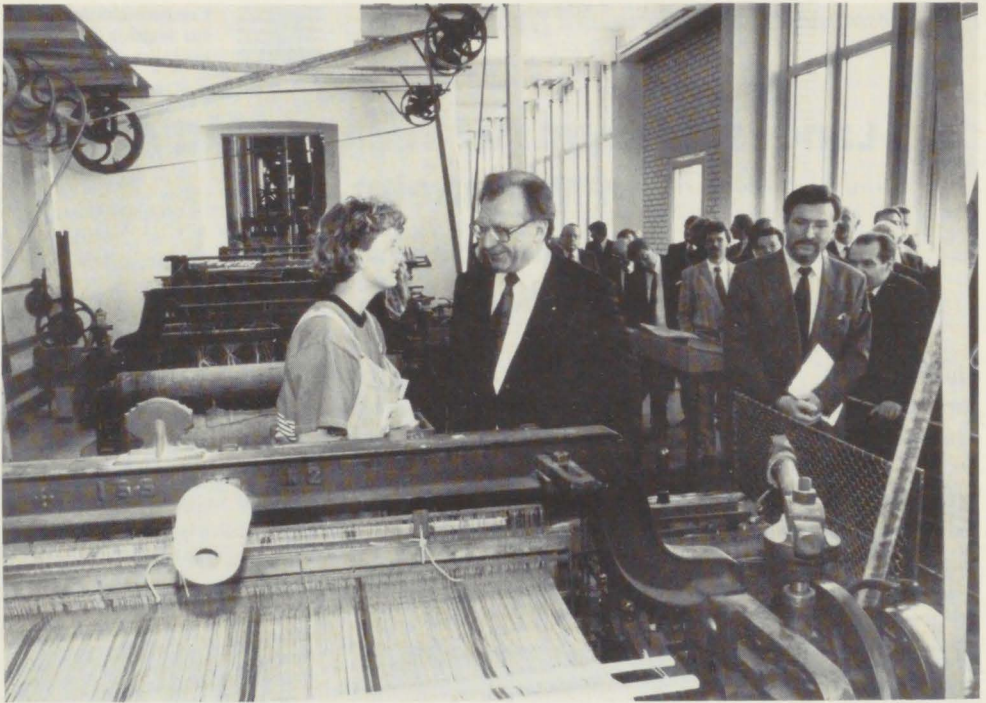
Am 28. September 1990 übergab der baden-württembergische Ministerpräsident Dr. h. c. Lothar Späth das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim als ein Museum neuer Art in Südwestdeutschland feierlich der Öffentlichkeit. Dabei wünschte er „diesem Ort, daß er ein Platz der Begegnung,

des Diskurses, des nachdenklichen Auseinandersetzens mit unserer Geschichte, des engagierten Bewältigens unserer Gegenwart und der Diskussion über die richtigen Wege in die Zukunft unserer Gesellschaft wird“. Tatsächlich können historische Museen dieser Art lebendige Orte der Begegnung sein, der Begegnung mit Zeugen der Vergangen-



*Ministerpräsident Lothar Späth bei der Eröffnungsrede am 28. 9. 1990 im Auditorium des Landesmuseums (vorne links die Architektin des Hauses, Frau Prof. Ingeborg Kubler, daneben Museumsdirektor Prof. Dr. Lothar Subling, Wissenschaftsminister Prof. Dr. Helmut Eugler und Mannheims OB Gerhard Widder).*





*Vorführbetrieb in der rekonstruierten Hausweberei Störr/Elzach: der Ministerpräsident im Gespräch mit der Vorführtechnikerin Margrit Säckl beim ersten Museumsrundgang (rechts Museumsdirektor Prof. Subling).*

heit ebenso wie mit den Gestaltungsmitteln der Gegenwart und dem Wissen von heute über die Dinge von gestern. So erlebt der Besucher hier zugleich Vergangenes und Gegenwärtiges, Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes. Er schaut zurück durch die Brille der historischen Erfahrungen und aktuellen Deutungen und blickt zugleich voraus aus dem Umfeld der Dinge von gestern auf die Bedingungen von heute und morgen.

Diese Dialektik der Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem kennzeichnet ein solches Museum in besonderer Weise. Wo anders könnte daher der Diskurs „zwischen Wissenschaft, Gesellschaft, den Menschen, der Technik und der politischen Verantwortung“ (Späth) wohl besser stattfinden als an einem Museum für

Technik und Arbeit, das ebenso Forum für Fragen an die Vergangenheit sein will wie für solche an die Gegenwart und Zukunft?

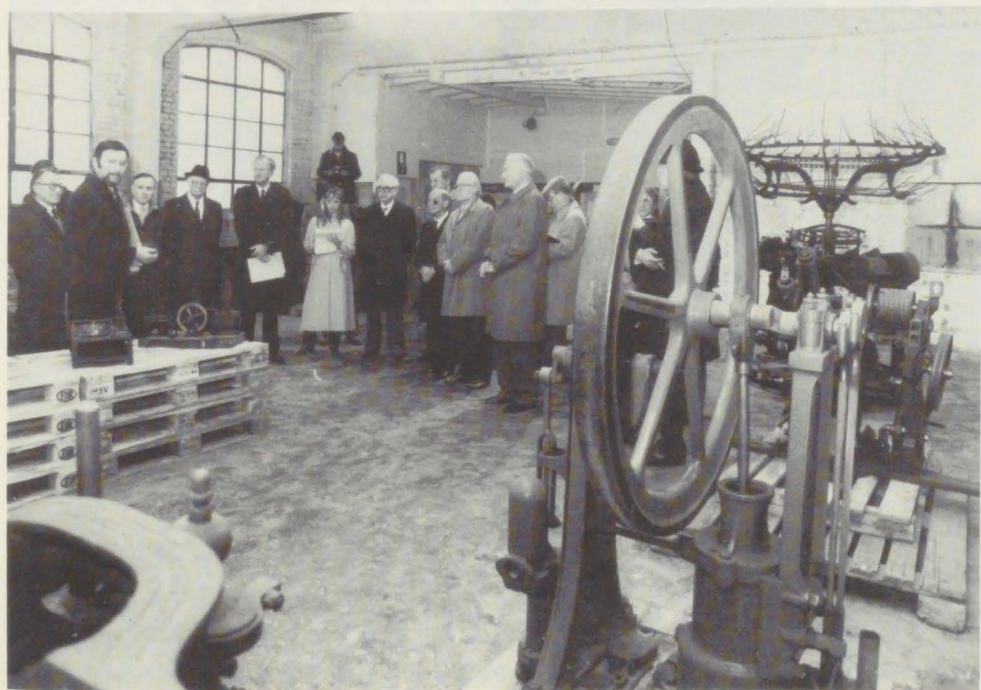
### **Vom Ausstellungsvorhaben zum Museumsprojekt**

Es waren in der Tat zunächst vor allem Fragen nach dem Woher und dem Wohin unseres Sozialstaates, die im Gefolge der gesellschaftlichen Veränderungen in den 1960er Jahren auch hierzulande Initiativen zum Sammeln und Präsentieren sozialgeschichtlicher Dokumente auslösten. Eine Diskussion zum Thema „Ist eine gemeinsame Dokumentation unserer Sozialgeschichte möglich“ zwischen Politikern, Historikern, Gewerkschaftern und Unternehmern anlässlich einer Tagung

der Evangelischen Akademie Bad Boll vom 15.–17. 11. 1965 mündete in die Forderung, ein „Haus der Sozialgeschichte“ einzurichten. Die beteiligten Politiker – an ihrer Spitze Baden-Württembergs Ministerpräsident Dr. Kurt-Georg Kiesinger und Kultusminister Prof. Dr. Wilhelm Hahn – und die Vertreter der Tarifparteien sagten ihre Unterstützung zu. Den vorläufigen organisatorischen Rahmen hierfür sollte der im folgenden Jahr auf Initiative des Historikers und Fernsehjournalisten Hans-Jürgen Weineck in Mannheim gegründete „Verein zur Darstellung der deutschen Sozialgeschichte“, dessen Vorsitz Kultusminister Hahn übernahm, bilden. Der Verein wurde in der Folgezeit zu einer Plattform für erste Sammel- und Ausstellungsak-

tivitäten und für Planungen zu einer großen Landesausstellung über „Sozialgeschichte im Südwesten“ (ab 1975). Während aber die politische Seite und die Fachwissenschaft ihrem in Bad Boll gezeigten Interesse Taten folgen ließen und den Verein in seinen Aktivitäten unterstützten, ließen es die unternehmerische und die gewerkschaftliche Seite daran fehlen, so daß den weiteren Vorhaben bald die ursprünglich geplante übergreifende Basis fehlte, was die Wirkungsmöglichkeiten in der Breite behinderte.

So blieb es vor allem beim Vorgehen auf der landespolitischen Schiene. Das führte schließlich im Frühjahr 1978 zu einem ersten größeren Ergebnis, als Kultusminister Hahn dem Kabinett Filbinger in einer Vorlage die



*Übernahme von Sammlungsgegenständen des „Vereins zur Darstellung der Deutschen Sozialgeschichte“ durch das Landesmuseum am 22. 11. 1984 in der Fa. Boehringer Mannheim (ganz links der Vereinsgründer Hans-Jürgen Weineck, rechts der Vereinsvorsitzende Prof. Dr. Wilhelm Hahn, in der Mitte der Firmeninhaber Curt Engelhorn, links daneben mit Hut der Vorsitzende des Museumsvereins für Technik und Arbeit, IHK-Präsident Dr. Hans K. Göhringer).*





Eröffnung des Cannstatter Volksfestes 1818: Ausschnitt aus einem der Zeitbilder zwischen den Stationen der „Reise durch Raum und Zeit“; im Stil eines Ausschneidebogens des 19. Jahrhunderts.



Erarbeitung einer industrie- und arbeitsgeschichtlichen Ausstellung empfahl. Darauf fußte der Beschluß des Ministerrats vom 8. 8. 1978, eine sozialgeschichtliche Landesausstellung über „Industrie und Arbeit in Baden-Württemberg“ durchzuführen und diese zugleich als Beitrag zu einem „Industriemuseum“ zu nutzen.

Während sich kurz darauf eine kleine Arbeitsgruppe unter Federführung des Sozialministeriums und konzeptioneller Zuarbeit des Freiburger Wirtschafts- und Sozialhistorikers Prof. Dr. Hugo Ott an die Konkretisierung des Ausstellungsvorhabens machte, traten parallele Initiativen zum Stichwort Industrie- oder Technikmuseum immer stärker in den Vordergrund. Das verlieh der Entwicklung zunehmend eine neue Richtung.

Ausgangspunkt waren Forderungen an die Regierung, einen Beitrag zur Bewahrung technischer Kulturgüter vor der Verschrottung zu leisten. Dahinter stand die wachsende Einsicht in die Bedeutung des Bildungsgegenstandes Technik für das Verständnis der modernen Welt. Gegen Ende unseres technischen Jahrhunderts sei es an der Zeit, der „Maschine“ in ihrem komplexen Bedeutungsgehalt endlich jenen musealen Rang einzuräumen, der ihr im Spannungsfeld von materieller Kultur, Mensch und Gesellschaft zukommt. Seit Mitte der 1970er Jahre gewann so die Idee eines zentralen technischen Museums im Lande immer mehr an Boden. Im Herbst 1977 wurde der Naturwissenschafts- und Technikhistoriker an der Universität Stuttgart, Prof. Dr. Armin Hermann, vom Staatsministerium gebeten, ein erstes Konzept für ein landesweites Technikmuseum auszuarbeiten. Dieses solle zugleich auf wichtige Entwicklungslinien der Sozialgeschichte Südwestdeutschlands eingehen. Noch im gleichen Jahr legte Hermann einen Entwurf für ein solches Museum vor und bereits am Jahresbeginn 1978 befaßte sich der Ministerrat in Stuttgart mit dem darauf basierenden Vorschlag des Ministerpräsidenten

Filbinger, ein „Museum für Technik und Erfindungen“ im Lande zu errichten; der Ministerrat stimmte ihm grundsätzlich zu.

Die Museumsidee gewann noch weiter an Boden, als sich am 5. 6. 1978 in Stuttgart der „Museumsverein für Technik Baden-Württemberg“ unter seinem tatkräftigen Vorsitzenden Jörg Baldenhofer gebildet hatte und bald mit ersten Ausstellungen landesweit für die Museumsidee warb.

Dieser zur Entscheidung drängenden Entwicklung konnte sich auch der neue Ministerpräsident Lothar Späth nicht entziehen. Im Gegenteil, er setzte sich an ihre Spitze und verkündete am 18. 10. 1978 anläßlich der Jahresversammlung der Fraunhofer-Gesellschaft in Stuttgart öffentlich das Vorhaben der Regierung, in naher Zukunft ein „landesweites technisches Museum“ zu errichten. Umgehend beauftragte er das Ministerium für Wissenschaft und Kunst, erste Vorschläge für eine wissenschaftliche und didaktische Konzeption des Technikmuseums zu erarbeiten.

Auch die Landtagsfraktionen schalteten sich jetzt in die Diskussion ein und forderten am 8. 12. 1978 u. a., daß ein Landesmuseum für Technik „zugleich die Entstehung und Entwicklung des Deutschen Sozialstaates in ihrem Zusammenhang mit dem technischen Fortschritt“ darstellen solle. Der Einfluß des „Vereins zur Darstellung der deutschen Sozialgeschichte“ ist unverkennbar.

Ein technisches Landesmuseum dürfe jedoch „weder Sprachrohr der Landesregierung sein . . . , noch der Industrie, noch der Gewerkschaften“, forderte kurz darauf der bereits genannte Stuttgarter Ordinarius Armin Hermann in einer Denkschrift vom 12. 1. 1979. Ihr Autor übernahm in der Folge den Vorsitz eines vom Wissenschaftsminister berufenen Wissenschaftlichen Beirats für das „Technische Landesmuseum“. Die in der Denkschrift formulierten Grundsätze zur Museumskonzeption bildeten die Richtschnur für die Arbeit des Beirats und der im Wissenschaftsmi-



nisterium gebildeten Projektgruppe. Ihr flossen darüber hinaus die Ergebnisse der Arbeitsgruppe zur Vorbereitung der sozialgeschichtlichen Ausstellung zu. Deren Planung wurde auf Beschluß des Ministerrats vom Juli 1979 zugunsten des Museumsprojekts eingestellt.

Damit geriet das Museumsvorhaben in ein konkretes Stadium, zumal als sich im Spätjahr 1979 die Regierung in einer Vorlage mit einer Standortempfehlung und grundlegenden Museumsthesen an den Landtag wandte. In den Beratungen des kulturpolitischen Ausschusses und in den anschließenden Debatten im Plenum spiegelte sich noch einmal das Ringen der „im Rennen“ verbliebenen Städte Karlsruhe, Göppingen, Stuttgart und Mannheim um den Zuschlag bei der Standortfestlegung.

Am 7. Februar 1980 entschied sich dann der Landtag von Baden-Württemberg für den Standort Mannheim. Dabei folgte er auch den Vorstellungen der Landesregierung von einem Zentralmuseum ohne Zweigstellen. Dieses war der parlamentarische Gründungsakt des „Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim“ – so die offizielle Bezeichnung seit 1981. Hierfür brachte das Land Baden-Württemberg in der Folgezeit mehr als 160 Millionen Mark an Investitionskosten auf.

### **Aufbauarbeit in Mannheim**

Die Museumsgründung war eine Gründung ‚auf der grünen Wiese‘, fehlte es doch sowohl an einschlägigen Sammlungen als auch an einem geeigneten Museumsgebäude. Als keine der untersuchten Liegenschaften in Mannheim (Fabrik- und Werftbauten etc.) den gestellten Nutzungs- und Verkehrsanforderungen gerecht wurde, entschied man sich für einen Neubau an der östlichen Stadteinfahrt (Autobahnabzweigung Mannheim-Mitte). Das bedeutete für die Projektgruppe nicht zuletzt Zeitgewinn zugunsten der Konzeptentwicklung, der Ausstellungsplanung, einer gezielten Sammeltätigkeit und des Personal-

aufbaus. Nach Abschluß des zweistufigen Bauwettbewerbs gab die Landesregierung im Juni 1983 ‚grünes Licht‘ für die Realisierung des erstplazierten Entwurfs der Berliner Architektin Ingeborg Kuhler. Er wies in der ersten Baustufe rund 25.000 m<sup>2</sup> Nutzfläche, darunter knapp 8.000 m<sup>2</sup> Ausstellungsfläche, auf sechs Ebenen aus. Der Rohbaubeginn verzögerte sich gleichwohl noch bis zum März 1986. Inzwischen war der Direktor bestellt (Prof. Dr. Suhling), das endgültige Konzept sowohl vom Ministerrat als auch vom Landtag gebilligt (1985) und das Museum in eine vom Land und der Stadt Mannheim getragene Stiftung des öffentlichen Rechts überführt worden

Als Folge des späten Baubeginns geriet der technische Ausbau des Museumsgebäudes 1988 ebenso wie bald darauf die Einrichtung der Ausstellungen mit ihren zahlreichen Haus-in-Haus-Konstruktionen in die Phase einer zunehmend überhitzten Baukonjunktur, die ständig für Termin- und Kostenüberschreitungen sorgte. Technischer Ausbau und Museumseinrichtung überlagerten und behinderten sich schließlich in einer für alle Beteiligte höchst strapaziösen Weise. Angesichts des vorgegebenen Eröffnungstermins mußte der geplante ‚Probelauf‘ aus Terminnot ebenso entfallen wie auch der Anspruch aufgegeben werden, das neue Haus – von den Ausstellungen über die Bibliothek und Mediodothek bis zu den zahlreichen Werkstätten – am Eröffnungstag in allen Details komplett eingerichtet zu haben. Nach Eröffnung des Museums sah der ‚Verein zur Darstellung der deutschen Sozialgeschichte‘ seinen Zweck erfüllt und löste sich im Herbst 1990 auf.

### **Die zwei ‚Säulen‘ der Ausstellungs-konzeption**

Die Konzeption des Landesmuseums ruht im wesentlichen auf zwei ‚Säulen‘: Zum einen ist es die inhaltliche Orientierung und Strukturierung als ‚historisches Museum‘. Zum an-



*Der Neubau des Landesmuseums eineinhalb Jahre vor der Eröffnung von Südwesten (links davor der Neubau des Regionalstudios des Süddeutschen Rundfunks, ebenfalls von der Architektin Ingeborg Kubler).*

deren ist es konzipiert als ‚arbeitendes Museum‘ mit Vorführbetrieb, für den von vornherein die technischen, baulichen und gestalterischen Voraussetzungen geschaffen wurden.

Das variable Vorführprogramm bietet dem Besucher nicht nur Einblicke in die Funktionsweisen zahlreicher technischer Exponate und ganzer Exponatensembles (vom vorindustriellen Tretrad bis zur High-Tech-Fertigung von Mikrochips), es vermittelt ihm auch Einsichten in historische und aktuelle Arbeitsvollzüge und Produktionsabläufe, in die Vor-, Zwischen- und Endprodukte gewerbli-

cher Arbeitsprozesse und ihre Bedingungen. Geschulte Vorführtechnikerinnen und -techniker informieren ihn zudem über das jeweilige berufliche sowie das sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Umfeld der dargestellten Arbeitsplätze. Das gilt z. B. für den Arbeitsplatz Dampfisenbahn, die mehrmals täglich zur Mitfahrt durch das langgestreckte Museumsgebäude und anschließende Freigelände einlädt. Das gilt ebenso für den CAD-Arbeitsplatz oder den am NC-Drehautomaten, für die Arbeit in der Textilfabrik oder in der Hausweberei ebenso wie am Porsche-Montageband oder an der Scanner-Kasse, an

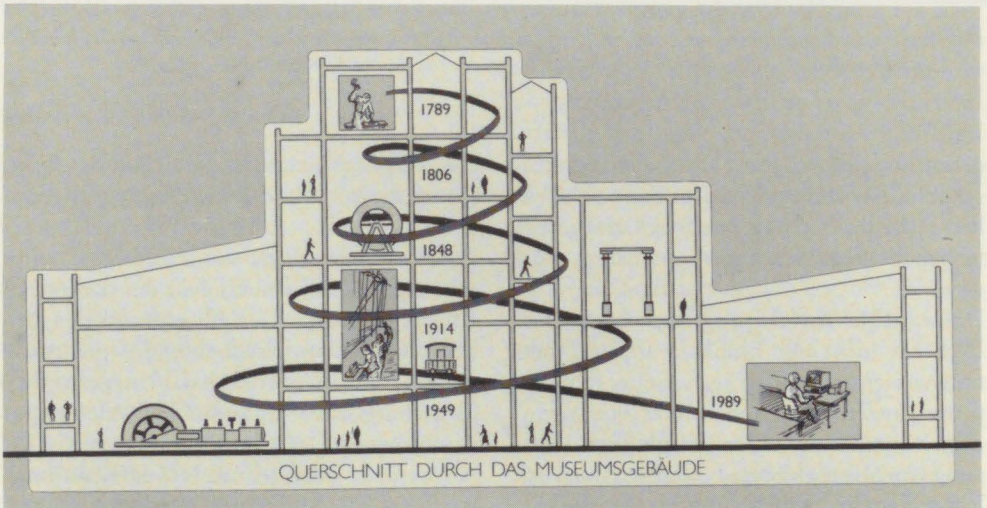


der Rundsiebpapiermaschine oder an der Tandemdampfmaschine etc.

Das grundlegende Element der *historischen Struktur* des Museums ist die jeweilige ‚Verortung‘ der Ausstellungseinheiten nach den Kategorien historischer Raum (Städte und Regionen Südwestdeutschlands) und Zeitpunkt oder Zeitphase der geschilderten Ereignisse. Der Besucher vollzieht entlang eines Hauptrundgangs gleichsam eine *Reise durch Raum und Zeit*, die sich konfigural im Bild einer Raum-Zeit-Spirale fassen läßt. Ihre Achse bildet die Zeitspanne vom späten 18. Jahrhundert bis heute, ihre immer größer werdenden Radien symbolisieren das ständig stärkere Ausgreifen der Industriellen Revolution in alle Lebensbereiche hinein. Von der obersten zur untersten Ausstellungsebene – das Museumsgebäude weist sechs solcher durch Rampen verbundenen Ebenen aus – berührt oder durchwandert der Besucher sechzehn Stationen des technisch-sozialen Wandels der letzten zweieinhalb Jahrhunderte. Dabei lernt er in musealer Umsetzung

- a) Triebkräfte der Entwicklung in der *Phase der Vorbereitung und Frühindustrialisierung* exemplarisch kennen,
- b) Faktoren des Übergangs von der Agrar zur Industriegesellschaft in der *Phase der Gründerzeit und der Hochindustrialisierung*,
- c) Chancen und Probleme der andauernden wissenschaftlich-technischen Schübe in der Industriegesellschaft der *zeitgeschichtlichen Phase* seit dem Ersten Weltkrieg.

Die Ausstellungseinheiten (Stationen) stellen mithin keine traditionellen Fachabteilungen mit in sich längsschnittartigen Strukturen oder Produktgenealogien dar. Sie besitzen vielmehr den Charakter von Momentaufnahmen oder Schlaglichtern historischer Entwicklungen. Diese werden als *pars pro toto* der allgemeinen Entwicklung in Mitteleuropa an Beispielen aus dem südwestdeutschen Raum in musealer Reduktion dargestellt. Ein zusätzliches Informationsangebot (Texte, Bilder, Videos, Tonprogramme) verknüpft die Einheiten inhaltlich miteinander und ergänzt sie. Erleichtert wird dem Besucher die



Eine grafische Umsetzung des Ausstellungsprogramms (Raum-Zeit-Spirale) im Hausquerschnitt: eine „Reise“ von Station zu Station des technisch-sozialen Wandels vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

zeitliche Orientierung namentlich durch die gestalterisch herausgehobenen ‚Zeitbilder‘ und die ‚Zeitreisen‘ des Geschichtstouristen *Eisele* in den Video-Kurzfilmen, die den Ausstellungseinheiten vorgeschaltet sind bzw. diese verbinden.

## Schlußbemerkungen

Zeitbilder und Raum-Zeit-Strukturen im Ausstellungsprogramm bilden einander ergänzende und verstärkende Elemente. Sie sind in ihrer Durchgestaltung und Konsequenz eine wesentliche innovative Basis der historischen ‚Säule‘ des Museumskonzepts, ebenso wie es die Funktionsfähigkeit vieler Exponate industrieller Provenienz für die des ‚arbeitenden Museums‘ ist. Der Austausch von Zeitbildern, von Exponaten oder von ganzen Ausstellungseinheiten, die modularartig konzipiert sind, wird darüber hinaus dafür sorgen, daß auch von dieser Seite her das Museum ein lebendiger Erlebnis- und Lernort bleiben wird.

Nur wer Fragen stellt, kann auf Antworten hoffen. Wir hoffen, daß viele im neuen Landesmuseum zum Dialog mit dem Vergangenen und Gegenwärtigen angeregt werden, daß das Museum für den Besucher zu einer Begegnungsstätte wird, die seine Einsicht in die historische Bedingtheit unseres Seins und die Wirksamkeit der Überlieferung stärkt und andererseits den Blick aus der historischen Perspektive auf die Erfordernisse der Gegenwart und Zukunft lenkt.

---

## Literaturhinweise

Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.), „Rückblick der Sozialpartner“. Ist eine gemeinsame Dokumentation unserer Sozialgeschichte möglich? Bad Boll 1965.

Mitteilung der Landesregierung vom 9. 11. 79 an den Landtag von Baden-Württemberg: Bericht der Landesregierung zur Errichtung eines Landesmuseums für Technik und Sozialgeschichte. Landtagsdrucksache 7/6567.

Projektgruppe Technik-Museum Baden-Württemberg (Hrsg.): *Begegnungen mit der Technik in der Industriegesellschaft*. Landesmuseum in Mannheim. Karlsruhe 1980.

Andreas Plattner: Ein helles Schiff auf grüner, bewegter See. Zur baulichen Konzeption des Landesmuseums für Technik und Arbeit. In: *Die Wirtschaft*, Nr. 12, 1983, S. 768–771.

Lothar Suhling: Eine Raum-Zeit-Spirale als strukturierendes Prinzip. Konzeptionelle Überlegungen zur Darstellung der Technik- und Sozialgeschichte. In: *Ebd.* S. 772–774.

Ders.: Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Ein Zwischenbericht. In: *Mannheimer Hefte*, H. 2, 1985, S. 66–69.

Ministerium für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg (Hrsg.): *Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim* (Nr. 7 der Schriftenreihe „Aus der Welt von Wissenschaft und Kunst“). Karlsruhe 1986.

Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (Hrsg.): *Räder, Autos und Traktoren – Erfindungen aus Mannheim*. Wegbereiter der mobilen Gesellschaft. Mannheim 1986.

Albrecht Strobel: Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Städtebaulich und architektonisch prägnante Erscheinung. In: *Die Wirtschaft*. Nr. 9, 1989, S. 644–648.

Rainer Wirtz: Aspekte historischer Arbeitswelten. Ziele des neuen Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim. In: *Beiträge zur Landeskunde*. Nr. 4, 1990, S. 16–19.

Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (Hrsg.): *Stationen des Industriezeitalters im deutschen Südwesten*. Ein Museumsrundgang. Stuttgart 1990.

Finanzministerium Baden-Württemberg (Hrsg.), *Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim*. Ein Projekt der Staatlichen Hochbauverwaltung. Mannheim 1990.

Joachim Kallinich, *Arbeitswelt und Museum*. Gestaltungsprinzipien des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim. In: *Museumskunde*. Nr. 55, 1990, S. 198–203.

Lothar Suhling, *Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim wurde eröffnet*. In: *Mannheimer Hefte*. H. 1, 1991, S. 1–14.





*Kreuzrippengewölbe im Wegehaus*



# Architektur und Museum

Entwurf und Ausführung des Landesmuseums für Technik und Arbeit  
in Mannheim

*Albrecht Strobel, Mannheim*

Museum, das ist gleichermaßen Inhalt und bergende Hülle – zwei gestalterische Elemente, die in Wechselwirkung stehen und zu einem Ganzen verschmelzen sollten. Mit dem Inhalt stellt der Nutzer – das Museum als öffentliche Einrichtung – den Kontakt zum Publikum her, mit der bergenden Hülle der Architekt. Bei manchen neuen Museen ist freilich die bergende Hülle so sehr architektonisches Kunstwerk, Selbstzweck, daß man sich bei diesen Publikumsattraktionen fragt: Stören die ausgestellten Exponate?

Ob es zu einer zweckmäßigen, zu einer ästhetisch gleichermaßen ansprechenden Symbiose kommt, zu einer als Einheit empfundenen Akzeptanz des Publikums, das hängt von vielen Faktoren ab: vom Standort, seiner Topographie, von der Bauherrschaft, vom architektonischen Entwurf, von der Entscheidungsfreudigkeit eines Preisgerichts und von der Ausstellungsgestaltung des Nutzers. Bei den anstehenden Entscheidungen steht der Nutzer selten im Mittelpunkt. Beim Mannheimer Landesmuseum sprach dagegen schon die schiere Größe des Bauvolumens von 146.000 m<sup>3</sup>. Projekte dieser Größenordnung haben wirtschaftliche Aspekte, städtebauliches Gewicht und, schon von den Baukosten her, Kabinetts-, Landtags- und Gemeinderatsentscheidungen zur Grundlage. Der Nutzer spielt seine Mittlerrolle mehr im Vorfeld bei der Aufgabenformulierung, bei der Überplanung und in der Nachhut bei der Baudurchführung – mit der bei öffentlichen

Bauten immerwährenden Problematik, daß die langwierigen Genehmigungs- und Ausschreibungsverfahren der Kosten- und Konjunkturentwicklung hinterherhinken, sich die Terminpläne nach hinten verschieben, daß andererseits der Staat als Bauherr sparen und der Nutzer vom Optimum dessen, was er zu benötigen meinte, abrücken sollte.

## Standortfindung

Für das Landesmuseum, das es auf „grüner Wiese“ ohne jeglichen Sammlungsfundus, ohne Depots und vorbereitende Werkstätten zu gründen galt, mußte die Standortfindung ausschlaggebender als für andere Museen sein. Die Frage, wo das neue Museum erbaut werden sollte, war allerdings nicht einfach zu beantworten. Klar war den Planungsbeteiligten, daß ein Landesmuseum dieser Größenordnung nur in die Landeshauptstadt kommen konnte, also nach Stuttgart, oder an einen vergleichbaren Platz. Dafür bot sich Mannheim als einer der ältesten und größten Industriestandorte im Lande an, eine Universitätsstadt mit Fachhochschulen und Berufsakademie, im Herzen von wichtigen Nah- und Fernverkehrsverbindungen gelegen und ein großes, über die Landesgrenzen hinausreichendes Einzugsgebiet aufweisend. Neben Stuttgart und Mannheim hatten sich aber noch andere Städte beworben.

Die Landesregierung ließ sich bei der Standortentscheidung von sachlichen Kriterien lei-



ten: von der Erreichbarkeit im Lande und am Ort, vom Bildungswert des Standorts, seinem Einzugsbereich und schließlich vom Geländeangebot. Außerdem waren weitere Auflagen maßgeblich: Die Standortkommune sollte das erforderliche Gelände – nach ersten Planungsüberlegungen für einen Bau mit 20.000 bis 25.000 m<sup>2</sup> Bruttogeschossfläche – unentgeltlich zur Verfügung stellen und sich am jährlichen Aufwand für das Museum zu einem Drittel beteiligen. Der Neubau selbst sollte vom Land Baden-Württemberg erstellt werden.

Auf Grund dieser Kriterien und Auflagen waren nach Detailverhandlungen im Juli 1979 von den verschiedenen Bewerbern – unter ihnen bis zuletzt Karlsruhe und Göppingen – nur noch Stuttgart und Mannheim übriggeblieben. Die Stadt Mannheim hatte in den Verhandlungen drei Geländeangebote unterbreitet, darunter das attraktive, von der Landesregierung früh anvisierte Maimarktgelände, eben an jener Stadteinfahrt der Autobahn Mannheim-Heidelberg gelegen, wo jedes Jahr Ende April/Anfang Mai eine der größten Regionalausstellungen der Bundesrepublik Hunderttausende von Besuchern anzog.

In seiner Sitzung vom 7. Februar 1980 sprach sich dann der Landtag von Baden-Württemberg – einer entsprechenden Beschlußempfehlung des Ministerrats vom 9. Oktober 1979 folgend – mit großer Mehrheit für Mannheim als Standort aus. Mit der Standortentscheidung war zugleich der parlamentarische Gründungsakt für das neue Landesmuseum im äußersten Nordwesten des Landes vollzogen.

Zuvor hatte der Mannheimer Gemeinderat, um nicht doch noch Stuttgart zu unterliegen, die Auslobung eines städtebaulichen Wettbewerbs beschlossen mit dem Ziel, ein einheitliches und städteräumliches Gesamtkonzept für den Mannheimer Osten zu entwickeln, in welches der Museumskomplex auf dem Maimarktgelände einzufügen war.

Das Ergebnis war ex post zukunftsweisend – schon im Hinblick auf die spätere Akzeptanz des verlegten Maimarkts –, aber ex ante mit Opfern und Unmut in der Mannheimer Bevölkerung verbunden: Sollte doch der Maimarkt samt Fertighauscenter zwei Kilometer weiter Richtung Heidelberg ins Mühlfeld wandern, um Platz für ein noch weitgehend unbekanntes Museum zu schaffen. Stadt und Land hielten aber trotz der kommunalpolitischen Auseinandersetzungen, trotz wirtschaftlicher Rezession und Finanzierungsschwierigkeiten an dem Projekt fest. Der im Mai 1981 gefaßte Beschluß des Ministerrats, einen bundesweiten Architektenwettbewerb auszuloben, gab den Start frei für den Lauf der planerischen Vorbereitungen und baulichen Realisierung.

### Architektenwettbewerb

Die Grundlage für die Auslobung des Architektenwettbewerbs bildeten erste Nutzungsanforderungen, die von einer Projektgruppe des Museums in Abstimmung mit dem Ministerium für Wissenschaft und Kunst und dem Staatlichen Hochbauamt Mannheim erarbeitet worden waren.

Ausgeschrieben wurde der Wettbewerb am 1. April 1982. Er beinhaltete gegenüber der ursprünglichen Planung zwei wesentliche Änderungen. Der Süddeutsche Rundfunk strebte den Bau des regionalen Rundfunk- und Fernsehstudios in Verbindung mit dem Landesmuseum auf dem Maimarktgelände an. Diese Absicht wurde von Stadt und Land begrüßt und führte zur Aufnahme in das Wettbewerbsprogramm. Dagegen wurde aufgrund finanzieller Überlegungen das Raumprogramm des Museums in zwei Bauabschnitte aufgeteilt. Zurückgestellt für einen zweiten Bauabschnitt wurden im wesentlichen 50% der Ausstellungsfläche: Für ein Museum, in dem der Bevölkerung die Entwicklung der Technik und ihr Einfluß auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte auch in



*Nordansicht*

Gestalt von in Funktion vorzuführenden Maschinenensembles dargestellt werden sollte, schon eine gravierende Schwächerung. Das zeigte sich später bei den Entwurfsarbeiten für die Ausstellungsgestaltung.

Das zur Auslobung kommende Raumprogramm (mit Hinweis auf einen 2. Bauabschnitt) gliederte sich in vier Zonen unterschiedlicher Funktionsbereiche:

- Ausstellungsbereich mit knapp 7.000 m<sup>2</sup> Hauptnutzfläche (HNF)
- Besuchereinrichtungen (u. a. Foyer, Cafeteria, Vortragssaal, Seminarräume) mit ca 1.500 m<sup>2</sup> HNF

- Werkstätten und Depots mit ca. 3.200 m<sup>2</sup> HNF
- Forschung, Dokumentation, Bibliothek, Verwaltung mit ca. 1.500 m<sup>2</sup> HNF.

Hinzu kamen die notwendigen haustechnischen Betriebseinrichtungs- und Funktionsräume sowie umfangreiche Außenanlagen (u. a. Parkplätze, Werkhöfe) auf dem ca. 12 ha großen Grundstück.

Das Preisgericht tagte vom 4. bis 6. Oktober 1982 unter dem Vorsitz von Professor Hans Kammerer in der Multihalle in Mannheim. Der fast gründerzeitliche Museumsboom der



endenden siebziger und beginnenden achtziger Jahre äußerte sich in der Beteiligung. Hat-ten doch die Architekten über den gewissen Nachholbedarf an Museen einen Freiraum entdeckt, den sie vorher mit seiner kreativen Herausforderung – bekanntlich wird gerade dem Museumsbau von öffentlichen und privaten Bauträgern gleichermaßen ein hoher künstlerischer Anspruch zugestanden – nicht so gesehen hatten. „Ich finde Kulturbauten als Bauaufgabe sehr schön. Das liegt sicher zum Teil auch an der Bauherrschaft. Da gibt es Räume, die man gestalten kann, z. B. einen Konzertsaal oder ein Museum . . .“, sagt auch Barbara Jakubeit, Präsidentin der Bundesbaudirektion, nach ihrer liebsten Bauaufgabe befragt (Deutsche Bauzeitung 3 (1991)).

Das Preisgericht hatte 100 – in Worten: hundert – zur Bewertung zugelassene Entwürfe zu beurteilen. Fast alle Arbeiten boten – getreu den Nutzungsanforderungen bzw. dem Sinngehalt der Auslobung – eine Flachbaulösung an.

Die große Überraschung des Wettbewerbs war der 1. Preis von Ingeborg Kuhler, Berlin, mit Gartenarchitekt Jürgen Zilling: „Ein langgestreckter, schmaler Hochbau, der – eingebettet in einen Grünraum – eine städtebaulich wie architektonisch ebenso prägnante wie für ein Museum ungewöhnliche Erscheinung bot“ (Professor Herbert Fecker).

Das Preisgericht formulierte: „Durch den markanten mehrgeschossigen Baukörper schafft der Verfasser eine Baufigur, die diesem bisher heterogenen städtischen Raum Ordnung und Gewicht gibt. Das Bauwerk ist nicht nur Gefäß, sondern signalisiert eine Fülle von städtischen und technischen Elementen in einem Wechselspiel von Bewegung und statischem Verharren. Die Konzentration der Baumasse auf einem schmalen Baugrund entlang der A 656 kommt zudem der Entwicklung des nördlichen Freiraums zugute. Zwischen Luisenpark und Museum entsteht ein vorbildlicher Landschaftsraum, der das Museum in die Parksituation einbezieht, der aber auch in das Innere des Gebäu-

des hineinwirkt, das heißt, von hier aus erlebt wird . . . . So erlebt der Besucher eine Fülle von Ein- und Ausblicken, während er sich über Rampen und Treppen an kleinen und großen Räumen vorbei – hinauf oder hinab gelockt fühlt. Jede Station, die er berührt, wird zum besonderen Ort . . . . Die Organisation des Ganzen wirkt wohl durchdacht wennschon sie in einigen Details überkompliziert erscheint und der Straffung bedürfte. Die Transportwege für große Exponate sind nicht eindeutig erkennbar. Die Verteilung der Ausstellungsfläche auf mehrere Ebenen erschwert unter Umständen die Darstellung kontinuierlicher Zusammenhänge, und Exponate in Bewegung bedürfen im Stockwerksbau besonderer konstruktiver Maßnahmen. Aber das Ganze ist sicher ein Haus oder besser ein Gebilde, das zu durchwandern Spaß, wenn auch Mühe macht.“

Es ergaben sich also Infragestellungen vor allem aus dem Problem der Unterbringung schwergewichtiger, großflächiger Produktionsbereiche mit im Betrieb laufenden Maschinen und des innerbetrieblichen Transportsystems, die auch das Preisgericht zur Empfehlung veranlaßten, die ersten vier Preisträger mit einer Überarbeitung zu beauftragen.

#### Ergebnis der 1. Wettbewerbstufe:

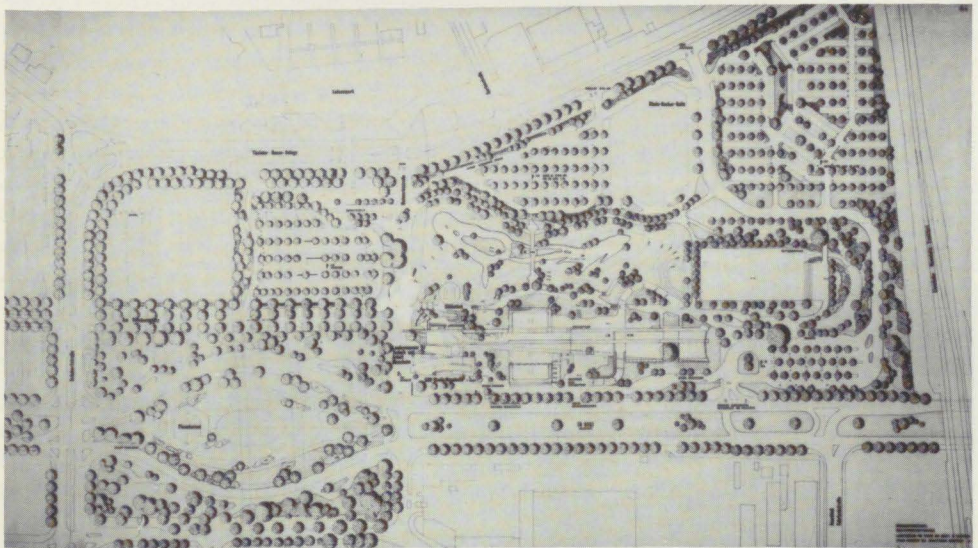
1. Preis	DM 70.000	Ingeborg Kuhler, Jürgen Zilling, Berlin
2. Preis	DM 60.000	Gerhard Christ u. Helmut Jacoby, Wiesbaden
3. Preis	DM 45.000	Horst Bidlingmaier u. Heinz Egenhofer, Stuttgart
4. Preis	DM 36.000	Behnisch u. Partner Stuttgart
5. Preis	DM 24.000	Klar, Schuwirth u. Erol Erman, Hannover
6. Preis	DM 20.000	Gustav Peichl, Wien
1. Ankauf	DM 15.000	Roland Ostertag Isernhagen
2. Ankauf	DM 15.000	Wilhelm Kücker, München
3. Ankauf	DM 15.000	Dieter Hermann, Knut Lohrer u. Thorsten Gesswein, Stuttgart

In der 2. Wettbewerbsstufe standen sich – auch nach nutzerseitigen Anhörungen und Erläuterungen – letztlich zwei Philosophien gegenüber – oder in der Sprache des Preisgerichts: „Die flächig in einer Ebene entwickelte Konzeption des Entwurfs Behnisch bringt in seiner betont anspruchslosen, aber die Situation meisternden städtebaulichen Ausformung qualitativ hochwertige, ausreichend differenzierte Raumqualitäten . . . Der Baukörper in seiner zurückhaltenden Erscheinung läßt einem Museumskonzept Raum“. „Von gänzlich anderer Konzeption ist der Entwurf Kuhler/Zilling. Die konsequente innenräumliche Gliederung, die Logik der Organisation, die ihren dominanten Ausdruck in der Signifikanz des Baukörpers erhält, führt insgesamt zu einer Kühnheit in der vertikalen Stapelung . . ., so daß ein herausragendes städtebauliches Gewicht im Bereich des Friedensplatzes entsteht. Ganz gewiß wird dieser Entwurf ein Museumskonzept mitbestimmen.“ Die Entscheidung zwischen den

Entwürfen von Kuhler/Zilling und Behnisch und Partner war denkbar knapp. Einig war sich das Preisgericht, daß beide Entwürfe funktionsfähig waren. Mit 9 : 8 Stimmen – auch gegen die beratende Stimme des Nutzers (horribile dictu) – kam der Beschluß zustande, den Entwurf Kuhler/Zilling zur Ausführung zu empfehlen. Dieser Beschlußempfehlung stimmte der Ministerrat am 27. Juli 1983 zu.

### Entwurf, Gebäude- und Raumstruktur, Überplanungen

Die Baufigur des Mannheimer Museums wird von der Architektin Kuhler als „Technikskulptur“, also als Kunstwerk verstanden. Beim Entwurf standen Urbilder der Technik Pate: Keil, schiefe Ebene und Rampe. Der Keil bildet die schräge Großform, die sich bei einer Längsausdehnung von beachtlichen 187,5 m entlang der Autobahneinfahrt (jetzt B 37) von Ost nach West in der Vertikalen



Lageplan des Wettbewerbsprojekts von 1982: Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim und Studio Mannheim des SDR



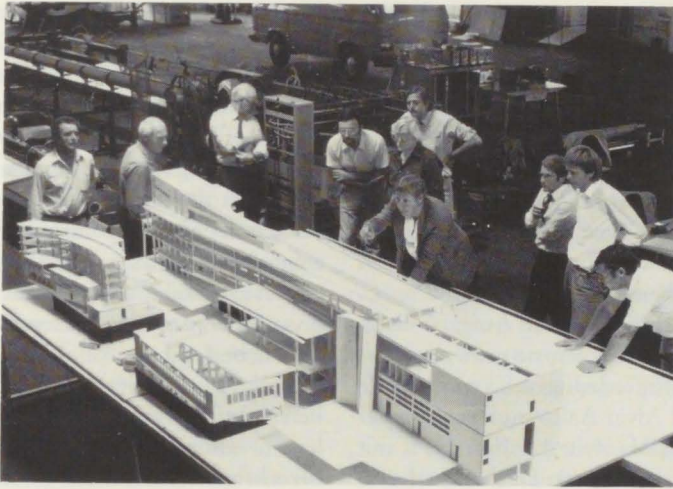
und Horizontalen auf die Stadt zubewegt – in der Dynamik betont durch die gegenläufige Bewegung der schrägen Rampen (Südfassade). In der Vertikalen fällt der Bau von 33 m (0.00 Niveau-Gelände auf 96.00 m über NN) um 3,5 Grad nach Osten hin auf 24 m ab und verbreitert sich in der Horizontalen von Ost nach West bei einer anfänglichen Querausdehnung von 28,6 m wiederum um den gleichen Winkel. Das kommunalpolitische Ziel der Stadt Mannheim, das aus dem vorangegangenen Ideenwettbewerb erkennbar war, beinhaltete einen neuen Stadteingang als Beginn einer neuen Entwicklungsachse. Es liegt nahe, daß diese Baufigur, die den Stadteingang betonte, sich mit den Hochbauten in der Umgebung und mit Fernmeldeturm und Collini-Center in der Ferne messen konnte, städtebaulich überzeugte. Die Lage des Bauwerks an einer stark befahrenen Verkehrsstraße auf der einen (Süd) und

zum Luisenpark (Nord) hin auf der anderen Seite führte bei der Gestaltung der Straßenseite zu fragmentarischen Motiven Mannheimer Bauweisen wie Block- und Industriebauung, während zum Luisenpark hin das Gebäude mehr als Monument erscheint mit überhöhtem Eingangsbereich (5 m über NN) und Industriepalastwand, unterbrochen von kleinen Balkonen als wiederkehrendem Motiv.

Die durch die schräge Großform, durch Keil und Rampe, durch die Fassade mit Verblendschalenmauerwerk aus weißglasiertem Ziegel (auch weißer Dämmputz) und mit weißen Leichtmetallfenstern (teilweise durch hellblaue Werksteinrahmen und -fensterbänke eingefasst) beschriebene Baufigur gründet auf der Außen- und Innenbau integrierenden skulpturellen Einheit von vier Häusern in einem Haus. Die im folgenden beschriebenen vier Häuser wurden zur Verständigung so



*Südansicht*



*Entwurfserläuterung am Modell 1:50, Sommer 1983; neben der Architektin Professor Fecker, Staatl. Hochbauverwaltung Baden-Württemberg und der Direktor des Landesmuseums*

benannt und dann auf den Plänen entsprechend bezeichnet:

Im „Kopfbau“ (41,25 m lang, 10geschossig), der sich nach Westen zur Stadt hin aufbäumt, waren von der Architektin nach dem Raumprogramm der Vortragssaal (oben, 300 Sitzplätze mit schrägen „Schlafaugen“), Seminarräume, Direktorium mit Verwaltungs- und Konservatorenräumen, Cafeteria und Foyer mit Besucheraufzügen untergebracht worden.

Südlich des Kopfbaus befindet sich das Studio des Süddeutschen Rundfunks (Planung ebenfalls Ingeborg Kuhler). Es wurde über 2 Brücken an das Foyer des Museums angebunden, ist für die Museumsbesucher zum Teil begehbar und bietet Einblicke in Hörfunk- und Fernsehstudios. An den Kopfbau schließt sich nach Osten hin der „Brückensbau“ an (45 m lang, fünfgeschossig mit dreigeschossigem Rampenbauwerk): der Hals am Kopf, Distanzgebäude mit Gängen/Brücken und schrägen Rampen als Übergang zum Herzstück des Museums, zum „Ausstellungshaus“.

Das Ausstellungshaus ist 6geschossig. Es hat eine Längsausdehnung von 60 m und weitet sich in der Querausdehnung auf der Ebene F, 5 m unter NN, jeweils hälftig über die schräge Großform hinaus auf insgesamt 77,5 m. Das Ausstellungshaus besteht so aus einem tiefgelegenen Flachbau mit einer Ausstellungsfläche von ca. 2.700 m<sup>2</sup>, in den das hohe Ausstellungshaus mit Ausstellungsflächen von ca. 1.000 m<sup>2</sup> pro Ebene gewissermaßen hineingleitet. Die Wegehäuser zum Flachbau bzw. im Inneren die schrägen Umgänge vom Hoch- zum Flachbau projizieren die abwärts gerichtete Bewegung auf die Fassade: Das Ausstellungshaus „versinkt“, „ankert“ in der Erde, eine von der Architektin gewollte Metapher.

Das die schräge Großform des Keils nach Osten hin abschließende „Produktionshaus“ (41,25 m lang, 5- und 6geschossig) ist bergende Hülle für Museumswerkstätten, Labors, Montagehalle und Depot sowie für Diensträume von Verwaltung und Wissenschaft. Sie ist wiederum Verbindungsstück (mit Stahlbrücke) zum geplanten 2. Bauabschnitt, der



dem Landesmuseum weitere Ausstellungsflächen bringen soll.

Der Architekt – oder das Preisgericht – bestimmt letzten Endes die Organisation und Funktion eines Museums, indem er dem Raumprogramm, den Nutzungsanforderungen die räumliche Gestalt gibt. Ingeborg Kuhler faßt ihre Entwurfsarbeit in einem neueren Interview so zusammen: „Entwerfen ist Knochenarbeit, sehr verzweifelnd . . . . Schon immer, wenn ich eine Aufgabe übernommen hatte, mußte ich sie gezwungenermaßen vernünftig erledigen. So gut wie Le Corbusier und Alvar Aalto muß es jetzt wenigstens sein“ (Die Zeit, 27. Juni 1991, mit biographischem Portrait). Das vertikal und linear vorgetragene Hauskonzept war jedoch bei aller architektonischen Kreativität museumsbetrieblich, ausstellungstechnisch und raumklimatisch zwängig; es mußte die Umsetzung des Museumskonzeptes mitbestimmen und war in diesem Sinne zumindest zu überplanen.

Für das Landesmuseum hatte eine beim Ministerium für Wissenschaft und Kunst angesiedelte kleine Projektgruppe ein erstes Raumprogramm in Form von Nutzungsanforderungen an den Neubau erarbeitet, die auch die Grundlage für den Realisierungswettbewerb bildeten. In den Nutzungsanforderungen wurden die wesentlichen Einheiten umschrieben, welche die Aufgaben eines Museums verwirklichen: Ausstellungsfläche, Besuchereinrichtungen, Werkstätten, Labors und Depotbereich, Archiv, Bibliothek und Mediothek sowie Forschung und Verwaltung. Bei der Mitarbeiterzahl ging man von 130 Beschäftigten aus. Aus Statistiken vergleichbarer Museen sowie aus Einzugsbereichsberechnungen wurden Annahmen für jährliche Besucherzahlen in Mannheim getroffen. Es gab Aussagen zur Qualität der Ausstellungsflächen, zum Stützenraster, zur Raumhöhe, zu eingezogenen Galerien, welche den Besuchern die Möglichkeit geben sollten, die Inszenierungen und im Betrieb

vorzuführenden Maschinenensembles aus verschiedenen Blickwinkeln, Zeitperspektiven zu betrachten. Es gab Schlußfolgerungen für die Be- und Entlüftung und die Forderung nach einer überwiegend natürlichen Ausleuchtung (Tageslichtmuseum).

Gewiß eröffneten diese Nutzungsanforderungen der architektonischen Interpretation einen Spielraum; auch existierte noch nicht ein in sich geschlossenes, auf abfragbaren Exponaten beruhendes Museumskonzept. Insgesamt bestand aber keine Unverbindlichkeit – ein Vorwurf, der von Architekten und Bauherren immer wieder gegenüber Museumsleuten erhoben wird –, sondern mehr der berechtigte Wunsch nach autonomer Flexibilität bei der Gestaltung oder Umgestaltung des Inhalts, die auch à la longue die Lebendigkeit eines Museums ausmachen – bei klarem Museumsauftrag! „Ein Museum mache ich in der Annahme, daß es hundert Jahre steht, es in diesen hundert Jahren zwanzig oder noch mehr Museumsdirektoren gibt und ganz unterschiedliche Sammlungen . . .“, so und nicht umgekehrt: Hans Hollein, der Architekt des Museums für Moderne Kunst in Frankfurt (FAZ Magazin, H. 589, Juni 1991).

Nach Beauftragung von Ingeborg Kuhler begann dann ab Juli 1983 ein intensiver Planungs- und Abstimmungsprozeß mit dem Bauherren, der Architektin, dem Nutzer und den jetzt unter Vertrag genommenen Fachplanern, Sonderingenieuren. Zum einen mußte das endgültige Raumprogramm erarbeitet werden als Grundlage des (haushaltsrechtlichen) Bauantrages, zum anderen waren weitere Überarbeitungsaufgaben des Preisgerichts in den Vorentwurf der Architektin einzubringen und funktionelle Zusammenhänge zu verbessern. Gleichzeitig erarbeitete die jetzt nach Mannheim übersiedelnde Projektgruppe des Museums unter ihrem zunächst kommissarisch, später hauptamtlich berufenen Leiter Dr. Lothar Suhling in umfassender Auseinandersetzung mit Inhal-

ten, Zielsetzungen und thematischen Zusammenhängen sowie deren Auswirkungen auf den Baukörper ein Ausstellungsprogramm, das die Vorgaben des Bauentwurfs und den Museumsgedanken verknüpfte.

Aus den Abstimmungs- und Planungsgesprächen, die den Gesamtbau mit Außenanlagen betrafen und in denen die vom Bauherrn und dem Nutzer zu finanzierenden Einrichtungen in einem Raumkataster festgelegt wurden, kann in dem zur Diskussion stehenden Rahmen nur hervorgehoben werden, daß es dem Nutzer gelang, die Bibliothek mit Lesesaal und Buchmagazin (geplanter Buchbestand 100.000 Bde.) in den 1. Bauabschnitt zu integrieren. Die geforderte Bibliothek war zum Planungsinhalt für den 2. Bauabschnitt geworden und stand in der 2. Wettbewerbsstufe bei der Architektin als selbständiges Gebäude (Turm) im Garten. Sie wurde jetzt dem Kopfbau einverleibt, dafür wanderten die Cafeteria in das Untergeschoß des Brückenbaus und die Seminarräume in das Ausstellungshaus. Im Produktionshaus wurden auf der Südseite weitere Räume für Wissenschaft und Verwaltung geschaffen; im Norden wurde die Raumstruktur von Montagehalle und Innendepots (ca. 770 m<sup>2</sup>, bei 15.000 m<sup>2</sup> Außendepots) so gestaltet, daß sie bei Errichtung des 2. Bauabschnitts in Ausstellungsräume umgewandelt werden konnten. Schier unergründbar war längere Zeit das innerbetriebliche Transportsystem. Es wurde schließlich gelöst durch einen Lastenaufzug von 15 t Tragfähigkeit (eingebaut im Produktionshaus), von dem aus die einzelnen Geschosse des Ausstellungshauses mit Gabelstaplern angedient werden können.

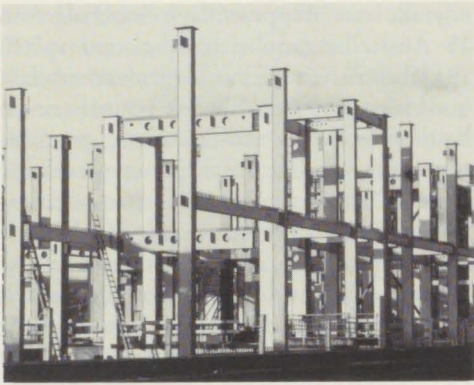
Die Antwort des Museums auf die Frage, wie man es mit der Integration des Ausstellungskonzepts halten wolle, war die „Raum-Zeit-Spirale“: Die Besucher, die über die großen gläsernen Aufzüge im Foyer zur obersten Ausstellungsebene A (+ 20 m) gebracht werden, durchwandern das Haus von oben nach unten, über die schrägen Rampen, die Gänge

oder die Innentreppe, entlang einer Folge von 15 Ausstellungseinheiten, die vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart reichen und bis zur untersten Ebene F (-5 m) in einem bestimmten Orts- und Zeitbezug zur südwestdeutschen Industrialisierungsgeschichte stehen. Den Ausstellungseinheiten vorangestellt oder sie begleitend sind „Zeitbilder“: Nachempfundene, nachgebaute zeittypische Darstellungen auch „Zeitreisen“ (vermittelt über Audio-Visuelle Medien), welche die schrägen Rampen, insbesondere die lineare Dramaturgie der langen Gänge des Brückenbaus nutzen.

Die Durchführung dieses Museumskonzepts erforderte Flächenumplanungen (Schaffung zusätzlicher Ausstellungsflächen auf der Ebene B (+15 m); Verlagerung der Haupttreppe zur Mitte des Ausstellungshauses) und stellte mit dem Erfordernis, tonnenschwere Maschinen mit den für den Vorführibetrieb erforderlichen Ver- und Entsorgungsanschlüssen auf 10 m oder 15 m Geschoßhöhe zu platzieren, hohe Anforderungen an die Tragwerksplanung sowohl unter statischen als auch dynamischen Lastgesichtspunkten. Das betraf auch die geplante Museumseisenbahn, die mit der Tenderlokomotive „Eschenau“ (Baujahr 1896, Gewicht 25 t) im Dampfspeicherbetrieb fast durch das ganze Haus (Ebene E (±0)) und auf der gleichen Schiene ein Stück ins Freie fahren sollte. Die Tragwerksplanung für die zueinander halbhochschossig versetzt angeordneten 10 m und 5 m hohen Hallen mit Brücken und Galerien, die zudem durch auch im Grundriß schräge Rampen durchzogen werden, erfolgte durch das Büro Polony u. Fink (Berlin).

Zur Erfüllung aller dieser Anforderungen wurde eine robuste Stahlskelett-Verbundkonstruktion mit ausbetonierten Stützen und Trägern eingesetzt. Diese weithin sichtbar belassene Konstruktion ergab eine relativ enge Stützen- und Trägeranordnung (mit Spannweiten bis zu 15 m), ermöglichte aber auf den Obergeschossen die hohe Nutzlast





*Stahlskelettkonstruktion*

von 2.000 kp/m<sup>2</sup> (Ebene A, +20 m, 500 kp/m<sup>2</sup>).

Die Ver- und Entsorgung der im Betrieb vorgeführten Exponate geschieht über ein Raster unter den Ausstellungsböden bzw. Ortbetondecken. In dem Raster sind Trassen für Starkstrom, Druckluft, Gas, Dampf, ferner für Wasser, Abwasser und Absaugung vorgehalten. Es ermöglicht ein vertretbares Maß an nutzerseitig gewünschter Flexibilität, da es im Nachrüstungsfall oder bei Umbau von Ausstellungen durch Kernbohrungen erschlossen werden kann. Diese werden wiederum erleichtert – wie überhaupt die Verankerung von Exponaten – durch ein unempfindliches, partiell auswechselbares, auch Trittschall absorbierendes Stirnholzpfaster (Kiefer). Es steht im Wechselspiel zu den hellblauen Terrazzoböden der Verkehrsflächen (insbesondere der Rampen und Umgänge), den weißen Putzflächen und den Geländern aus kaltgewalztem, zapponiertem Stahl.

Zur ersten Ebene hin, nach Süden und Norden, konnte sich die Raum-Zeit-Spirale zu großen Hallen weiten. Die schrägen Rampen bzw. Wegehäuser, die diese 10 m hohen Hallen umfassen, wurden von der Architektin als (etwas maurisch anmutende) diagonale Kreuzrippengewölbe ausgebildet. Die Dächer – nach außen hin begrünte

Exponathöfe tragend – zeigen im Inneren, wiederum frei sichtbar, eine raumgreifend unterspannte Stahl-Trägerrost-Konstruktion.

Die Gestaltung der Ausstellungseinheiten barg trotz der so geschaffenen konstruktiven und funktionalen Voraussetzungen immer noch große Schwierigkeiten in sich :

Galt es doch, die Ästhetik der Ausstellungsensembles und erforderlichen Sekundäreinbauten mit gestalterischen Mitteln in die dominante Baufigur mit anspruchsvollen architektonischen Perspektiven, einander durchdringenden Raumkonfigurationen und einer vorherrschenden Glasarchitektur so einzubinden, daß eine Aura des Miteinander entstand.

Wie bei den meisten technik- oder industriegeschichtlichen Museen wurde für das Ausstellungshaus keine Klimaanlage geplant, was sich bei der Längsausrichtung des Gebäudes mit langer und hoher Südfassade, mit überdimensionierten, von außen nicht verschatteten Glasscheiben und übergroßen Dachfenstern („Der Himmel wurde ins Haus geholt, wo immer es möglich war“, Ingeborg Kuhler) bald als Manko erwies und zum nachträglichen Einbau einer Dachverschattung führte.



*Ausstellungsebene mit Galerien*



*Innenansicht einer schrägen Rampe*



Das Ausstellungshaus besitzt nur eine Frischluftanlage mit einem Luftdurchsatz von 60.000 m<sup>3</sup> pro Stunde; das entspricht einem einfachen Luftwechsel des Rauminhalts im Ausstellungshaus. Die Anlage kann im Frisch-, Misch- und Umluftbetrieb gefahren werden und ist mit einer zentralen Befuchtungsanlage ausgestattet. Ständige Messungen und Tests lassen erwarten, daß man nach der Reduktion des Wärmegefälles durch die Außenverschattung der Dächer und zusätzliche Innenverschattungen der Südfassade mit der Anlage an eine optimale Linie von 55 Prozent relativer Luftfeuchte herankommt.

### **Baudurchführung, Baudaten**

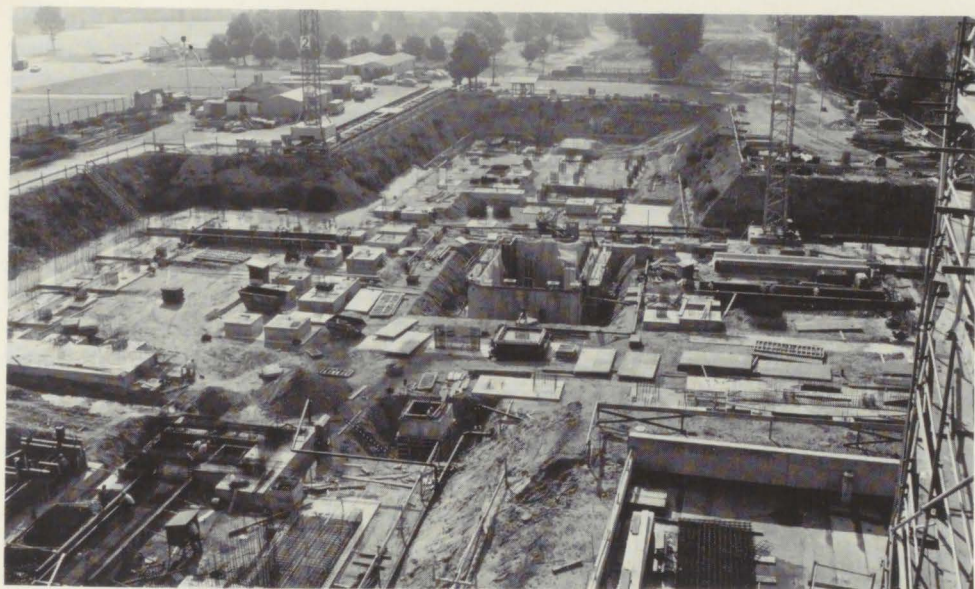
Die Baudurchführung wurde in den einzelnen Bauphasen durch erhebliche Terminüberschreitungen – sie verzehrten die Puffer und warfen den Netzplan über den Haufen – und durch wiederholte Verschiebung des Fertigstellungs- und Eröffnungstermins gekennzeichnet.

Dazu trug schon im Vorfeld bei, daß der Entwurf für das Museum im Maßstab 1 : 100 mit Baugesuch, endgültigem Raumprogramm und erforderlichen Haushaltsunterlagen infolge der langwierigen Umplanungen erst im Frühsommer 1984 erstellt werden konnte. Die Gesamtbaukosten wurden mit 110 Mio. DM veranschlagt und genehmigt. Der Startschuß für die Bauausführung war die Grundsteinlegung durch Ministerpräsident Lothar Späth am 18. April 1985. Es folgten allerdings nur vorbereitende Arbeiten: Die Rohbauarbeiten konnten erst im Oktober 1985 ausgeschrieben werden. Und im März 1986 begannen dann die Gründungs- und Fundamentierungsarbeiten. Die Tragkonstruktion mit den erforderlichen Ortbetonarbeiten wurde relativ zügig, begünstigt durch einen hohen Grad an Vorfertigung bei der Stahlskelett-Verbund-Konstruktion, in knapp 20 Monaten erstellt.

Am 27. November 1987 fand in Anwesenheit des Ministerpräsidenten und des Ministers für Wissenschaft und Kunst, Professor Helmut Engler, das Richtfest an der Baustelle statt. „Der Neubau des Landesmuseums stellt für alle Beteiligten eine Herausforderung dar; eine Herausforderung, die immer dann gegeben ist, wenn es gilt, ein Kunstwerk zu schaffen, das ja dadurch bestimmt ist, daß Form und Inhalt einander adäquat sind“, sagte der Ministerpräsident in seiner Richtfestrede.

Bereits zu diesem Zeitpunkt zeichnete sich ab, daß die Baudurchführung, antizyklisch geplant, sich mehr und mehr prozyklisch verhielt, die Bauzeit verlängert und mit einer Erhöhung der Gesamtbaukosten gerechnet werden mußte. Besonders bei den anstehenden Ausbaugewerken blies der konjunkturelle Aufschwung voll ins Gesicht: Ausschreibungen mußten wegen Überschreitungen der in der Haushaltsunterlage festgelegten Kosten wiederholt aufgehoben werden, firmenseitig zugesagte Termine wurden nicht eingehalten, Gebote immer spärlicher abgegeben – auch weil sich der hohe architektonische Leistungsanspruch herumgesprochen hatte.

Der Nutzer – zusätzlich zu den Eigenleistungen des mittlerweile angewachsenen, in provisorischen Räumen und Werkstätten untergebrachten Personals wurden allein über 100 Firmen beauftragt – bekam den heißen Atem der Konjunktur ebenfalls zu spüren: Zum einen durch die Bauzeitverlängerung, zum anderen durch den gleichfalls hohen künstlerischen Anspruch der Arbeiten an einem Ausstellungsprogramm, das vielfach in ausstellungstechnisches Neuland vorstieß; dies erforderte wiederum zur Umsetzung exakt nicht vorauskalkulierbare Leistungen von Sonderingenieuren und Spezialfirmen. Die Ausstattungs-gestaltung und die Leitung der Ausstellungseinrichtung hatte im Mai 1987 das Büro Micheel, Köln, übernommen – nach Vorentwürfen (1984/85) und Entwürfen der



*Fundamentierungsarbeiten, Sommer 1986*

Büros Fiebelkorn, Berlin, und Lohrer, Stuttgart.

Die Baukommission mußte Ende des vorgesehenen Eröffnungsjahres, auf ihrer 8. Sitzung vom 6. Dezember 1989, zur Kenntnis nehmen, daß sich die Gesamtbaukosten trotz Einsparungen auf 135 Mio. DM erhöhen würden (Gebäude ca. 100 Mio. DM; Gerät, bauseitige Einbauten ca. 4 Mio. DM, Außenanlagen ca. 11,5 Mio. DM, Baunebenkosten ca. 19,5 Mio. DM). Sie legte gleichzeitig nach Befragung aller Beteiligten den Baufertigstellungstermin endgültig für Ende März 1990 fest, als Voraussetzung für die am 4. Dezember 1989 vom Stiftungsrat des Landesmuseums auf den 28. September 1990 (14.00 Uhr) terminierte Eröffnung.

Die Baukommission, die für das Mannheimer Landesmuseum – ähnlich wie für den Anbau der Staatsgalerie von James Stirling in Stuttgart – eingerichtet worden war und der Vertreter der Ministerien, der Oberfinanzdirektion Karlsruhe, der Stadt Mannheim, des

Süddeutschen Rundfunks, des Staatl. Hochbauamts Mannheim und des Museums sowie die Architektin und das Büro Schmitt, Kasimir u. Partner (Oberbauleitung) angehörten, hatte unter dem Vorsitz von Prof. Fecker, später von Prof. Büttner, die Planung und Ausführung sehr förderlich begleitet. Sie mußte freilich auch vielfach konstatieren, daß die Teilung von Architekturleistungen in Planung / künstlerische Oberleitung (Kuhler) und Vorbereitung / Mitwirkung bei der Vergabe und Objektüberwachung mit Terminplanung (Schmitt, Kasimir u. Partner) zu einem schwer überwindbaren Dualismus führte, auch die räumliche Trennung von Architektin und Fachplanern in Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, Berlin, Aachen, Konstanz mit Reibungsverlusten verbunden war.

Der für Ende März 1990 fest zugesagte Baufertigstellungstermin konnte nicht eingehalten werden und mußte trotz Abmahnungen immer wieder geschoben werden; tatsächlich



wurde auch bauseitig bis zum letzten Tag vor der Eröffnung gearbeitet.

Durch die prekäre Bausituation kam die besonders staubgefährdete, auch schützenswerte Feineinrichtung des Museums – die abschließenden Maler- und Lackierarbeiten, die Einbringung der Graphik, der Stellwände, der Informationssysteme, der vielen kleineren Exponate und Inszenierungen, die Aufstellung und Einrichtung der Vitrinen, der Ausstellungsbeleuchtung, die erforderlichen Probeläufe der Audio-Visuellen Medien, der im Betrieb vorzuführenden Maschinen etc. – in schwere Bedrängnis. Der dramatische Wettlauf mit der Zeit – Museumsleuten mehr von Sonderausstellungen her bekannt – blieb dem Publikum bei der Eröffnung weitgehend verborgen.



*Vorführbetrieb mit Besuchern in einem Obergeschoß*

## Das Bauwerk in der Kritik

Die Architekturkritik hat das Bauwerk – das Museum – voll angenommen: „Von allen Kunst- und Geschichtsbewahrstätten des letzten Jahrzehnts ist es das ungewöhnlichste, das couragierteste, auch das an Gedankenarbeit reichste. Es ist transparenter als Behnischs Postmuseum, raffinierter als Meiers

Museum für Kunsthandwerk . . . . Das Museum macht Spaß . . . . Es wäre ein würdiger Schlußpunkt im Museumsbau – wenn es so etwas gäbe.“ (Manfred Sack, Die Zeit, 19. Oktober 1990). Die richtige Sprache für die richtige Aufgabe scheint gefunden, der Anspruch an prägnante Gestaltung und Funktionalität wird als eingelöst gesehen: „Wesentlich für die Gesamtkonzeption ist der architektonische Feinschliff im Detail und an der Fassade, er gibt dem Block Eleganz, macht aus einer archaischen Urform ein modernes Gehäuse . . . und ist doch von seiner funktionalen und räumlichen Erschließung von den elementaren Formen der Mechanik geprägt.“ (Gerhard Ullmann, Deutsche Bauzeitung, 125. Jg. März 1991). Michael Mönninger (FAZ, 27. September 1990) betont die „ . . . auf dem genial einfachen Anthropomorphismus eines dreigeteilten Körpers“ gründende Baugestalt, sieht dagegen in der Fassadengliederung eher eine leichte Kakophonie, eine Überinstrumentalisierung, preist dann aber die innere Baufigur als eine „Glanzleistung räumlicher Organisation“, als „ein lichtdurchflutetes Ausstellungslabyrinth von zauberhafter Transparenz“. Auch der „Baumeister“ (1/91) kommt bei der kritischen Abwägung der architektonischen Raumgestaltung nach Vor- und Nachteilen nicht umhin festzustellen: „Die Nachteile sind die lüftungs- und klimatechnischen Probleme, die mittels Technik in solch einem Hause jedoch zu lösen sein sollten; die Vorteile sind die transparenten ineinandergreifenden Räume, die optische Querbezüge garantieren. Dank der zielstrebig verfolgten Idee einer maximalen Lichtdurchlässigkeit . . . wird außerdem eine ungewöhnlich gute natürliche Beleuchtung erreicht.“

Die ästhetische Detailausbildung und sorgfältige Bauausführung werden sehr viel kritischer beurteilt. „Vieles wirkt nachlässig, hingehuscht, häufig aus der Not geboren!“ (Bauwelt 42/43). Die Geländer und Brüstungen werden als plump empfunden, die Messing-

zierleiste auf den Rampen möchte die „Bauwelt“ am liebsten in den Baumarkt verdammen. Ullmann (Deutsche Bauzeitung) bescheinigt der Architektin, daß sie das Publikum nicht mit ausgefallenem Design umschmeichle, die ästhetische Detailausbildung sei „unmißverständlich herb, spröde in Material und Farbe und bisweilen schneidend in seinen kantigen Details“. Diese „Verzichtskultur“ reiche besonders bei den Besucher-einrichtungen (Cafeteria, Foyer, Bibliothek) bis zur Unbehaglichkeit. Auch der „Baumeister“, der ironisch die scharfkantigen Geländer geißelt, stellt fest, daß bei der Detailausbildung die Mischung aus hyperästhetischen und groben Elementen oft eine unbehagliche Atmosphäre erzeuge.

Fast einmütig als „Glücksfall“ hervorgehoben wird die Verschmelzung von Inhalt und bergender Hülle: die Harmonie von Konzept und Gestaltung der Ausstellungen mit den Raumkonfigurationen und der über Durchblicke und schräge Rampen zum Ausdruck kommenden Transparenz des Hauses.

Daß die eher „kleinräumigen Kabinette“ in den Obergeschossen oft wenig Betrachtungsabstand zulassen, die Glasscheibenarchitektur mit dem ständigen Wechsel zwischen un-abgeschirmten Blicken nach draußen und schwächer beleuchtetem Inneren die Anpassung des Auges und damit die Wahrneh-

mungsfähigkeit mindert, daß das rasante Tempo der Räume die Möglichkeit des Sich-Sammelns, des Erlebens eher reduziert – alle diese Momente werden wohl gesehen, aber nicht als störend befunden, was für die Ausstellungsgestaltung spricht. Andererseits vermitteln die visuellen Eindrücke, daß beim abwärts gerichteten Rundgang die Exponatensembles, die eigentlichen Ausstellungsszenierungen an Eigenständigkeit gewinnen, die weiten Räume, auch mit größerer Betrachtungsdistanz in der Querausdehnung, die adäquateren für dieses Museum sind. Die von James Stirling, dem Architekten der Staatsgalerie in Stuttgart, berichtete Idee, eine eigene Eröffnung des Gebäudes ohne Kunstwerke, Ausstellungen zu wollen, wäre vielleicht einmal einer Probe aufs Exempel wert gewesen – wenn auch nur als Forum im offensichtlich immer wieder schwer lösbaren Konflikt zwischen Museum und Architektur und „Architektur als Kunstwerk“. Klaus-Dieter Weiss erinnert in diesem Zusammenhang in der Deutschen Bauzeitschrift (Juli 1991, S.951ff.) an eine These von Alfred Lichtwark, dem Direktor der Hamburger Kunsthalle, aus dem Jahr 1904: „Für ein Museum, das sich rühren und wirken soll, ist nun die Fassade nichts, das Innere alles.“ Dieser These muß man nicht das Wort reden, aber man kann über sie für Nutzer, Museumsarchitekten und Bauherren nützlich diskutieren.





*Bild oben: Barocke Bühne*

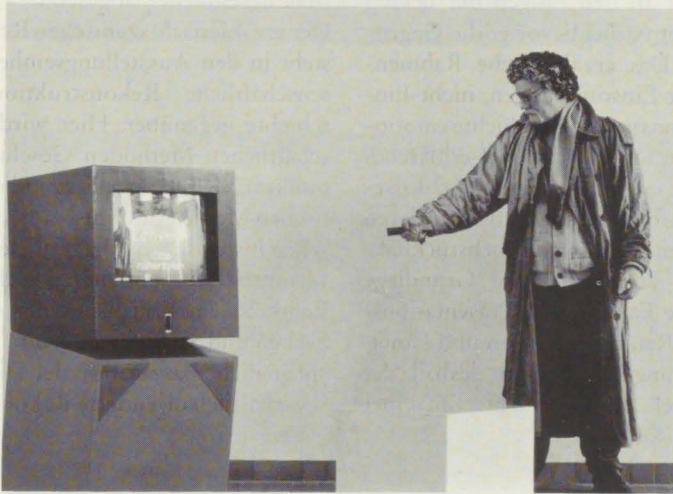


*Bild links: Säulenhalle*



# Ausflug in die Geschichte - Gestaltungs- prinzipien des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim

*Joachim Kallinich, Mannheim*



*Leitfigur Herr Eisele*

## Mit Herrn Eisele durch Raum und Zeit

Mit dem Fahrstuhl in die Vergangenheit, so beginnt die Reise durch die Geschichte der Industrialisierung von 1750 bis zur Gegenwart, zeitlich geordnet in 15 Stationen, die man „im Lauf der Zeit“ von oben nach unten besichtigen kann. Herr Eisele, ein Geschichtstourist mit schwäbischen und anderen Eigenschaften, begleitet die Besucher und Besucherinnen in seinen informativen und unterhaltenden Kurz-Filmen durch das ganze Museum.

Er, der mehr auf das Fernsehen als auf das Museum „abfährt“ und deshalb fernsehblau geworden ist, wartet schon im Foyer vor einem bunten Monitor auf seinen ersten Auftritt.

## Ein erzählerisches Rahmenkonzept

Herr Eisele ist Leitfigur einer Rahmenhandlung, die einstimmt in die gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Veränderungen im Verlauf der Industrialisierung. Mal sieht man ihn im Film, mal steht man neben ihm



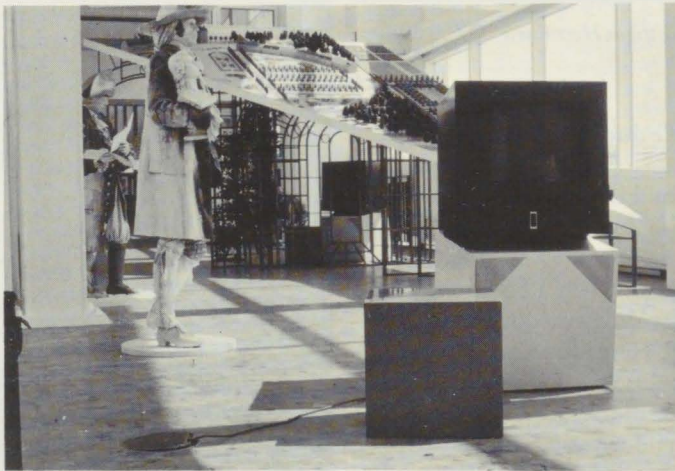
zwischen den Kulissen, ist selbst Schau-Spieler und Teil des historischen Schau-Spiels. Zeit-Bilder mit Szenarien, Malereien und Figuren zeichnen ein Bild der Zeit, gliedern die Zeitreise in sechs Zeitabschnitte und weisen den Weg durch Raum und Zeit.

Herr Eisele beginnt seine Reise mit einer Expedition ins Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung, gerät in die Wirren der Napoleonzeit, erfährt die neue bürgerliche Beweglichkeit und deren Begrenzungen, erlebt die Veränderungen durch das Eisenbahnzeitalter, fährt mit der Pferdebahn in die Gründerzeit, kommt an den Folgen der beiden Weltkriege nicht vorbei bevor er die Gegenwart erreicht. Das erzählerische Rahmenkonzept schafft Einstimmungen, nicht Einführungen, rekonstruiert Geschichte emotional-erlebnishaft, nicht rational-erklärend. Die Zeit-Bilder entwerfen keine geschlossenen Geschichtsbilder, sondern markieren Bruchstellen der Geschichte bruchstückhaft, fragmentarisch collagiert. Ihre Grundlage sind historische Fakten, ihre Präsentationsform läßt aber Raum für Fiktion und Fantasie. Nicht von ungefähr beginnt deshalb der Rundgang durch die Geschichte mit einer

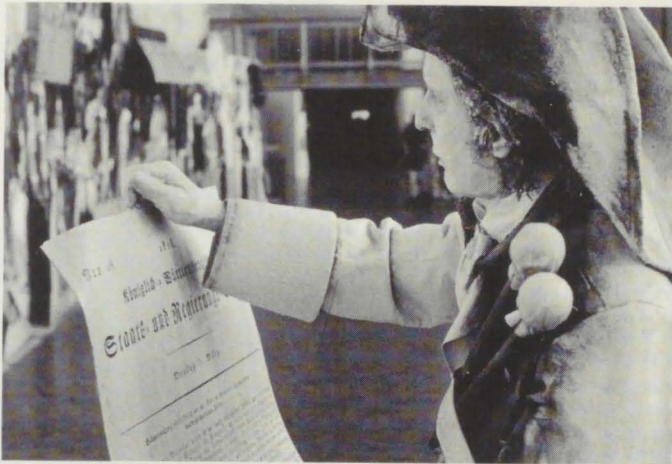
barocken Bühne: Sie ist zugleich erzählerisches Medium der Zeit, macht aber auch deutlich, daß hier die historische Wirklichkeit wie auf einer Bühne „zur Schau gestellt“, szenisch-erzählerisch rekonstruiert wird.

Diese „Rekonstruktion“ von Geschichte bildet den verbindenden Rahmen mit erzählerischen Mitteln: Bunte Monitore, Filme mit Spielfilmcharakter und offenem Ton, farbige Bilder und Szenarien, eincollagierte Zitate, skizzenhaft angelegte Figuren ziehen sich als chronologischer Wegweiser durchs ganze Haus und sind deutlich vom Design der Ausstellungseinheiten abgesetzt.

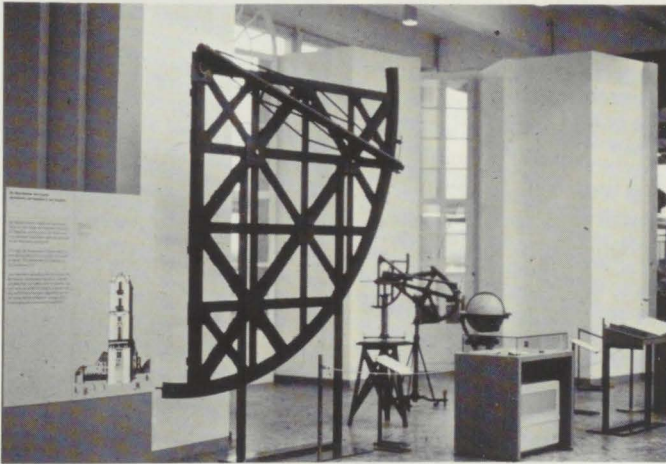
Der erzählerisch-szenischen Rekonstruktion steht in den Ausstellungseinheiten die wissenschaftliche Rekonstruktion von Geschichte gegenüber. Hier wird mit wissenschaftlichen Methoden Geschichte schwerpunktmäßig rekonstruiert und mit den spezifischen Medien des Museums, dem authentischen historischen Material, den Exponaten, vermittelt. Authentizität, d. h. das Wissen um Echtheit, emotionalisiert den Umgang mit Sachen und Sachverhalten und macht die ursprüngliche Faszination der Dinge aus. Wissenschaftlich orientierte Rekonstruktion von



„Barockes“ Zeit-Bild



„Bekanntmachung“



Ausstellung Sternwarte Mannheim

Geschichte arbeitet ergänzend mit sachbezogenen Texten, dokumentarischen Filmen, Statistiken, Diagrammen, Modellen, kurz mit Darstellungsformen, die sachlich beschreiben, erklären, interpretieren. Ästhetischer Ausdruck dieser Rekonstruktionsform ist das streng formalisierte Design der Texte und Graphiken, die von der Realität abstrahierenden und die vom authentischen Material deutlich abgesetzten Hauskonstruktionen,

die funktionalen grauen Monitorterminals, die Filme mit dokumentarischem Charakter. Für beide Rekonstruktionstypen gilt jedoch, daß sie nicht den Schein eines „So-ist-es-wirklich-gewesen“ erzeugen, sondern zeigen, daß es um Re-Konstruktion geht, d. h. immer auch um Konstruktion derer, die Geschichte darstellen. Hier kommt uns das Tageslichtmuseum entgegen: Die Gleichzeitigkeit und die Spannung von Gegenwart und



Vergangenheit, der Kontrast von wissenschaftlicher Re-Konstruktion und erzählerischer Re-Konstruktion wird nie aufgehoben. Wir fädeln in den historischen Illusionsrahmen ein, jedoch lassen bewußte ästhetische Störungen, Verfremdungen, Irritationen und Schnitte die totale Illusion einer geschichtlichen Begegnung nicht zu, machen sichtbar, daß es sich um heutige Interpretationen handelt; die formalisierte Ästhetik der Ausstellungseinheiten reißt uns ernüchternd aus den erzählerischen Fantasien, die Figuren tun nicht so, als würden sie uns leibhaftig begegnen.

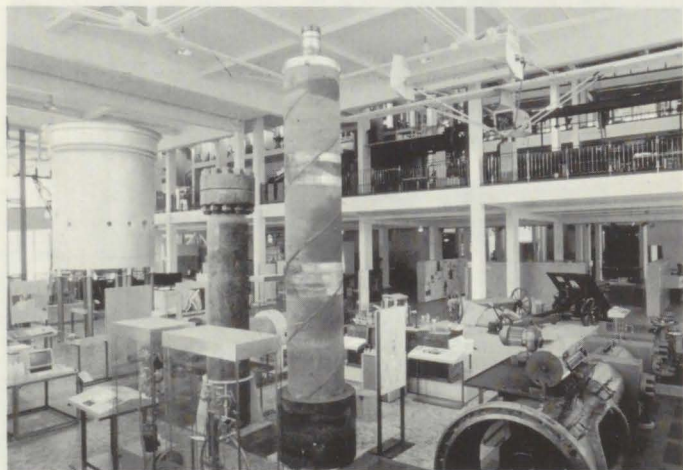
### Einblicke, Durchblicke, Ausblicke: zur architektonischen und inhaltlichen Konzeption

Tageslicht und Transparenz, Mehrdimensionalität und Mehrperspektivität charakterisieren die ungewöhnliche Architektur einer ungewöhnlichen Architektin.

Der Wechsel von Rampen und Brücken, Einblicken und Durchblicken, Licht und Schatten, war eine Herausforderung an die museale Nutzung und Gestaltung. Dieses Wechselspiel schuf klimatische Probleme, bot aber



*Infoterminal*



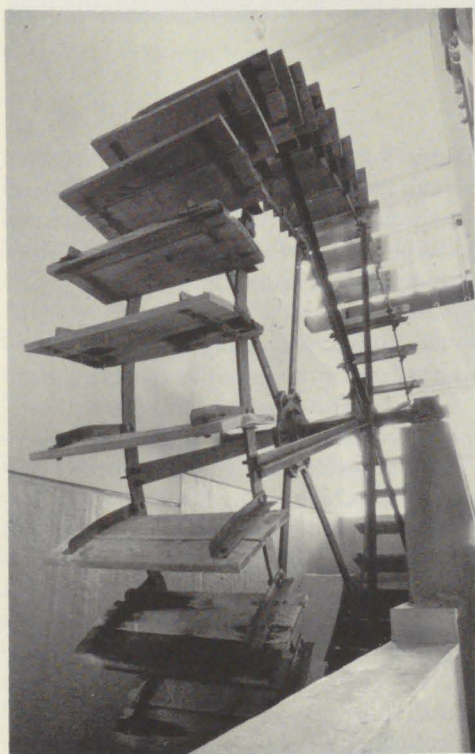
*Dampfmaschine und Durchblicke auf verschiedene Ebenen*

auch neue Möglichkeiten, forderte andere, Lösungen und begründete die inhaltlichen und ästhetischen Gestaltungsprinzipien. Tageslicht und Transparenz förderten und forderten ein „stimmigen Ganzes“, eine enge Wechselbeziehung zwischen Inhalt und Architektur, ließen nicht zu, Ausstellungseinheiten und ihre Gestaltungsmittel isoliert zu sehen, weil optische Ein-, Aus- und Durchblicke immer auch – gewollt oder ungewollt – inhaltliche Ein-, Aus- und Durchblicke sind: Blicke, die verstellt oder erhellt werden können.

Der Entscheidung für den Entwurf der Architektin Kuhler lag kein konkretes inhaltliches Konzept zugrunde. So kam es, daß die inhaltliche Leitidee einer Folge von fünfzehn Ausstellungseinheiten in einer Raum-Zeit-

Spirale der Architektur folgte. Weil die Architektur sich „gegen den programmierten und kürzesten und schnellsten Weg des Denkens und Handelns“ richtet, kann und soll sich auch das inhaltliche Programm nicht als geradliniger Weg durch die Geschichte verstehen.

Hierzu lieferte die Architektur Interpretationsspielräume, ließ zu, Haupt- und Nebenwege der Geschichte der Industrialisierung zu thematisieren und nicht nur eindimensional chronologisch zu erschließen: egal ob über Rampe oder Brücke, immer erreicht man vom Foyer aus einen architektonischen Schlüsselraum, der den Blick in die oberen und unteren Geschosse zuläßt. Er wird auch zum inhaltlichen Schlüsselraum, der Altes und Neues, Tradition und Fortschritt im

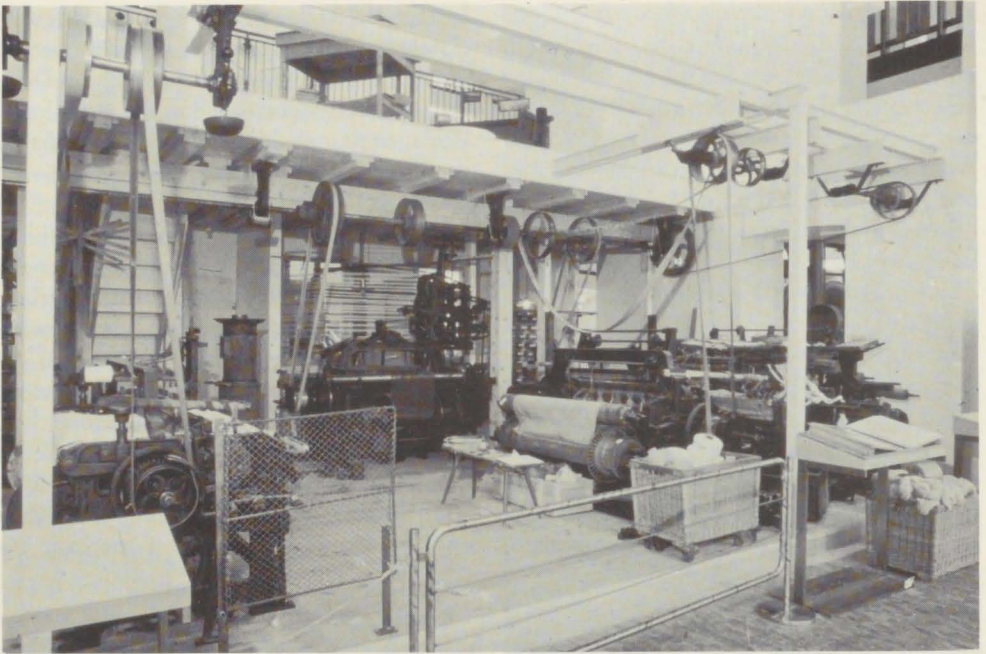


*Wasserrad*



*Wortführung der Papierproduktion*





*Hausweberei*

Blick nach oben und unten vermittelt und die Entstehungszeit der Moderne darstellt.

Tageslicht und Transparenz fördern das Wechselspiel von Draußen und Drinnen, von Gegenwart und Vergangenheit. Geschichte wird nicht dargestellt „wie sie wirklich war“, sondern so wie sie sich aus dem gegenwärtigen Wissen und Unwissen darstellt: Figuren und Szenen sind deshalb skizzenhaft-fragmentarisch, Exponatensembles meist idealtypisch zusammengestellt.

Die Durchsichtigkeit der Geschosse mit Luft-räumen über zwei Etagen schufen neue didaktische Möglichkeiten. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen wurde zum wesentlichen Gestaltungsprinzip:

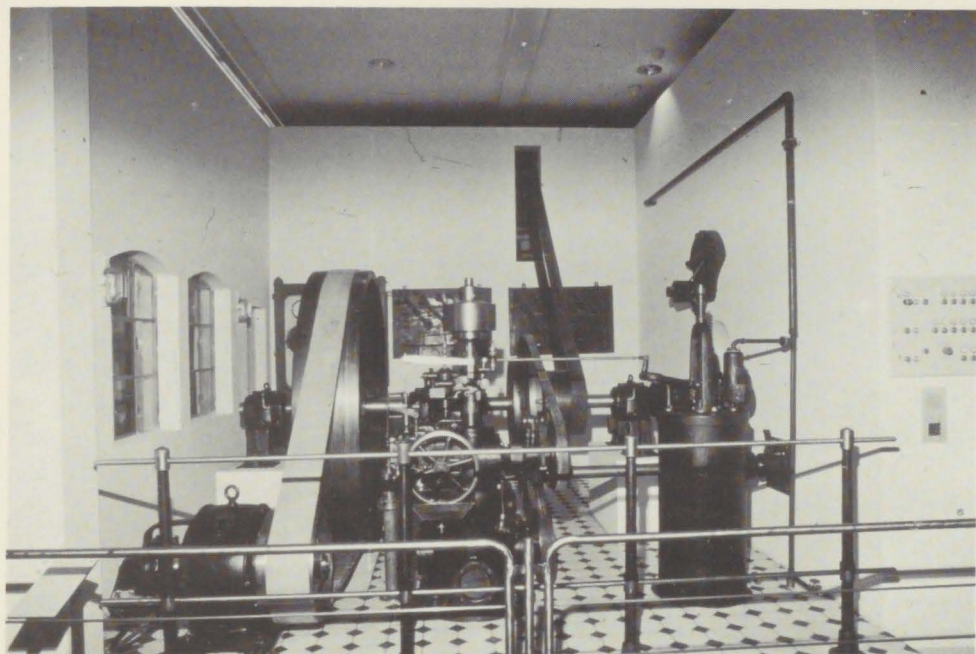
- oben das Papierschöpfen von Hand, unten die Maschine zur Pappenherstellung
- oben die Einheit von Wohnen und Arbeiten um 1860, unten die mechanische Weberei, die das Wohnhaus räumlich sprengt.

Dieses didaktische Prinzip wurde nicht nur vertikal, sondern auch horizontal umgesetzt:

- das Wohnhaus (mit dem Wasserrad der Weberei), dem Fabriksaal (mit Wasserturbine) als dem neuen Ort der Arbeit gegenübergestellt
- die Fortschrittsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts, symbolisiert in der Dampfmaschine, in Kontrast zum Hungerdenkmal
- der städtische Hinterhof aus Mannheim, ihm gegenüber das kleinbäuerliche Haus aus dem Odenwald
- der Garten auf der einen, das Feld auf der anderen Dachfläche.

### **Darstellungsprinzipien von Technik und Arbeit im Museum**

Ziel ist es, den Wandel von Technik und Arbeit im Prozeß der Industrialisierung darzustellen. Technik ist Produkt von menschl-

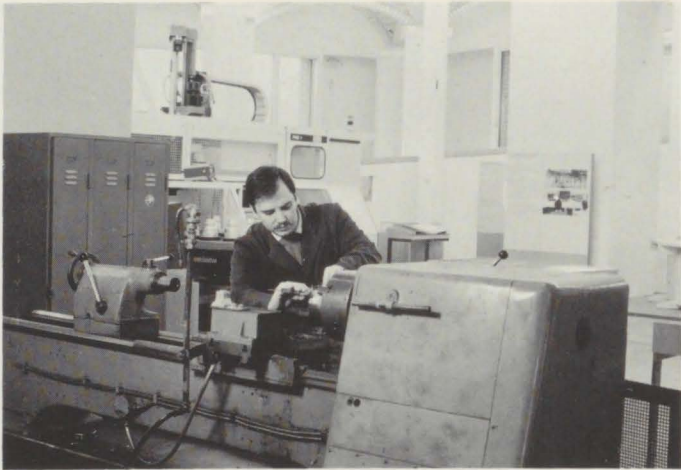


*Generator der Wasserturbine*

cher Arbeit, von Arbeitsprozessen. Objekte, Maschinen etwa, stehen deshalb nicht als solche im Mittelpunkt der Sammlungs- und Darstellungsabsichten, sondern als Quelle, als Zeugnis und Produkt der Arbeit, in dem Arbeitsprozesse und Arbeitsverhältnisse vermittelt sind. Der Zeugnischarakter wird sichtbar in den authentischen Spuren der Arbeit, in den Spuren des Gebrauchs, die nicht durch Restaurierungsmaßnahmen ausgelöscht werden dürfen. Im Objekt als Produkt der Arbeit ist Arbeit nicht direkt anschau- bar, sondern vermittelt. Das Produkt muß deshalb aufgelöst werden in seine Entstehung als Arbeitsprozeß. Es gibt Arbeitswelten, die mehr oder weniger anschaulich, unmittelbar begreif- und verstehbar sind. Dies gilt vor allem für historische Arbeitsprozesse wie das handwerkliche Papierschöpfen, aber auch noch für die maschinelle Pappenproduktion. Andere, vor allen Dingen moderne Arbeits-

prozesse, wie die Arbeit an einer computer- gesteuerten Drehbank, sind weniger anschaulich nachvollziehbar und bedürfen der unterstützenden Informationen, die zeigen, daß der eigentliche Arbeitsprozeß in der Drehmaschine ohne direkten Einfluß des Menschen abläuft, nur sichtbar durch ein Fenster. Nicht mehr ausschließlich handwerkliches Geschick, Materialkenntnis und Erfahrungswissen sowie der Umgang mit dem Werkstück, sondern die Bedienung von Datenlesegeräten und die Entschlüsselung von Bildsymbolen, die Programmierung und Überwachung des Fertigungsprozesses kennzeichnen die neue Arbeitswelt und den neuen Arbeitstyp. Auch hier ist der Kontrast das Darstellungsprinzip: hier die Tätigkeit des Drehers an der konventionellen, von Hand zu bedienenden Drehbank, dort der Arbeitsplatz an einer computergesteuerten Drehzelle.





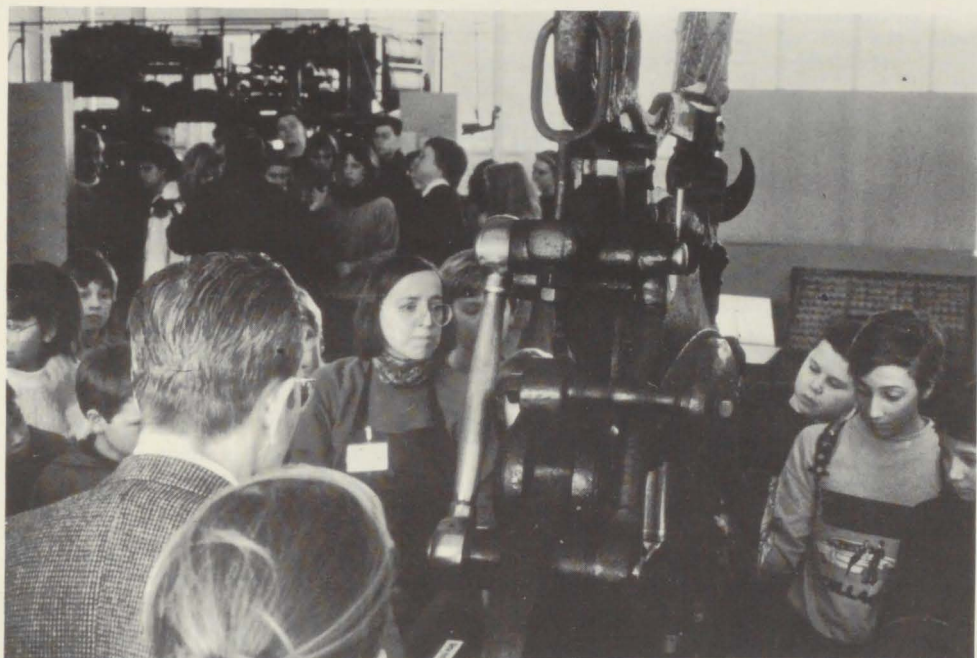
*Konventionelle Drehbank*

Die Arbeitsprozesse und der Arbeitsalltag werden sowohl in Filmen, vor allem aber durch Personen beschrieben und erzählt: Vorführtechniker/innen und „Arbeitsexperten“ aus Gewerkschaftskreisen, die die Arbeitswelt aus eigener Anschauung kennen, an den und mit den Maschinen gearbeitet haben, führen diese vor, vermitteln ihre Kenntnisse und Erfahrungen und erzählen aus ihrer Arbeiterbiographie. Die Authentizität der Exponate wird ergänzt durch authentische Ar-

beitserfahrungen und subjektive Sichtweisen. Auch hier gilt, daß Geschichte nicht wiederbelebbar ist. Das Spannungsverhältnis von Gegenwart und Vergangenheit bleibt erhalten: Die Vorführtechniker/innen sind Menschen der Gegenwart, verkleiden sich nicht mit historischen Kostümen, sprechen keine altertümliche Sprache, tun nicht so, als könnten sie die Besucher/innen in die Geschichte hineinversetzen. Sie stehen – wie Herr Eisele – immer mit einem Fuß in der Gegenwart.



*Computergesteuerte Drehzelle*



*Vorführung des Druckens*

Innenarchitekten: Büro H. Micheel mit E. Christiani, R. Gorgels  
und R. Rutow

Konzeption der Zeit-Bilder: Joachim Kallinich, Landesmuseum für Technik  
und Arbeit

Entwurf- und Ausführungs-  
planung: G. Heymann, Berlin  
J. Rieger, Berlin

Ausführung: Filmbauhaus Frankfurt/M

Filmproduktion: J. Faulstich, Bad Vilbel



## 150 Jahre Eisenbahn in Baden

Wolfgang v.Hippel/Joachim Stephan/  
Peter Gleber/Hans-Jürgen Enzweiler:

### "Eisenbahnfieber"

Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter



verlag regionalkultur

### "Eisenbahnfieber"

wird herausgegeben vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Mannheim sowie der Bundesbahndirektion Karlsruhe und erscheint im November 1990 im **verlag regionalkultur**.

Aus dem Inhalt:

Zu Wasser und zu Lande - Verkehrsverhältnisse in Baden um 1830/40

Die Eisenbahnpläne von Ludwig Newhouse und Friedrich List und die Reaktion von Regierung, Landtag und Öffentlichkeit

Karl Friedrich Nebenius und das Konzept der Staatseisenbahn

Sang- und klanglos ins Eisenbahnzeitalter: Die Eröffnung der badischen Eisenbahn am 12. September 1840

Die Anfänge des Eisenbahnbetriebs in den 1840er Jahren

Friedrich Eisenlohr und die Hochbauten der badischen Eisenbahn

"Bureaucratie" und "Volkvertretung", "Weltverkehr" und "Particularinteressen", "Ordnung des Dienstes" und "Klassengesellschaft" - Alltägliches aus den Kinderjahren der badischen Eisenbahn

'Eisenbahnstreiflichter' - Stimmungen, Ansichten und Aussichten



## Von der Montagehalle ins Museum

Die Translozierung einer Großanlage des Autobaus in eine Ausstellung

*Kurt Möser, Mannheim*

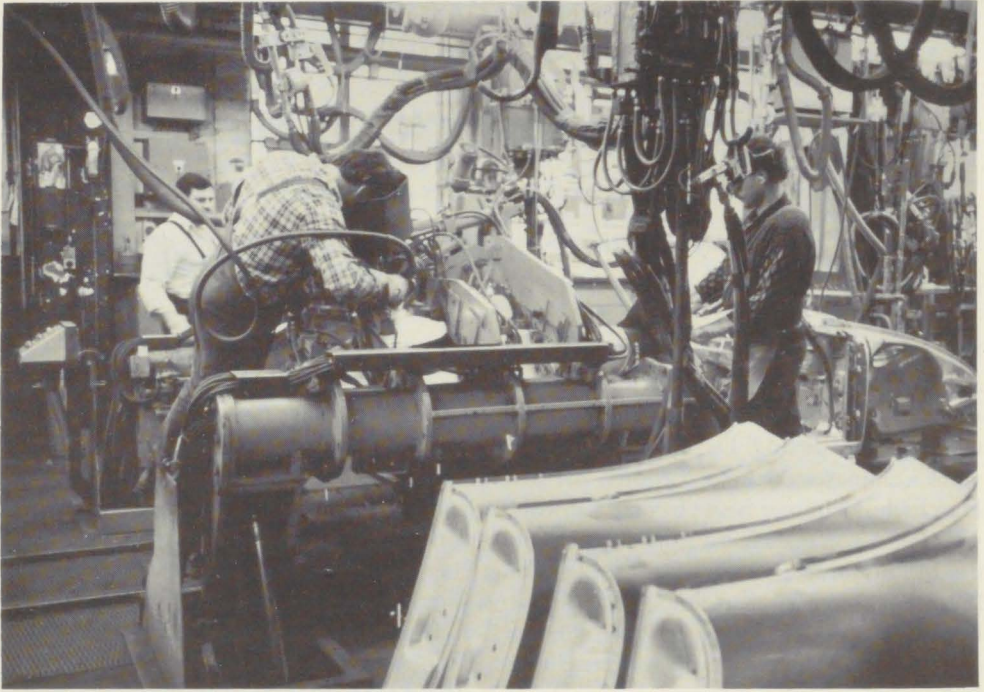
Die Autoindustrie und ihre Zulieferer sind als Garanten für Arbeitsplätze in der Bundesrepublik und gerade auch in Baden-Württemberg sehr wichtig. Dazu sind Autos die wohl komplexesten Industriegüter, die der Durchschnittsbürger heute besitzt. Obwohl viel Geld – von manchen auch viel Liebe – in das Motorfahrzeug investiert wird, bleibt es für die meisten Besitzer technisch eine „black box“. Über seine Funktion weiß man in der Regel kaum Bescheid; über seine Herstellung aber meistens noch weniger.

In den letzten Jahren haben sich nicht nur die Fahrzeuge selbst, sondern auch die Methoden des Autobaus stark verändert. Großanlagen wurden verschrottet, Berufe starben aus, neue entstanden. Eine ganze Arbeitswelt geriet in Umbruch. Es wurde rationalisiert und investiert. Dieser signifikante und rasche Wandel mußte natürlich die technikgeschichtlichen Museen herausfordern. Doch anders als historische Fahrzeuge fanden die alten Fertigungs- und Montagestraßen kaum jemals Aufnahme in die Sammlungen.

Dieses Defizit wurde bei den Aufbauarbeiten des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim festgestellt. Man erkannte, daß zur Darstellung des technischen und sozialen Wandels im deutschen Südwesten die Autofertigung einen prominenten Platz einnehmen mußte. Deswegen wurden Mitarbeiter hellhörig, als bei Kontakten mit der Firma Porsche erwähnt wurde, daß ein Fahrzeug aus der Produktpalette der Stuttgarter Autofirma noch auf Anlagen von beträchtlichem

Alter gebaut wurde. Denn Ende der Achtziger Jahre stellte die Firma Porsche die Rohkarosserien ihres Typs 911, und zwar alle Varianten, das geschlossene Coupé und die offenen Modelle Targa, Speedster und Cabrio, auf einer Anlage her, deren Grundkomponenten auf das Jahr 1963 zurückgingen. Hier wurden die Fahrzeuge noch im „klassischen“, fast handwerklichen Handschweißverfahren in recht langen Taktzeiten gebaut, das heißt, die Fahrzeuge blieben meist länger als zehn Minuten in einer Bearbeitungsstation. Im strengen Sinn handelt es sich um kein Fließband, da die Karosserie noch von Hand zu den einzelnen Stationen geschoben wurde. Die schwäbische Firma Festo aus Esslingen hatte die druckluftbetriebenen Komponenten geliefert. Immer wieder mußte man die Fertigungsstraße umbauen und modifizieren, um sie an die gewandelten Bauanforderungen des Fahrzeuges anzupassen. So wurden die Reifen und damit die Kotflügel des 911 immer breiter. Um sie in den vorhandenen Anschwenkteilen weiter unterbringen zu können, mußte man in die Teile Schlitze einschneiden. Die Spuren vieler Umbaumaßnahmen konnte man ebensogut erkennen wie die Spuren von insgesamt rund 300.000 Rohkarosserien, die die Anlage passiert hatten. Für das Landesmuseum für Technik und Arbeit bot sich die einmalige Chance, die Fertigungsanlage eines Fahrzeugs zu bewahren und auszustellen, das von vielen Autoliebhabern als sehr faszinierendes Fahrzeug angesehen wird. Außerdem konnten wir ein Projekt





*Die Porsche – Karosserieanlage im Betrieb: Ein typischer Arbeitsplatz im Automobilbau*

planen, das dem Anspruch, neben technischen Objekten auch Arbeitswelten im Wandel zu dokumentieren, gerecht wurde.

Ab 1987 lief dann das Projekt „Rohkarosseriefertigung Porsche“ an. Natürlich stießen wir bei der Translozierung einer Großanlage auf Probleme. Wir hätten gerne die komplette Anlage übernommen, doch dies war aus Platz- und Kapazitätsgründen nicht möglich. Wir kamen nicht umhin, nur einen Teil der gesamten, rund achtzig Meter langen, zwölfteiligen Fertigungsstraße zu bewahren. Ausgewählt wurde die Station, in der das hintere Kotflügelpaar und das hintere Windlaufblech angeschweißt wurden. In der nachfolgenden Station wurde die Rohkarosserie komplettiert, von Montagewagen abgehoben und zur Qualitätskontrolle gebracht.

Die einzelnen Schritte der Translozierung begannen mit einer sorgfältigen Dokumentation der Anlagentechnik und des Fertigungs-

ablaufs, der von uns in seiner Komplexität erst einmal verstanden werden mußte, sowie der Arbeitssituation. Alle Anpassungs- und Schweißarbeiten wurden fotografiert und gefilmt. Dies erfolgte zum Teil natürlich während der Produktion, wobei die Dokumentation den normalen Schichtablauf so wenig wie möglich stören durfte. Fotos wurden auch als Vorlagen für den Wiederaufbau im Museum gemacht, viele Stunden Videomaterial gedreht. Teilweise kamen sie ins Archiv, teilweise dienten sie als Rohmaterial für einen kurzen Videofilm „Rohkarosseriefertigung bei Porsche“, den sich die Besucher direkt vor der Anlage in der Ausstellung anschauen können.

Während der Werksferien im Sommer 1989 erfolgte der eigentliche Abbau. Nicht nur das Großgerät und die Werkzeuge wurden abgebaut, sondern auch der Hallenfußboden, die Beleuchtungskörper, die Absauganlage, die

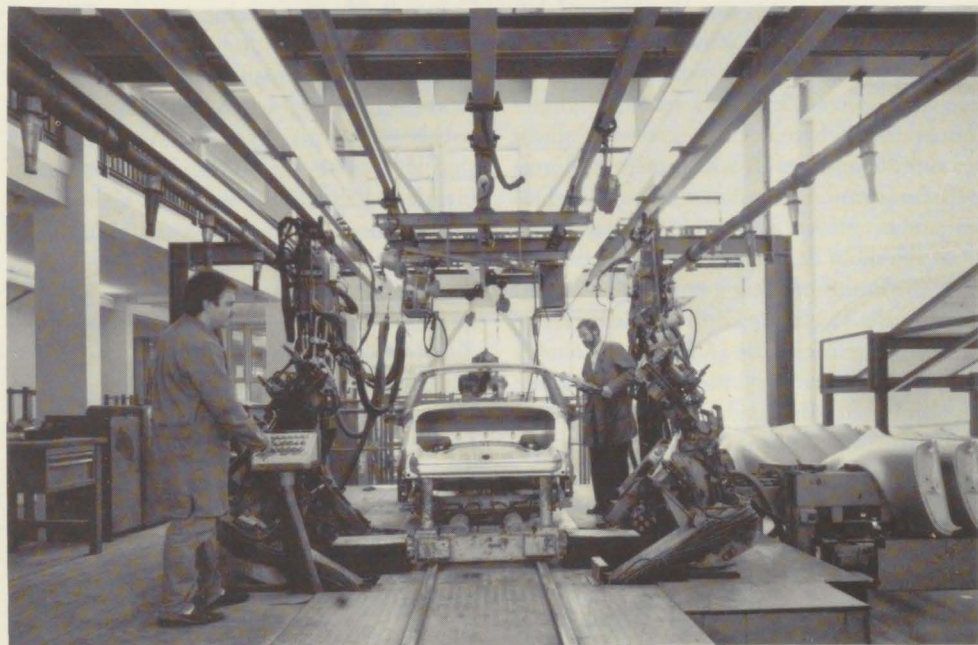
Stühle, Arbeitsschutzgeräte wie etwa die Hörstöpselautomaten, Kühlschränke der Belegschaft, Uhren und Abfalleimer – bis hin zur Arbeitskleidung, die die Arbeiter bei Ferienbeginn für das Landesmuseum zurückließen. Entsprechend unserer Zielstellung landeten sogar das Personalratsbrett und die Informationstafel zum innerbetrieblichen Vorschlagswesen zur Zwischenlagerung in unseren Depots. Auch wenn einige Teile des Gesamtensembles im Museum keinen Platz finden konnten, wurden sie als materielle Zeugnisse der Automobilarbeit bewahrt.

Technische Probleme gab es nur beim Translozieren der über vier Tonnen schweren Zentraleinheit, die wegen der Bodenlast nicht von einem Gabelstapler transportiert werden konnte, sondern auf Panzerrollen durch die gesamte Halle von Hand bis zur Verladung geschoben werden mußte. Aber auch diese Aufgabe wurde von dem routinierten Werkstattteam des Landesmuseums gemeistert, das

inzwischen große Erfahrungen mit dem Abbau von technischen Anlagen hat. Unterstützung erfuhren wir natürlich in hohem Maß von der Firma Porsche selbst.

Für den Aufbau in der Ausstellung auf der Ebene F unseres Museumsneubaus mußte eine Podest- und Trägerkonstruktion von der Bodenfläche  $8 \times 6$  m aufgebaut werden, bevor die eigentlichen Einbauarbeiten stattfanden. Insgesamt konnten wir die Grundanlage der Fertigungsstation beibehalten. Abstriche erfolgten allerdings bei der Ausdehnung. Wir mußten einige Elemente etwas zusammendrängen; doch dies beeinträchtigt kaum den Gesamteindruck. Eine der letzten Rohkarosserien, die auf der Anlage gefertigt wurden, ein Porsche 911 Targa, fungiert als Demonstrationsobjekt – und ist bereits zum Wallfahrtsort vieler Porschefans geworden.

Wir entschlossen uns, die Pneumatik voll funktionsfähig wieder aufzubauen. Die Anschwenkvorrichtungen und Mallen arbeiten



*Die Porsche – Karosserieanlage im LTA (noch unvollständig) mit zwei Vorführtechnikern (Sommer 1990)*



wie einst in der Produktion und vermitteln im Vorführbetrieb ein anschauliches Bild von dem originalen Funktionsablauf. Natürlich können wir das Punktschweißverfahren nur simulieren, doch auch so bekommen die Besucher bei Vorführungen einen Eindruck von der Arbeit mit den 10 kg schweren Schweißzangen, deren Gebrauch Kraft und große Geschicklichkeit erfordert. Daß jede Karosserie rund 5500 Schweißpunkte hat, die alle einzeln von Hand gesetzt werden müssen, nehmen die Besucher immer wieder staunend zur Kenntnis.

Von Anfang an wurde, entsprechend dem Gesamtkonzept des „arbeitenden Museums“, den Vorführtechnikern ein wichtiger Stellenwert zugewiesen. Sie vermitteln nicht nur Informationen zur Geschichte und Funktion der Anlage, sondern auch zu vielen weiteren Aspekten der Arbeitswelt. Natürlich können nicht alle Dimensionen des spezifischen Arbeitstyps in der Rohkarosserie-fertigung gezeigt werden. Zwar dürfen die Besucher im Rahmen des Vorführbetriebes schon einmal eine der Schweißzangen in die Hand nehmen, doch die tatsächliche Dauerbelastung eines Schweißers und Karosserie-flaschners während einer ganzen Schicht kann er nur erahnen. Auch die extreme Lärmbelastung kann ihm ansatzweise nur im Dokumentationsfilm vermittelt werden. Hier wird deutlich, daß selbst komplexe Ensembles, die funktionsfähig gemacht und erklärt werden, der Ergänzung durch andere museale Mittel bedürfen. Die Darstellung von Arbeitsaspekten im Museum kann sich nicht mit bloßen Funktionsvorführungen begnügen.

Das Ensemble wurde ohne jegliche Restaurierung eingebaut. Man sieht ihm deutlich an, daß insgesamt mehr als 300.000 Fahrzeugkarosserien die Malleen passiert haben. Gerade die vielfältigen Spuren der Arbeitswelt faszinieren viele Besucher: vom abgetretenen Boden bis zur Mülltonne, von den Werkzeugen, die Arbeiter als Eigentum gekennzeichnet haben, bis zu den Aufklebern auf den Spin-

den. Jedem wird klar, daß es sich nicht um eine sterile Demonstrationsanlage handelt, sondern um eine Industrieanlage, auf der hart gearbeitet worden war.

Sehr oft gibt es bei der Restaurierung von technischem Kulturgut einen Konflikt zwischen Oberfläche und Funktion. Will man das originale Aussehen bewahren, muß man häufig auf das Spezifische, die technische Funktion, verzichten; macht man Objekte funktionsfähig, gehen manchmal die wichtigen Spuren des Gebrauchs verloren. Im Fall der Porsche-Anlage konnten aber sowohl die Funktionen wie die originale Gestalt erhalten werden.

Auch die Erfordernisse der täglichen Vorführung im Museum treten nicht selten mit den konservatorischen Kriterien einer Erhaltung für die Nachwelt in einen Konflikt. Verschleiß und mögliche Beschädigungen sind fast unvermeidbar, wenn man die Funktion nicht nur erhält, sondern auch tatsächlich zeigt. Doch auch dieses Problem hat sich hier bisher als erfreulich gering erwiesen. Die Anlage ist so robust – und dazu für einen wesentlich härteren Dauerbetrieb in der Produktion ausgelegt –, daß der Verschleiß vernachlässigbar ist. Typische Verschleißteile sind zudem noch als Originalersatzteile im Handel erhältlich. Bis auf einen kleinen Anschlußflansch wurde ein Austausch jedoch bisher nicht erforderlich.

Im Kontext der Ausstellungen des Landesmuseums für Technik und Arbeit vermittelt die Rohkarosserieanlage den „klassischen“ Arbeitstyp im Nachkriegs-Automobilbau. Zusammen mit den Stationen zur Werkstattfertigung, zur frühen Fließbandfertigung und zur modernen Roboterfertigung zeigen wir an diesem einzigartigen technikhistorischen Dokument die wichtigsten Stadien des Autobaus im 20. Jahrhundert – und eine verschwundene Arbeitswelt. Das Ensemble ist ein sinnlich erfahrbares Zeugnis eines Typs der Serien-Autofertigung, der heute schon ausgestorben ist.



# Die Geschichte der Baumwollindustrie im Wiesental nach 1835

Gründungswelle und grenzübergreifende Verflechtungen

*Thomas Kosche, Mannheim*

Boomartiges Aufblühen der Textilindustrie in Südbaden in den 1830er Jahren; überwiegend aus der Schweiz stammendes Kapital für die zahlreichen Fabrikneugründungen; hoher Beschäftigungsgrad von Frauen und Kindern; schwere, gesundheitsbelastende Arbeitsbedingungen; ausschließliche Nutzung von Wasserkraft zum Maschinenantrieb; Technik aus dem Ausland . . . so könnte ein nicht ganz vollständiges Stenogramm über die Ausstellung zur Baumwollspinnerei und Weberei im Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim lauten.

Diese Stichworte machen deutlich, daß nicht eine umfassende Chronologie der Textilindustrie Ziel der Darstellung ist. Die Intention geht in eine andere Richtung; Schlaglichtartig werden Aspekte der Geschichte des deutschen Südwestens beleuchtet, räumlich und zeitlich verortete Phänomene aufgegriffen.

Die Museumsabteilung zur Geschichte der Textilindustrie ist geographisch im Tal des Schwarzwaldflüßchens Wiese angesiedelt, historisch behandelt sie den Zeitraum der Frühindustrialisierung Südwestdeutschlands, speziell die Jahre nach der Konstituierung des Deutschen Zollvereins 1834.

Natürlich gab es schon zuvor gewerbliche Tätigkeit im Tal, gab es Papierproduktion in Schopfheim, das Eisenwerk in Hausen, Bürstenmacherei, Schnitzerei, Hausspinnerei und Weberei, gerade die beiden Letztaufgezählten stark von Wirtschaftsbeziehungen zur Schweiz geformt und getragen<sup>1)</sup>.

Am Beginn des im Museum behandelten Zeitabschnittes steht allerdings der Einzug der Fabriken in das Tal nach dem etwas verspäteten Zollvereinsbeitritt, der 1835 beschlossen und am 1. 1. 1836 vollzogen wurde. Zu jenem Zeitpunkt und noch weitere Jahrzehnte bestimmten ausländische Einflüsse in diesem im Zollvereinsgebiet, im späteren Deutschen Reich und im heutigen Baden-Württemberg peripher gelegenen Winkel maßgeblich Bild und Charakter der Textilindustrie.

Gründe für die Schweizer Investitionen auf der deutschen Seite des Rheins lassen sich mehrere nennen: Das Großherzogtum Baden war ein wichtiges Absatzgebiet für in der Schweiz produzierte Garne und Gewebe. Während die Zollschranken innerhalb des Vereinsgebiets fielen, wurden sie an den Außengrenzen kräftig erhöht. Durch die Produktion in Baden konnten diese Zölle umgangen und gleichzeitig alle Vereinsmitgliedsländer als neue Absatzmärkte erschlossen werden<sup>2)</sup>. Zudem war im Wiesental Wasserkraft in ausreichendem Maße verfügbar und erschließbar. Schließlich ließen sich Arbeitskräfte zum Anlernen vor allem aus den Siedlungen des Hochschwarzwaldes und des Hotzenwaldes gewinnen.

## Schweizer Unternehmer im Wiesental<sup>3)</sup>

Streng genommen begann die Gründungswelle mit der Spinnerei des Todtnauers



J. M. Thoma, die dieser 1829 in seinem Heimatort einrichtete. Der durch die Diskussion um den badischen Beitritt zum Zollverein ausgelöste Boom mit maßgeblicher schweizerischer Beteiligung nahm seinen Anfang dann aber erst 1834, dauerte bis 1841 und umfaßte zehn große Fabrikneubauten, von denen nur die Spinnerei von Gottschalck & Greter in Schopfheim und P. Koechlin in Zell nicht mit eidgenössischem Kapital errichtet wurden.

Deutlich geht aus den Jahreszahlen hervor, daß nicht abgewartet wurde, bis der Vereinsbeitritt beschlossen war, sondern schon mit einem Verdichten der Hinweise auf dessen Bevorstehen die Investitionsentscheidungen gefällt wurden. Gut belegbar ist dies am Beispiel der Spinnerei und Weberei des Baseler Wilhelm Geigy (1800–1866) in Steinen: Der Sproß der bekannten Unternehmerfamilie begann seine Berufslaufbahn 1816 als Zögling der K. K. Ingenieur-Akademie in Wien, erhielt eine technische Ausbildung und diente als Offizier im österreichischen Heer. 1825 kehrte er nach Basel zurück und bekleidete bis 1833 das Amt eines Landkommissärs. In der schweizerischen Miliz erlangte er den Rang eines Oberstleutnants<sup>4</sup>). 1834 stellte er das erste Gesuch um „Staatsgenehmigung zum Ankauf von Liegenschaften in Steinen zum Behuf der Errichtung eines Gewerbes mit Wasserrecht“<sup>5</sup>). Als Ausländer hatte er dabei erhebliche bürokratische Hindernisse zu überwinden. Darüber hinaus mußte er sich mit den wasserrechtsbesitzenden Gewerbetreibenden und den Landwirten in Steinen, die das Flußwasser zur Bewässerung ihrer Wiesen brauchten, durch finanzielle Zugeständnisse arrangieren<sup>6</sup>).

1835 legte Geigy in einem weiteren Gesuchsantrag offen, was er aufzubauen beabsichtigte: eine mechanische Baumwollspinnerei nebst Weberei.

Am 31. März 1835 befand die Regierung des Ober-Rhein-Kreises in Freiburg dazu: „Das Amt entspricht dieser Bitte und wir schließen

uns seinem Antrage auf günstige Willfährung derselben an, da es jenen Gegenden nur vorteilhaft sein kann, wenn unsere reichen und industriösen Nachbarn ihren Gewerbefleiß und ihre Kapitalien auf diesseitigen Boden verpflanzen.“

Ausländische Investoren waren also willkommen. Am 12. Mai 1835 erteilte das badische Innenministerium Geigy die gewünschte Genehmigung<sup>7</sup>). Der positive Geschäftsgang und der Unternehmungsgeist des Baseler führten innerhalb weniger Jahre zu ausgedehnten Liegenschaftsankäufen in Steinen und im Nachbarort Maulburg, in dem Geigy 1844 auch eine Webereifiliale einrichtete<sup>8</sup>).

Die Genehmigungsbehörde war mittlerweile um einiges weniger wohlwollend. Am 30. Juli 1839 teilte das Innenministerium in Karlsruhe der Kreisregierung in Freiburg auf ein weiteres Genehmigungsgesuch zu einem Grundstücksankauf durch Geigy mit: „Dabei wird der Kreisregierung bemerkt, daß man nicht beabsichtige, solche bedeutenden Grundstücksacquisitions durch Ausländer künftighin zu begünstigen.“<sup>9</sup>)

Nach dem Tod des Schweizers im November 1866 lobte der Oberländer Bote in einem Nachruf: „Die seltenen Geistesgaben dieses verstorbenen Herren, sowie die thatkräftige unermüdliche Anwendung derselben, sind durch seine großartigen Schöpfungen im Baufache und namentlich durch die Gründung seiner Fabriken hier und in Maulburg, – welche als Muster von vielen seiner Fachgenossen genommen worden und auch in jeder Beziehung gelten können, – hinreichend bekannt.“<sup>10</sup>)

Art und Größe der in Steinen errichteten Produktionsstätte lassen sich nach einer Projektbeschreibung aus dem Jahre 1835 und frühen Versicherungsunterlagen rekonstruieren: Für die Gesamtsumme von rund 320.000 Schweizer Franken entstand ein fünfgeschossiger Fabrikbau von 30 Meter Länge und 15 Metern Breite nebst einem niedrigeren Flügelanbau und einem Wasser-

Bedeutende Textilfabrikgründungen im Wiesental bis 1850

Unternehmer	Jahr	Ort	Unternehmensart	Unternehmerherkunft	Anmerkung
J. F. Küpfer	1753	Lörrach	Kattundruckerei	Bern	später... "Manufaktur Koechlin, Baumgartner & Cie AG"
J. M. Thoma	1829	Todtnau	Spinnerei	Todtnau	
Gottschalk & Grether	1834	Schopfheim	Spinnerei	Lörrach, Schopfheim	
W. Geigy	1836	Steinen	Spinnerei, Weberei	Basel	
Sarasin & Heusler	1836	Haagen	Spinnerei	Basel	
vom Hove	1837	Lörrach	Wollspinnerei u. Weberei	Basel	
Bölger	1838	Zell	Spinnerei	Basel	
P. Koechlin	1840	Zell	Spinnerei	Lörrach	schon 1826 als Handweberei gegründet
L. Merian	1840	Höllstein	Spinnerei, Weberei	Basel	zunächst (1835) als Maschinenfabrik gegr.
Bölger, Iselin & Co.	1841	Schönau	Spinnerei, Weberei	Basel, Schweiz	
W. Geigy	1843	Maulburg	Weberei	Basel	Filiale des Betriebes in Steinen
F. Staub	1847	Lörrach	Spinnerei	Lörrach	
G. Grether & Co.	1848	Atzenbach	Spinnerei	Lörrach, Schopfheim Basel, Möhlin (Schweiz)	



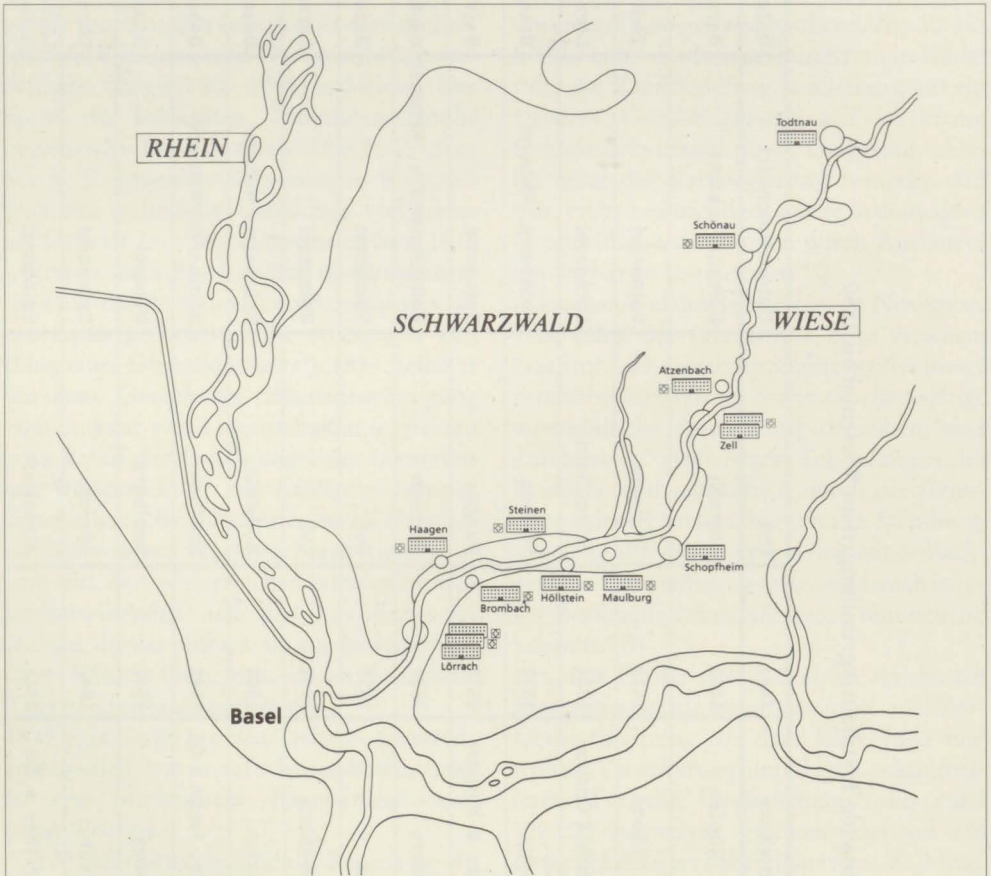
radhaus. Diese Gebäude beherbergten eine komplette Baumwollspinnerei mit 7392 Spindeln und eine mechanische Weberei mit Anfangs 40 Maschinen. *Nur zum Vergleich:* Ein Spinmeister verdiente anfangs in Geigys Fabrik 1,10 Franken pro Tag, ein Kind als Hilfsarbeiter 35 Rappen<sup>11</sup>).

**Die Arbeiterschaft:  
Hilfskräfte aus Baden, Fachleute aus der Schweiz und dem Elsaß**

Lediglich einen kleinen Teil der Beschäftigten konnten die Unternehmer direkt aus den Ansiedlungsorten ihrer Produktionsstätten re-

krutieren. Nur materielle Not trieb die Menschen in die Fabrik mit den überlangen Arbeitszeiten, harten, ermüdenden Arbeitsbedingungen und den strengen, von Fabrikordnungen bestimmten, durch Aufseher und Meister kontrollierten Reglementierungen. Wer von Landwirtschaft, Handwerk oder beiden gemeinsam seine Existenz bestreiten konnte, mied den auch von Zeitgenossen als sozialen Abstieg betrachteten Gang in die Fabrik.

Die Arbeiterschaft kam aus den Gebieten, in denen durch Bevölkerungswachstum und Realteilung das Existenzminimum nicht mehr für alle gewährleistet war und somit



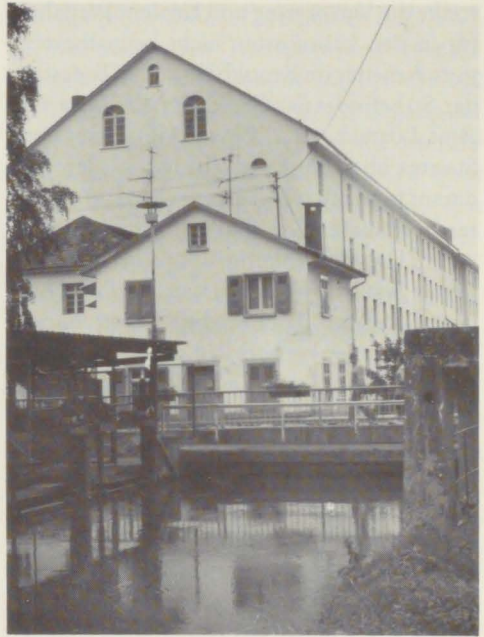
*Textilfabrikstandorte im Wiesental bis 1850. Grafik: Jürgen Albrecht, Landesmuseum*

Auswanderung oder Industriearbeit die Überlebensalternativen darstellten. Nicht wenige der so in die Fabriken gezwungenen Arbeitskräfte waren junge Frauen und Kinder, da gerade die Textilproduktion zahlreiche vermeintlich leichte – und entsprechend schlecht bezahlte – Tätigkeiten wie Putzen, Spulen aufstecken, Faden anknüpfen, Materialtransport mit sich brachte.

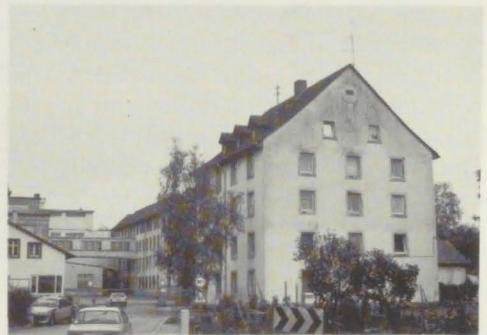
Nach einer Aufstellung aus dem Jahre 1841 beschäftigte Geigy in seinem Steinener Unternehmen 56 Männer, 59 Frauen und 101 Kinder<sup>12)</sup>, gemeint waren Jungen und Mädchen unter 14 Jahren.

Die Mehrzahl dieser Menschen wurde lediglich kurz angelernt und hatte allenfalls über die heimische Handspinnerei und -weberei Erfahrungen mit der Materie. Die eigentlichen Spezialisten, die Meister, Techniker und Kaufleute konnten nicht im Wiesental oder den benachbarten Regionen gefunden werden, sondern kamen wie im übrigen auch ein Teil der Hilfsarbeiterschaft aus den Industriegebieten der Schweiz und des Elsass. Noch 1855 berichtete das Badische Centralblatt über die Textilindustrie des Wiesentals: „Unter den Arbeitern befinden sich viele Schweizer, namentlich werden die Werkmeister gerne aus der Schweiz und dem Elsaß herübergeholt. Der Grund hiervon mag hauptsächlich in der ältern Industrie unserer Nachbarstaaten liegen . . .“<sup>13)</sup>.

Die Integration der Fabrikarbeiterschaft, besonders die der ausländischen, in die Ortschaften ging keinesfalls reibungslos vonstatten. In den Archivalien der Spinnerei und Weberei Steinen findet sich ein Vorgang aus dem Jahre 1841, in dem der Gemeinderat an den Fabrikanten schreibt: „Dem Herrn Fabrikeigentümer Oberst Geigy wird der dem obigen Betreff erlassene amtliche Beschluß vorbehaltlich der Rücksendung zur Kenntnisnahme mitgeteilt und dabei bewirkt, daß das Leseholz-Sammeln allen Ausländern, sie mögen in der Fabrik oder sonstwo arbeiten ohne Ausnahme verboten ist . . .“<sup>14)</sup>.



*Die Spinnerei in Haagen von 1836 mit einigen neueren Erweiterungen. Foto 1989*



*Die Fabrik W. Geigys in Steinen von 1836 mit verschiedenen Anbauten späterer Jahrzehnte. Das Arbeiterwohnhaus im Vordergrund entstand zeitgleich mit dem ersten Fabrikationsgebäude. Foto 1989*

Anzumerken ist hierzu, daß „Ausländer“ alle die waren, die nicht zu den badischen Landeskindern zählten, also auch die unter den Beschäftigten durchaus zu findenden Bayern, Württemberger und andere Bewohner von deutschen Staaten. Ein weiteres Problem



stellte die Versorgung und Kostenübernahme für in den Fabrikorten nicht heimatberechtigte Arbeiter im Krankheits- oder Todesfalle dar. So befindet das Großherzogliche Bezirks Amt Lörrach am 2. Nov. 1836 wegen eines Streites über die Erkrankung und den bald darauf folgenden Tod eines Schweizer Arbeiters gegenüber dem Bürgermeisteramt Steinen: „Die Erkrankung des Fabrikarbeiters David Stauber in Steinen betr. wird das Bürgermeisteramt daselbst auf seinen Bericht vom Gestrigen benachrichtigt, daß wir uns an die Heimatbehörde des Erkrankten wegen Ersatzes der Krankheitskosten sowie wegen der weiteren Sorge für den Erkrankten schriftlich gewendet haben. Dabei wird dem Bürgermeisteramt bemerkt, daß in dem Falle, wann aus der Heimatgemeinde des Stauber kein Ersatz zu erwarten ist, die Krankheitskosten der Fabrikarbeiter **nie** auf die Gemeindekasse fallen können, sondern lediglich allein von dem Fabrikherrn bestritten werden müssen, welchem überlassen bleibt, durch Abzüge von dem Wochenlohn seinen Arbeitern eine Krankenkasse zu bilden. Um Streitigkeiten zu verhüten hat das Bürgermeisteramt dem Herrn Geigy sogleich von dem Inhalt dieser Verfügung in Kenntnis zu setzen, dessen Erklärung darüber zu erheben, ob er sich verbindlich macht, die Krankheits- und Beerdigungskosten aller fremder Arbeiter zu übernehmen . . . da jedenfalls darauf Bedacht genommen werden muß, daß die Gemeinden durch die neu errichteten Fabriken keiner derartigen Gefährde ausgesetzt werden.“<sup>15)</sup>

Der vom badischen Staat betriebenen Förderung von Fabrikgründungen stand durchaus Skepsis oder sogar Ablehnung in den Ansiedlungsgemeinden gegenüber, die unmittelbar mit den alltäglichen Problemen und finanziellen Belastungen durch die plötzliche Zuwanderung der ortsfremden Arbeiterschaft konfrontiert wurden.

Der Beschäftigungsgrad ausländischer Arbeiter in der Wiesentaler Textilindustrie blieb

stets markant und zumindest bis zum ersten Weltkrieg, was Schweizer und Elsässer angeht, traditionell hoch. Im Archiv des Landesmuseums befindet sich ein „Arbeiter-Controllbuch“ aus der Baumwollspinnerei und -weberei Merian in Höllstein, nur wenige Meter von der Geigyschen Fabrik in Steinen entfernt.



Warnschild aus einer Zwirnerei in Stüblingen. Deutsche Übersetzung rechts unten: „Hände weg vor laufenden Walzen!“

Daraus ist ersichtlich, daß bis etwa zur Jahrhundertwende neben den beiden genannten Herkunftsländern Menschen aus Bayern, Württemberg und Hohenzollern eingestellt wurden. Dazu kamen Preußen, Böhmen und Sachsen. Die Jahre 1911–1912 brachten dann einen Höhepunkt der Beschäftigung von italienischen Staatsangehörigen, Dreiviertel davon Frauen<sup>16)</sup>.

### Ausländische Maschinen: Technik aus Frankreich, England und der Schweiz

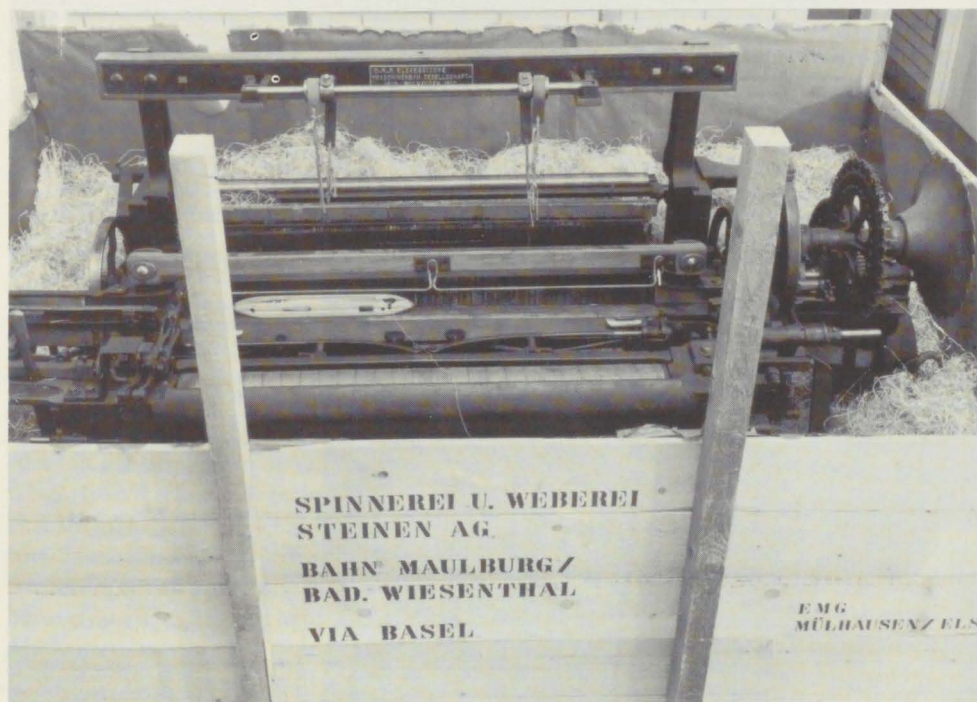
Wie bei Kapital- und Arbeitskräfteherkunft wird bei den Maschinen die Bedeutung des Auslandes für die Wiesentaler Textilindustrie deutlich. Auch wenn Louis Merian sein in der Tabelle bereits genanntes Unternehmen 1835 zunächst als Maschinenfabrik gründete, konnte er mit seinen Produkten wie der ebenfalls erst in den Anfängen steckende weitere Maschinenbau im Zollvereinsgebiet noch nicht den Ansprüchen genügen<sup>17)</sup>. England setzte die Maßstäbe, aber für die Betriebe in Baden kamen zunächst die ebenfalls fortschrittlichen Schweizer und Elsässer Hersteller als Lieferanten in Frage.

Die schon erwähnte Projektbeschreibung zur geplanten Fabrik Wilhelm Geigys vermerkt dazu 1835: „Der Käufer hat sich schon seit einiger Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt. Nachdem er in Verbindung mit einem in diesem Fache sehr bewanderten Freunde das Verzeichniß sämtlicher Maschinen und Apparate entworfen hatte, besprach er sich mit mehreren Constructeurs. Durch Vermittlung eines Hauses im Elsaß würde er von einem Elsässer Constructeur sämtliche Maschinen der Spinnerei (. . .) nebst den Transport und Verpackungskosten um die Summe von Fcs. 130.000 erhalten. Man würde sich aber wohl zu einem Lieferungsstermine bis Ende März 1836 bequemen müssen. Hingegen hat Herr Escher von Zürich ebenfalls einen bindenden Devis eingegeben, worin er sich anheischig macht sämtliche Maschinen in einem sehr vollständigen Apparate

bis Ende des Monats December d. J. nach Steinen nebst den Transport und Verpackungskosten um die Summe von Fcs. 136.000 zu liefern.“<sup>18)</sup> Die großzügige Auslegung der Zollvereinsbestimmungen über die Einfuhr von Maschinen durch den badischen Staat erlaubte zudem Geigy wie auch anderen den zollfreien Bezug der notwendigen technischen Einrichtung<sup>19)</sup>.

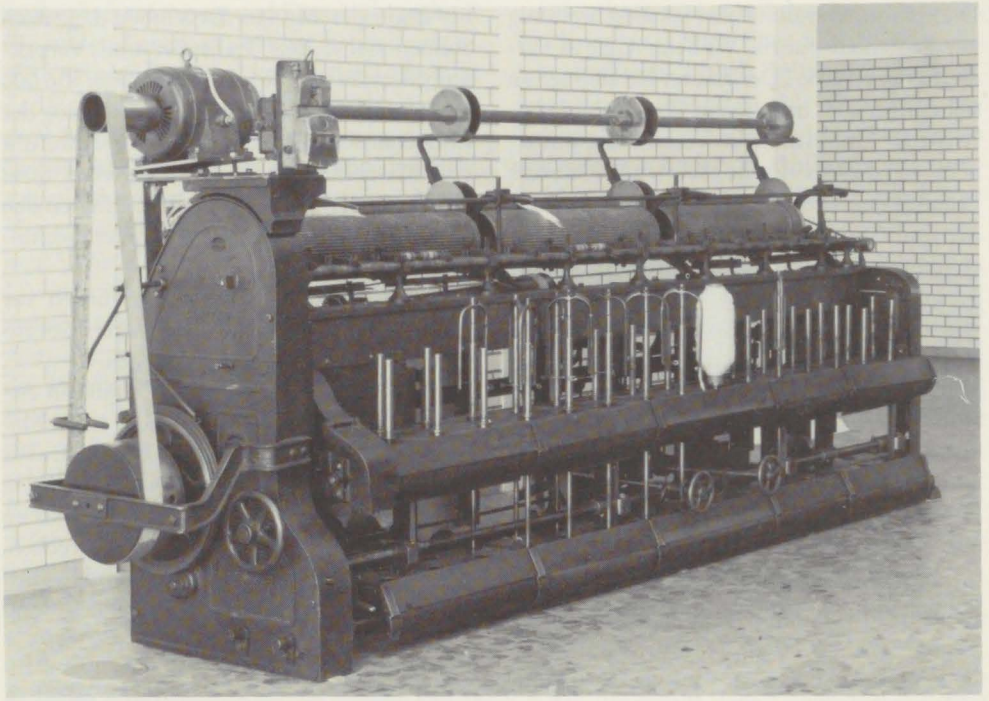
In den folgenden Jahrzehnten wurden vor allem die für die Baumwollspinnerei notwendige Technik aus England bezogen.

Ein Inventar der Baumwollspinnerei in Atzenbach aus dem Jahre 1913 listet einen Maschinenpark auf, dessen älteste Exemplare aus dem Jahre 1891 stammen. Die Aufstellung liest sich wie ein Who-is-who des englischen Textilmaschinenbaues: Karden, Strecken, Flyer und Ringspinnmaschinen von Howard & Bullough in Accrington, Strecken und



*Museumsinszenierung zum Techniktransfer. Mechanischer Webstuhl in nachgebauter Transportkiste*





*Flyer (Baumwollvorspinnmaschine) von Platt Brothers & Co., Oldham, Baujahr 1908, von 15m auf 5m Breite gekürzt*



*Streckmaschinen von Howard & Bullough Ltd, Accrington, Baujahr 1889. Aufgenommen in der Spinnerei Atzenbach AG um 1900*

Ringspinnmaschinen von Samuel Brooks, Manchester, weitere Flyer von Hetherington & Son, Manchester, Selfaktoren von Platt Brothers, Oldham, Ballenbrecher und Batteure von Lord Brothers, Todmorden.

An Textilmaschinen aus dem Elsaß werden lediglich noch zehn Karden der Elsässischen Maschinenbaugesellschaft Mülhausen und eine Ringspinnmaschine von Schlumberger & Co in Gübweiler genannt, die Schweiz ist nur noch mit drei Selfaktoren von J. J. Rieter, Winterthur vertreten.

Deutsche Textilmaschinen wurden in Atzenbach zu diesem Zeitpunkt nicht eingesetzt<sup>20</sup>). Weit weniger bedeutend war der Einsatz englischer Technik in der Weberei. Ein Großteil der Maschinen kam hier aus der transportgünstig gelegenen Schweiz. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts faßten auch mehr und mehr die sächsischen Hersteller Fuß.

Eine in die Ausstellung zur Geschichte der Textilindustrie im Landesmuseum integrierte kleine mechanische Weberei aus Elzach im Mittleren Schwarzwald weist einen Maschinenbestand aus den Jahren 1876–1938 auf, der sich wie folgt zusammensetzt: Drei Schweizer Exemplare aus der Maschinenfabrik Rüti bzw. der Vorläuferfirma Caspar Honegger, Rüti sowie drei aus der Sächsischen Webstuhlfabrik (Louis Schoenherr), Chemnitz.

### **Wirtschaftsbeziehungen: Veredelung in Lörrach, Basel und Mülhausen**

Die Verflechtung der Wiesentaler Textilindustrie mit der Schweiz in den Bereichen Kapital, Arbeitsmarkt und Technik setzte sich ebenso in handelswirtschaftlicher Hinsicht fort. Hinzu kamen auf diesem Sektor auch wiederum enge Verbindungen in die benachbarte elsässische Region, hauptsächlich nach Mülhausen.

Besondere Bedeutung kam dem sogenannten Veredelungsverkehr zu. Im Wiesental hergestellte Rohgarne und -gewebe gingen zum

Färben oder Bleichen traditionell ins benachbarte Ausland, besonders in die zahlreichen Spezialbetriebe nach Basel. Ein Teil der Stoffe wurde auch vom Lörracher Großunternehmer Peter Koechlin & Söhne, der späteren „Manufaktur Koechlin“, Baumgartner & Cie. AG“ bedruckt. Dieser Betrieb wiederum hatte Absatzmärkte für modisch bedruckte Baumwollstoffe, die sog. Kattune, im Ausland, so in Holland, Rußland, Südeuropa und dem Orient<sup>21</sup>).

Die Politik der badischen Regierung nach 1836 versuchte durch Unterbindung des zollfreien Warenverkehrs – also Herstellung in Baden, Veredelung in der Schweiz oder im Elsaß, Verkauf im Zollvereinsgebiet – auch in der Weiterverarbeitungssparte Betriebsansiedlungen auf badischem Gebiet zu erzwingen. In den Folgejahren kam es allerdings nicht zur gewünschten Gründung solcher Unternehmen in ausreichender Zahl. Für die bestehenden Spinnereien und Webereien war es nicht rentabel, ihren Fabriken kleine Veredelungsabteilungen anzugliedern. Das badische Finanzministerium sah sich gezwungen, zunehmend Ausnahmegenehmigungen zu erteilen<sup>22</sup>).

Diese spezielle Form einer grenzüberschreitenden Arbeitsteilung im Stoffveredelungsbereich behielt weiterhin hohe wirtschaftliche Bedeutung und wurde auch in späteren Vereinbarungen wie dem deutsch-schweizerischen Handelsvertrag von 1891 als zollfreier Transfer festgeschrieben<sup>23</sup>). Die Beziehungen nach Frankreich waren ähnlich eng und noch vielseitiger. Die wenigen Wiesentaler Garnfärbereien erledigten Elsässer Lohnaufträge, die badischen Spinnereien konnten für die eigenen angeschlossenen Webereien nicht benötigte Garne dorthin verkaufen, umgekehrt verarbeiteten Webereien im Wiesental Elsässische Feingarne. Fabrikwebereien auf der deutschen Seite des Rheins arbeiteten auch im Lohnauftrag für in Mülhausen und anderswo angesiedelte Betriebe der im Elsaß weit entwickelten Stoffdruckerei. Schließlich



fungierten beide Regionen füreinander als Absatzmärkte ihrer Fertigprodukte<sup>24</sup>).

### **Brandversicherungen: badische und französische Assekuranzen**

Den vielfältigen Aspekten der internationalen Beziehungen der Wiesentaler Textilindustrie wäre schließlich als letztes noch die Versicherung von Gebäuden, Maschinen und Waren bei ausländischen Unternehmen hinzuzufügen. Für das Großherzogtum Baden existierte eine eigene Gebäudeversicherungsanstalt, beruhend auf der „Verpflichtung der Gebäude-Eigenthümer zur gegenseitigen Versicherung“, die mit einem im Großherzoglich Badischen Staats- und Regierungs-Blatt am 3. 9. 1840 veröffentlichten Gesetz auf eine neue amtliche Basis gestellt wurde<sup>25</sup>). Diese Versicherung erfaßte mit wenigen Ausnahmen wie den großherzoglichen und standesherrlichen Schlössern sowie den Pulvermühlen (§ 7) sämtliche Gebäude des Landes, deren Wert 25 Gulden erreichte. Freiwillig war die Versicherung aller Anlagen, die als von „besonders feuergefährlicher Beschaffenheit“ galten, für welche bei gewünschter Mitgliedschaft der doppelte Prämienatz zu entrichten war ebenso wie die „Einrichtungen von höchst feuergefährlicher Beschaffenheit“, für die das „Dreifache des ordentlichen Beitrags“ zu bezahlen war. (§ 16)

In einer im Großh. Badischen Staats- und Regierungs-Blatt am 24. 4. 1841<sup>26</sup>) veröffentlichten Verordnung zum oben zitierten Gesetz werden im § 2 zur Klasse „größere Einrichtungen von höchstfeuergefährlicher Beschaffenheit“ unter Punkt 7 gezählt: „die mechanischen Spinnereien für Baumwolle“. Die Versicherung beweglicher Güter, der sog. Fahrnisse, regelte eine ebenfalls im Staats- und Regierungsblatt vom 3. 9. 1840<sup>27</sup>) abgedruckte Verordnung, die in § 2 besagte: „Die Versicherung fahrender Habe gegen Feuergefahr ist in der Regel nur bei inländischen, mit

Staatserlaubnis bestehenden, und bei denjenigen fremden Versicherungsgesellschaften gestattet, welche die Staatsbewilligung zur Ausdehnung ihrer Geschäfte auf das Großherzogthum erhalten.“ Höhere Werte der zu versichernden Habe befreiten die Versicherungsnehmer von diesen Einschränkungen. § 3 lautet: „Den Inhabern von Fahrnisgegenständen, deren Versicherungswerth dreißigtausend Gulden übersteigt, kann auf ihr Ansuchen von der Kreisregierung die Versicherung bei fremden, mit Staatserlaubnis nicht versehenen Gesellschaften, ausnahmsweise gestattet werden.“ Wilhelm Geigy versicherte seine Steinener Spinnerei und Weberei sowohl im Ausland als auch bei badischen Unternehmen. Es existieren noch verschiedene Policen, die unter anderem auch sehr detaillierte Auskünfte über Gebäudetechnik und das Inventar sowie dessen Wert geben<sup>28</sup>).

1837 z. B. befinden sich in der Fabrik insgesamt 123 Maschinen, dazu der Wasserradtrieb, Transmissionen, Dampfrohre, vierzig Lampen, Ersatzteile und Warenvorräte im Gesamtwert von 129.254 Gulden, die Geigy auf eine Summe von 100.000 französische Franc bei einem Prämienatz von 7 1/2 % für drei Jahre bei der Baseler Agentur der in Paris ansässigen Französischen Gesellschaft des Phönix gegen Feuerschaden versicherte.

Über die Anlage und ihre Feuergefährlichkeit ist in der Police vermerkt: „Beide Gebäude sind ganz von Stein aufgeführt, circa 300 Schritt vom Dorfe Steinen freystehend gelegen. . . . Die Heizung geschieht durch Dampf und die Beleuchtung durch Lampen auf gewöhnliche Weise . . . . Die Fabrikgebäude sind von zwei Kanälen umgeben, welche mit Wasser versehen sind.“

Ein Jahr später, im Mai 1840, schloß Geigy auf eine Summe von 80.000 Gulden bei einer jährlichen Prämie von 8% eine weitere „Mobilien-Versicherung“ gegen Brandschaden bei der „Großherzoglich Badischen Gesellschaft des Phönix in Carlsruhe“ ab, womit er den Restwert seines Inventars versicherte.

*Autorisation mit Brief vom 25. Aug. 1892. N. 2116*  
*Subkantonale - Klasse zu N. 19803*  
 Direction für das Ausland.

*Kantonsort* *Sargisstadt*

No. *19.803*

Datum *29. Aug. 1892*

Aufangs *30. Aug. 1892*

Dauer *Sechs Monate*

Verfallens *30. Decembar 1892*

Von *Wilhelm Geigy*



*Baden* *19.803*  
*Prämie - auf der Versicherung*

Der wo die versicherten Gegenstände sich befinden. *Steinen*

Beischaffenheit des Risikos. *maschinen u Waaren*

Berechneter Wert *fl. 109.03 - im 1/20 jährl.*

Prämienfuß *7%*

*fachliche Prämie 11.47*  
 Betrag der Zahlungen.

An Zahl *fl. 84.31 - jährl. Prämie*

An Bitteln *fl. 53.31*

Gür Polize *1 -*

Gür Platten *1 -*

# *Steinen* Französische Gesellschaft des Phönix.

**Prämien-Verficherung gegen den Feuerehaden.**

Bevollmächtigt durch eine Königl.che Verordnung vom 1. September 1819.  
 Provence-Strasse, N. 30, in Paris.

## POLLIZZE.

Allgemeine Bedingungen.

Artikel 1. Die Gesellschaft versichert gegen die Feuersbrunst, gegen das Einschlagen des Hagels, und den daraus entstehenden Schaden, alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum.

Sie versichert auch die Gefahre des Witterens und jene des Raubhohes.

Die Versicherung der Wittergefahr stellt den Versicherten vor der Verantwortung, leicht sicher, bezu er als Richter, in Gemässheit der Artikel 1733 und 1734 des französischen Zivil-Gesetzbuchs unterwerfen zu.

Die Versicherung der Raubgefahr stellt den Versicherten vor jedem Entschädigungs-Anspruche, den die Raubhohes wegen Wittethellung des Brandes, Kraft

ARTICLE 1. La Compagnie assure contre l'incendie et contre le feu du ciel et les dégats qui en résultent, toutes les propriétés mobilières et immobilières.

Elle assure aussi le risque locatif et le recours du voisin.

L'assurance du risque locatif garantit l'assuré des effets de la responsabilité à laquelle il est soumis comme locataire, aux termes des articles 1733 et 1734 du Code civil.

L'assurance du recours des voisins garantit l'assuré de toute action que ceux-ci pourraient exercer contre lui pour communication d'incendie, en vertu des articles 1382, 1383 et 1384 du Code civil.

La Compagnie n'est responsable que des dommages matériels, et ne doit, soit au propriétaire, soit au locataire, soit au voisin, aucune indemnité pour ébranlement.

*Police einer 1842 durch Wilhelm Geigy abgeschlossenen Versicherung für „Maschinen und Waaren“ seiner Fabrik in Steinen*

Mit seinen zur Klasse der höchst feuergefährlichen Anlagen gehörenden Fabrikationsgebäuden trat Geigy Ende 1841 in die staatliche badische Versicherungsanstalt ein, wie er in einem Schreiben an den Bürgermeister von Steinen vom 5. 11. 1841 darlegte<sup>29)</sup>.

### Schluss

Schweizer Unternehmer und Kapital, Fabrikarbeiter aus der Eidgenossenschaft und dem Elsaß, Maschinen aus Frankreich, England und der Schweiz, Veredelungsverkehr und Warenaustausch im Dreiländereck um Lörrach, Basel und Mülhausen, Brandversicherungen bei französischen Gesellschaften:

Die Textilindustrie des Wiesentales war durchaus eine internationale Angelegenheit. Ihre Geschichte zeigt, wie sehr der Industrialisierungsprozess im Großherzogtum Baden in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts von Anstößen und Wirtschaftsbeziehungen über die Grenzen hinweg abhängig war, um überhaupt den Rückstand gegenüber anderen Staaten aufzuholen.

Ausländischen, und das heißt in diesem Falle überwiegend Schweizer Investoren, bot sich die Region um 1835 an mit ihren großen Wasserkraftressourcen und zahlreichen Menschen, die darauf angewiesen waren, Arbeiten von geringsten Qualifikationsanforderungen und niedriger Bezahlung anzunehmen, um ihr Existenzminimum zu erwirt-



schaften. Schließlich öffnete eine Fabrikgründung auf badischem Boden das gesamte Gebiet des Deutschen Zollvereins als Absatzmarkt.

Allochthone Anstöße und grenzübergreifende Verflechtungen sind wichtige Darstellungsaspekte in einem Landesmuseum, das sich die Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte des deutschen Südwestens zum Thema gemacht hat. Daß sich die Entwicklung einer Region, die als industrieller Spätzünder bezeichnet werden kann, ohne die Impulse von außen noch langsamer vollzogen hätte (und das gilt keineswegs nur in bezug auf die Textilindustrie), ist ein notwendiger Hinweis, auch um dem Eindruck entgegenzuwirken, es habe sich seit jeher um ein wirtschaftliches „Musterlände“ gehandelt.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Beschrieben finden sich diese Gewerbebezüge bei Dietsche, Richard: Die Industrielle Entwicklung des Wiesentales bis zum Jahre 1870. Diss. Basel, Schopfheim 1937; auch in: Das Markgräflerland 8/1937 und 9/1938

<sup>2)</sup> Dutzig, Peter: Innovation und Investition. Technische Entwicklung und Unternehmerentscheide in der schweizerischen Baumwollspinnerei 1800–1916. Diss. Zürich 1981, Zürich 1987 S. 187

<sup>3)</sup> Zur Geschichte der Textilindustrie des Wiesentals siehe u. a.: Humpert, Theodor: Das Wiesental. Eine heimatische Wirtschaftskunde. Bühl 1920; Waldschütz, Ernst: Die schweizerischen Industrieunternehmungen im deutschen Grenzgebiet. Diss. Frankfurt a. M., Singen 1928; Weh, Max: Die Landesgrenze als Standortfaktor untersucht an der oberbadisch-schweizerischen Grenz-Industrie. Diss. Basel, Bonn 1932; Dedi, Liselotte: Die oberbadische Textilindustrie unter dem besonderen Einfluß ihrer Grenzlage. Diss. Göttingen, Säckingen 1935; Müller-Wiener, Wolfgang: Die Entwicklung des Industriebaues im 19. Jh. in Baden. Diss. masch. Karlsruhe 1955; Müller Gisela: Die Entstehung und Entwicklung der Wiesentaler Textilindustrie bis zum Jahre 1945. Diss. Basel, Schopfheim

1965; Ott, Hugo: Lörrachs Weg zur Industriestadt. In: Lörrach – Landschaft Geschichte Kultur. Hrsg. von der Stadt Lörrach 1982

<sup>4)</sup> Bürgin, Alfred: Geschichte des Geigy-Unternehmens von 1758-1939. Basel 1958 S. 62

<sup>5)</sup> Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 229/100909

<sup>6)</sup> Die Quellen aus der Gründungszeit der Spinnerei und Weberei von Wilhelm Geigy in Steinen befinden sich als Depositum im Archiv des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim. Sie sind Eigentum der Lauffenmühle GmbH, Werk Höllstein, 7853 Steinen-Höllstein.

<sup>7)</sup> vgl. Anm. 5

<sup>8)</sup> vgl. Anm. 6

<sup>9)</sup> vgl. Anm. 5

<sup>10)</sup> Oberländer Bote. Amtliches Kreis-Verkündigungsblatt für den Kreis Lörrach. Nr. 272 18. 11. 1866

<sup>11)</sup> vgl. Anm. 6

<sup>12)</sup> Bühler, Ernst Friedrich: Steinen. Chronik eines Dorfes. Steinen 1982 S. 301

<sup>13)</sup> Badisches Centralblatt für Staats- und Gemeinde-Interessen. 1. Jg. Heidelberg 1855 S. 48

<sup>14)</sup> vgl. Anm. 6

<sup>15)</sup> Gemeindearchiv Steinen, Akten V/2 503 2. Gewerbebetriebe 1766-1924

<sup>16)</sup> Das „Controllbuch“ ist ebenfalls Eigentum der Lauffenmühle GmbH, Werk Höllstein, und befindet sich als Depositum im Archiv des Landesmuseums

<sup>17)</sup> Fischer, Wolfram: Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden 1800–1850. Erster Band: Die Staatliche Gewerbepolitik. Berlin 1961 S. 118

<sup>18)</sup> vgl. Anm. 6

<sup>19)</sup> Fischer, 1961 S. 117 f.

<sup>20)</sup> Das Inventar befindet sich im Archiv des Landesmuseums, Bestand Spinnerei Atzenbach AG.

<sup>21)</sup> Fischer, Wolfram: Handwerk und Industrie im Markgräflerland. In: Ders.: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Göttingen 1972 S. 400

<sup>22)</sup> Fischer, 1961 S. 122 f.

<sup>23)</sup> Badisches Statistisches Landesamt (Hrsg.): Die Industrie in Baden. Karlsruhe 1926 S. 171

<sup>24)</sup> Müller, Gisela S. 62 f.

<sup>25)</sup> S. 201 ff.

<sup>26)</sup> S. 125 f.

<sup>27)</sup> S. 216 ff.

<sup>28)</sup> vgl. Anm. 6

<sup>29)</sup> vgl. Anm. 6



# Vom Kontorbuch zum Mikrochip – eine Arbeitswelt im Umbruch

*Christel Hess, Mannheim*

„Was nun die eigentliche Beschaffenheit und Einrichtung eines wohlbestellten, insonderheit deutschen, italiänischen und holländischen Kaufmanns-Contoirs oder einer sonst so genannten Schreibstube, in welcher die Handelschaften expedirt werden, betrifft: so liegt solches gemeiniglich an einem bequemen Orte des Hauses, wo alle Contoir- und Kaufmannschafts-Bediente, Mäkler, Käufer und Verkäufer, bequem hinein kommen können . . . . An dem grossen Tische sitzt der Patron der Handlung, damit er das Contoir übersehen . . . könne. Der Schreibtisch ist mit etlichen großen Pulpeten garnirt, die man verschließen, und in solche die geheimsten Schriften verwahren kann. Zuweilen ist des Principalen sein Platz mit einem Gitterwerke in Form eines Cabinetes, welches man verschließen kann, und also auch des Buchhalters seines versehen. Vor demselben stehen der Diener und Jungen Pulpete, auf welchen sie copiren müssen. Alle diese, nebst dem Tische, sind mit Leder oder Leinwand überzogen . . . . Entweder in des Herrn Cabinet oder öffentlich an der Wand, befinden sich gewisse Fächer an der Holz eingemacht, 4 und 4 übereinander . . . zusammen 48, etwa eines Briefes Breite, in welchen die empfangenen und schon beantworteten, auch überschriebenen, Briefe gelegt, und jedes Fach mit deren Nahmen, wo sie herkommen, bezeichnet werden; die unbeantworteten bleiben so lange vor dem Principal auf seinem Schreibpulte

liegen, bis sie beantwortet worden sind. In diese Fächer kann man entweder auch eigene Rubriken über Courant-Rechnungen, Wechsel- und Frachtbriefe . . . machen oder solche auch auf einen Zwirnfaden schnüren, und selbige hernach mit einem Bogen dicken Papiers, auf welchem die Rubriken stehen, an die Wand hängen. Wenn das Jahr vorbey ist, werden alle Briefe, Fach für Fach gebunden, hernach in ein Pack zusammen gemacht, und in einen Sack oder Beutel gesteckt, die Jahreszahl darauf geschrieben, und weggelegt“<sup>1)</sup>. Diese detaillierte Beschreibung liefert uns einen anschaulichen Eindruck von der räumlichen Beschaffenheit und Organisation des Kontors einer Epoche, in der Stehpult, Kontorbuch und Feder unersetzliche Arbeitsrequisiten waren und in der den des Schönschreibens und Buch-Haltens mächtigen Contor-Dienern oder Handlungsgehilfen eine zentrale Rolle bei der Bewältigung geschäftlicher Alltagsaufgaben zukam. Vom Hochmittelalter bis ins späte 19. Jahrhundert veränderten sich Arbeitsmittel, Arbeitsverteilung und Arbeitsambiente nur geringfügig, wenn auch im Zuge der Industrialisierung die kaufmännischen Aufgabenfelder zahlreicher und spezialisierter wurden und sich die Zahl der in Handel und Verkehr Beschäftigten in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts von 1,8 auf 3,6 Millionen verdoppelte. Bis in die 1860er Jahre hatte zudem die Anstellung als Handlungsgehilfe Übergangscharakter,



die meisten Angestellten machten sich nach wenigen Jahren selbständig oder übernahmen das väterliche Geschäft. Die Handelslehrlinge waren daher auch häufig Söhne von Geschäftsfreunden und während ihrer Lehrzeit voll in die Familie des Lehrherrn integriert.

Um die Jahrhundertwende waren die Aussichten auf eine eigene Firmengründung stark reduziert und die Aufstiegsmöglichkeiten für den kleinen Kontorangestellten eng begrenzt, wie dies auch in einem zeitgenössischen Gedicht zum Ausdruck kam:

„Der Buchhalter

*Geduld und immer nur Geduld!  
Was nützt das Aufwärtsstreben?  
Zwölf Jahre an dem selben Pult –  
Ist das ein Hundeleben!  
Wie's gestern war, so geht's auch heut,  
Es bleibt die alte Regel.  
Kein Mensch, den meine Arbeit freut.  
Ich werd mir selbst zum Ekel.*

*Die Schwindsucht steckt mir in der Brust  
Vom Staub und Federkratzen.  
– Verkauft die ganze Lebenslust  
Für die paar lump'gen Batzen.  
Ja, früher hielt ich's besser aus,  
Da konnt ich drüber lachen.  
Jetzt ?? – Meinetwegen kann das Haus  
Schon Morgen Pleite machen.*

*Des Abends sitz ich ganz allein  
In meinem engen Zimmer.  
Ich lieg im Bett und schlaf nicht ein,  
Starr in den Lampenschimmer.  
Der Bücherschrank steht in der Eck'.  
Einst hab ich viel gelesen.  
– Das hat ja Alles keinen Zweck,  
s'bleibt doch, wie's stets gewesen!<sup>(2)</sup>*

Die Arbeitszeiten für die Handlungsgehilfen um 1900 waren gemäß einer Umfrage des Statistischen Reichsamts extrem lang. So arbeiteten 60% der Befragten 9 Stunden täglich

einschließlich samstags, erste Verkürzungen der Sonntagsarbeit auf zwei Stunden waren in der Diskussion<sup>3)</sup>. Auch die Gehälter waren alles andere als üppig. Dennoch distanzieren sich die Handlungsgehilfen entschieden vom Industrieproletariat und dessen Interessenvertretungen. Ihr ausgeprägtes Standesbewußtsein basierte nicht zuletzt auf ihrem im Vergleich zu den Fabrikarbeitern hohen Bildungsniveau und der Kenntnis von Geschäftsinterna, die einer Identifikation mit den Zielen der Geschäftsleitung förderlich war. Äußerlich manifestierte sich diese Identifikation mit dem Unternehmer oder Prinzipal durch gute Umgangsformen, Strebsamkeit und korrekte Kleidung. Das Erscheinungsbild des Angestellten wurde bedeutsam für sein berufliches Fortkommen überhaupt, wie zahlreiche in den damaligen Kontorjournalen veröffentlichte Karriereleitfäden belegen:

„Es ist bekannt, daß man von Angestellten, die sich um bessere Stellungen bewerben, zunächst ein ansehnliches, imponierendes Äußeres verlangt, also eine ansehnliche Gestalt und eine angenehme Gesichtsbildung. Nun sind ja leider nicht alle Menschen gleich groß und die Gesichtsbildung, bzw. der Gesichtsausdruck ist überhaupt grundverschieden . . . Die Angestellten, die nicht als repräsentativ gelten, mögen sich folgendes zu Herzen nehmen: Pfllegt euren äußeren Menschen, legt Wert auf saubere und anständige Kleidung, aber laßt allen stutzerhaften Zuschnitt beiseite, achtet auf euer Auftreten; setzt euch ein Ziel und arbeitet unverdrossen . . . Durch gute Haltung, Kleidung und korrektes Benehmen wird dann mancher Fehler des Körpers, der sich nicht korrigieren läßt, verwischt . . .“<sup>4)</sup>

Absolute Loyalität gegenüber den Firmeninteressen und völlige Hingabe an die eigene Arbeit gehörten ebenso zum Arbeitsethos der Angestellten wie Verantwortungsbeußtsein und Kollegialität:

„Du sollst keine Nebeninteressen haben, vielmehr Deine ganze Kraft voll der Arbeit widmen, die Dir obliegt . . . Denke bei jeder, selbst der kleinsten Arbeit, tue nichts in rein mechanischer Weise. Nur wer dauernd die Folgen seiner einzelnen Handlungen und ihren Zusammenhang mit dem ganzen des Geschäfts erwägt, kann im kaufmännischen Leben vorwärts kommen. Behandle alles so, als ob es Dich selbst beträfe, mache das Interesse des Chefs zu Deinem eigenen, spare für das Geschäft noch mehr als für Dich selbst! . . . Trage stets Verantwortung für Deine Arbeiten . . . Sei kollegial und wohlwollend . . .“<sup>5)</sup>. Nur selten wurden dagegen die finanziellen Probleme der kaufmännischen Angestellten so deutlich artikuliert wie in einer Kontorzeitschrift aus dem Jahre 1911:

„Es dürfte wohl keinen Stand geben, dessen Angehörige die beruflich geübte Rechenkunst besser auf ihre Privatverhältnisse anzuwenden wissen, als der der Handlungsgehil-

fen. Zutreffend ist, daß viele Gehilfen von der Hand in den Mund leben . . . Der Handlungsgehilfe, einerlei ob er gut oder schlecht bezahlt wird, muß verhältnismäßig viel Geld für sein Äußeres aufwenden, er muß stets gut gekleidet gehen und darf nicht an Kleidung und Wäsche sparen . . .“<sup>6)</sup>.

### Mechanisierung der Büroarbeit

Als 1886 die erste in den U. S. A. gefertigte Schreibmaschine von dem Stuttgarter Händler Angelo Beyerlen in den deutschen Südwesten importiert wurde, stieß dieses neue Arbeitsgerät auf wenig Gegenliebe bei den Handlungsgehilfen. Auf Unternehmerseite wurde man sich jedoch des Rationalisierungseffektes von Schreib- und anderen Kontormaschinen rasch bewußt, so daß nur 30 Jahre später Büromaschinen zu einem selbstverständlichen Anblick in jeder Firma geworden waren.



*Kaufmännische Angestellte der Firma Freudenberg in Weinheim, 1898*

Foto: Archiv Firma Freudenberg



Mit der Verbreitung der Büromaschinen und der daraus resultierenden Mechanisierung der Büroarbeit ging die verstärkte Beschäftigung von Frauen einher<sup>7)</sup>. Durch die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage des Kleinbürgertums im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts waren auch die Mädchen aus diesen Familien auf eine Erwerbstätigkeit vor ihrer Eheschließung angewiesen. Ständesgemäß und schicklich erschien die Arbeit im Büro.

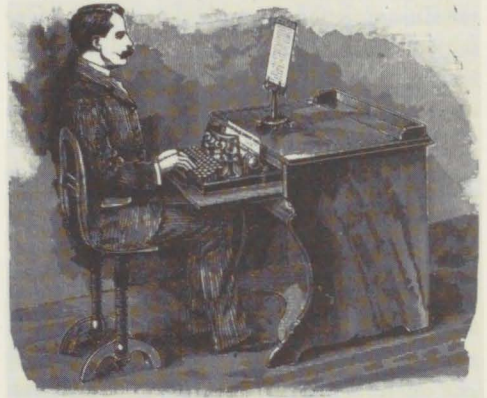
Die Schreibmaschine war für die Frauen Chance und Diskriminierung zugleich: Sie sicherte einen Arbeitsplatz, der ihnen von den männlichen Angestellten nicht streitig gemacht wurde, ihre Tätigkeit wurde aber von Anfang an als „mechanisch“ abqualifiziert und dementsprechend schlecht entlohnt. Deshalb wurden die weiblichen Angestellten von den konservativen Angestelltenverbänden auch als „lohndrückende Schmutzkonkurrenz“ tituiert, obgleich die Mehrheit ihrer männlichen Kollegen eine Arbeit an der Schreibmaschine ablehnte. Diese Abneigung gegenüber der Maschinenarbeit wurde sogar im ausgesprochen frauenfeindlichen Organ des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, in der Handels-Wacht, zugegeben:

„Die Tarifverträge haben diese Kollegen in ihrer Anschauung noch bestärkt . . . Durchweg stehen die Maschinenschreiber in der untersten oder zweituntersten Gehaltsstufe. Ihre Tätigkeit wird als mechanische, höchstens einfache Arbeit gewertet“<sup>8)</sup>.

Dennoch setzte ab 1900 und besonders intensiv nach dem Ersten Weltkrieg eine publizistische Hetzkampagne gegen die Frauenarbeit im Büro ein, die bizarre Formen annahm. Von Seiten des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes wurde die berufstätige Frau als Symptom für den Untergang der deutschen Kultur gehalten, denn „im allgemeinen läßt sich feststellen, daß mit dem Fortschreiten der Kultur die Erwerbstätig-

## Die Körperhaltung beim Maschinenschreiben.

In Ergänzung des in voriger Nummer gebrachten Artikels über Körperhaltung beim Maschinenschreiben bringen wir heute zur besseren Veranschaulichung die Illustration eines Schreibers in mustergültiger Haltung zum Abdrucke, indem wir gleichzeitig zur Bequemlichkeit neu hinzugekommener Leser nochmals in kurzer Recapitulation die wichtigsten Regeln abdrucken:



1. Man sitze aufrecht beim Maschinenschreiben.
2. Der Sessel muss so nahe wie möglich an den Tischherangerückt werden.
3. Die Unterarme sollen beim Schreiben eine fast wagerechte Lage erhalten.
4. Zu diesem Zwecke achte man darauf, dass sich die Ellbogen in gleicher Höhe mit der untersten Tastenreihe befinden.
5. Der Tisch soll ca.  $\frac{1}{4}$  Fuss niedriger sein, als ein gewöhnlicher Schreibtisch (Tischhöhe mithin ca. 65 cm).
6. Eventuell muss man seinen Sitz mit einer passenden Unterlage versehen.
7. Wird der Sitz gar zu hoch, so muss man sich ein niedriges Fussbänkchen untersetzen, damit die Füße fest aufstehen können.
8. Man achte darauf, dass das Aufstellen der Füße bei rechtwinklig gebeugtem Knie erfolgen kann.
9. Sehr vorteilhaft für eine gute Haltung beim Schreiben ist es, sich eines Manuscripthalters zu bedienen.

Bei vorschriftsmässiger Haltung vermögen nicht nur die Hände viel freier und ungezwungener auszugreifen, so dass eine wesentlich vermehrte Schreibschnelligkeit erreicht wird, sondern man vermindert dadurch auch in gleichem Maasse die Neigung zum Verstreifen, und Schreibfehler jeder Art (auch solche, die lediglich in Folge Zerstretheit eintreten) lassen sich bei bequemer Körperhaltung weit leichter vermeiden.

Aller Anfang ist natürlich schwer. Wer sich einmal eine nachlässige Körperhaltung angewöhnt hat, bedarf in der ersten Zeit einiger Willenskraft, um das als richtig Erkannte zu üben. Erleichtern kann man sich die Sache dann ein wenig, indem man das Manuscript in solcher Höhe befestigt, dass man eine aufrechte Körperhaltung bewahren muss, um dasselbe nachlesen zu können. Auch ist es sehr förderlich, wenn man die Brust ein wenig nach auswärts richtet. Voraussetzung ist dabei natürlich, dass die oben gegebenen 9 Regeln befolgt werden.

*Die Körperhaltung beim Maschinenschreiben,  
„Schreibmaschinenzeitung. Jg. 1898*

keit der Frauen abnimmt“<sup>9)</sup>. Auch rassehygienische Bedenken wurden offen formuliert: „Arbeiten, die das weibliche Geschlecht blutarm, engrüstig, kurzichtig, gliederschwach

machen – ganz abgesehen von der Empfänglichkeit für Krankheiten – schaden dem gesamten Menschengeschlecht körperlich, schaden dem Individuum im Verkehr mit dem männlichen Geschlecht, setzen es gegenüber dem gesunden, schönen Individuum zurück“<sup>10</sup>).

In Wirtschaftskreisen schenkte man dieser Polemik gegenüber den weiblichen Angestellten wenig Beachtung. Die in den U. S. A. schon kurz vor der Jahrhundertwende einsetzende Rationalisierungseuphorie in Produktion und Handel erreichte Deutschland erst in den Zwanziger Jahren in voller Höhe. Taylorismus und Fordismus waren die Schlagworte der Epoche, die auch in der Bürowelt spürbar wurden. Immer mehr und verbesserte mechanische Hilfsmittel standen zur Verfügung: Diktiergeräte und Vervielfältigungsapparate, Falz- und Adressiermaschinen, Frankier- und Tischrechenmaschinen, die ersten elektrisch angetriebenen Buchungs- und Schreibmaschinen, und sie alle wurden von Frauen bedient.

Wie es in solch einem rationalisierten Büro zugeht, schildert uns eine Autobiographie aus den 20er Jahren:

„Ich arbeite nun in einem großen Zeitungsverlag, der die politischen und nichtpolitischen Nachrichten aus aller Welt aus unmittelbaren Quellen und auch früher als die Tageszeitung erhielt und verarbeitet . . . Der Besitzer war ein nervöser Mann von kaufmännischer Begabung, die Redakteure, zehn oder zwölf, Juristen, Staatswissenschaftler und solche ohne Vorbildung, waren in ihren Artikeln Demokraten, ihren privaten Äußerungen nach jedoch nicht. Die Redakteure mit Vorbildung waren von einer außerordentlichen Selbstgefälligkeit, diejenigen ohne akademische Bildung hatten etwas Klebriges an sich, nicht alle, aber viele. Da war z. B. Herr U., mit schwarzem Gehrock, an dem die Staubflocken gern hängen blieben, mit immer zur Tasche heraushängendem Taschentuch, grauem Kragen und fettigen Haaren, der beim Gehen die Gewohnheit hatte, die Schreibmaschinenmädchen mit den Knien zu streifen. Oder es war da Herr N., . . . der die Gewohnheit hatte, den Mädchen im Büro zum Spaß schallende Schläge auf ihre Rückseite zu geben. Diese jungen Geschöpfe waren recht bedauernswert. Sie standen an der Druckpresse und zogen die schwarzen feuch-



*Schreibmaschinensaal der Allianz-Versicherung Stuttgart um 1910*





*Das Büro der Maybach-Motorenwerke in Friedrichshafen i. d. 30er-Jahren*  
Foto: Archiv Firma mfu

ten Abzüge herunter, sie klapperten in wahn-sinniger Eile auf der Maschine, bis die Arme schmerzten. Der Redakteur diktierte schon über zwei Stunden, so schnell wie er überhaupt nur sprechen konnte. Sie falzten stundenlang die fertigen Blätter mit bebenden Fingern. Der Chef stand hinter ihnen mit der Uhr in der Hand und zählte die Minuten.

Die Mädchen arbeiteten in furchtbarer Eile, ihre Gesichter waren rot und aufgeregt, die Frisuren unordentlich, manche von ihnen waren dem Weinen nahe. Der Beruf zermürbte rasch, und sie wußten, was ihr Schicksal war, sobald sie ein wenig älter und häßlicher wurden: kein Chef würde sie mehr anstellen. Sie würden wie ein abgenützter Gegenstand weggeworfen werden, und ihr Alter würde ein einziges Elend sein. Es war da unter ihnen solch ein altes schon weißhaariges Mädchen mit ausgefallenen Zähnen, die weniger Gehalt erhielt als das jüngste Ding, nur so ein Gnadengehalt, aber vielleicht würde es ihnen, den jungen, doch gelingen zu heiraten!<sup>11)</sup>

Die mechanische Verarbeitung von Daten im Büro ging zurück auf eine Idee Hermann Holleriths aus den 1880er Jahren, der, veran-

laßt durch die langwierige Auswertung der amerikanischen Volkszählung, ein Rechenverfahren mit Hilfe von Lochkarten entwickelte. Massenhaft Verbreitung fand diese teilautomatisierte Datenverarbeitung in Deutschland erst in den 50er Jahren. Viele Frauen fanden damals Beschäftigung in den Lochkartenstanzabteilungen, in denen sie unter fabrikähnlichen Arbeitsbedingungen Karten lochten oder gelochte Karten überprüften. Diese angelernte Tätigkeit war äußerst konzentrations- und leistungsintensiv, da die Bezahlung auf Akkordbasis erfolgte. In der Bürohierarchie standen diese weiblichen Angestellten ganz unten. Wesentlich mehr Sozialprestige hatten die Tabellierer oder Programmierer. Die mechanische Datenverarbeitung wurde mit der Verbreitung des PCs in den 80er Jahren bedeutungslos<sup>12)</sup>. Die Datentypistin stand in der direkten Nachfolge zur Locherin. Doch auch dieser Beruf gehört heute weitgehend der Vergangenheit an.

Mit Hilfe multifunktionaler Terminals können Aufgaben, die früher getrennt von Schreibkräften, Sachbearbeitern und Sekretärinnen ausgeführt wurden, von einer Person

bewältigt werden, z. B. das Schreiben und Drucken von Texten, die elektronische Postbearbeitung, die Terminverwaltung und die Registratur, das Telefonieren und das Telefaxen. Der PC veränderte die Arbeit im Büro nachhaltig.

### Warenwelt – Arbeitswelt: Die Verkäuferin

„Denise stand im Anblick versunken vor dem Portal. Hier lagen im Eingang die wohlfeilen Waren, die Gelegenheitsartikel, welche die vorbeigehenden Kunden anlocken sollten, Woll- und Tuchstoffe, Merinos, Cheviotte, Seidenstoffe fielen vom Zwischenstock herab und flatterten wie Fahnen; von den gedämpften Farben, schiefergrau, meerblau, olivengrün, hoben sich die weißen Etiketten mit den Aufschriften hell ab. Daneben hingen Streifen von Pelzwerk, zum Kleiderbesatz bestimmt, aschgrauer Maulwurf, schneeweißes Schwanengefieder und seidenweiche Katze, Hermelin und Marder vortäuschend. Im Innenraum waren auf Tischen mitten unter Bergen von Stoffresten, Massen von Wirkwaren aufgestapelt, die für eine Kleinigkeit zu haben waren: Handschuhe, Tücher, Kopftücher, Pullover, eine Ausstellung von Wintersachen in bunten Sachen, einfarbig, gestreift und grellbunte Muster, ein riesiger Markt; das Geschäft schien vor Fülle zu bersten und seinen Überfluß auf die Straße auszuschütten“<sup>13</sup>).

So beeindruckend, verwirrend und neuartig wie für Zolas Ladenverkäuferin Denise im „Paradies der Damen“ muteten die Mitte des 19. Jahrhunderts zuerst in Paris entstandenen Kaufhäuser sicherlich noch vielen Zeitgenossen des Wilhelminischen Reiches an<sup>14</sup>). Zwar war der Einzelhandel schon seit der Antike ein beliebtes Tätigkeitsfeld von Frauen und einer der wenigen Bereiche, in denen Frauen sich erfolgreich selbständig machten, massenhaft Arbeitsplätze im Verkauf fanden sie aber erst in den im Deutschen Reich seit 1890 zunehmenden Warenhäusern. Allein im

Stammhaus des Wertheimschen Unternehmens und dessen drei Filialen in Berlin arbeiteten im Jahre 1910 8 000 Personen, davon waren 6 000 Frauen.

Um die Jahrhundertwende war der Beruf der Verkäuferin zudem eine Aufstiegsmöglichkeit für die Mädchen aus Arbeiterkreisen<sup>15</sup>), deren einzige Alternative die Arbeit in der Fabrik war. Durch ihre Ausbildung und den Umgang mit der Kundschaft konnten die jungen Mädchen ihre Umgangsformen und ihre Allgemeinbildung verbessern, was zu jener Zeit noch unerlässlich für das gesellschaftliche Fortkommen war. Außerdem schienen die Heiratsaussichten durch den Kundenkontakt ausgesprochen günstig und die Vorstellungen von sozialem Aufstieg durch eine Ehe eher realisierbar zu sein.

Die Leistungsanforderungen für das Verkaufspersonal waren generell hoch. Bei den weiblichen Arbeitskräften kamen noch besondere Erwartungen bezüglich des optischen Erscheinungsbildes hinzu. Der Halberstadter Kaufhausbesitzer Willy Cohn formulierte seine Qualifikationsanforderungen in den Zwanziger Jahren folgendermaßen:



*Lochkartenstanzabteilung in der Mannheimer Versicherung in den 60er Jahren*

Foto: Archiv Mannheimer Versicherung



„Genügend allgemeine Bildung, Warenkenntnis und tüchtige Kenntnis der einfachsten Rechenmethoden, gefälliges nettes Auftreten, guter Geschmack und ein gewisses Geschick zur anziehenden Ausstellung von Waren sind die Haupterfordernisse der Verkäuferin“<sup>16)</sup>.

Cohn hatte schon 1903 eine Fortbildungsschule für die bei ihm angestellten Verkäuferinnen eingerichtet, um ihre meist nur vom Besuch der Volksschule herrührenden Rechenkenntnisse und ihre Allgemeinbildung zu verbessern. 1908 gab es in Westdeutschland schon vier solcher Fortbildungsschulen nach Cohnschem Vorbild, zwei davon bei Leonhard Tietz<sup>17)</sup>.

Vor der Einführung der Selbstbedienung in den späten 60er Jahren spielte das Vertrauensverhältnis zwischen Verkäuferin und Kunde eine ganz zentrale Rolle in der täglichen Geschäftsabwicklung. Aufmerksamkeit und dezent Beratung waren wesentliche Qualitätsmerkmale des Verkaufspersonals:

„Die eingearbeitete Verkäuferin kennt ihre Kunden schon, gute wie schlechte. Es gibt Leute, von denen man weiß, wenn sie die Türe aufmachen, daß sie viel ansehen werden,

aber nichts kaufen. Nichtsdestoweniger verlangen diese die allergrößte Zuvorkommenheit. Es ist so, daß sich die Verkaufskraft auf eines jeden Menschen Art besonders einstellen muß. Land- und Stadtkundschaft verlangen eine ganz verschiedene Behandlung. Bei jedem Kunden muß man sowohl Geschmack und Wesensart, als auch dessen Anwendung für den Gegenstand berücksichtigen. Klug beraten ist die Aufgabe der Verkäuferin, man hüte sich aber dem Käufer seine Meinung aufzudrängen“<sup>18)</sup>

Die Arbeitsbelastungen für das Verkaufspersonal waren hoch. Zwar wurde im Jahre 1900 eine Verfügung erlassen, wonach jeder Verkäuferin das Recht auf eine Sitzgelegenheit zugestanden wurde, in der Realität sah dies aber ganz anders aus, wie wir zeitgenössischen Berichten entnehmen können:

„Man muß bedenken, was es heißt, den ganzen Tag, oft in schlechter Luft oder im Zuge stehend, einem bunt durchsetzten, unberechenbaren und oft rücksichtslosen Publikum Waren vorzulegen, Leitern auf- und abzusteigen, vom Lager Packen oder fertige Waren herunterzuheben, dabei mit den Armen oft



*Zwei Verkäuferinnen in der Wieblinger Filiale von Goedecke i. d. 30er Jahren*

hochzulangen und dann unter dauernder vollständiger Zurücksetzung der persönlichen Eindrücke (das Plaudern ist meist verboten, auch wenn keine Kunden zu bedienen sind) geduldig Erwägungen und schwankende Meinungen anzuhören, unverdienten Tadel hinnehmen zu müssen – denn was kann die Verkäuferin für die Qualität der in anderen Betrieben hergestellten, vom Prinzipal eingekauften Waren? –, so daß solch Mädchen am Abend und oft noch am anderen Morgen seine Füße kaum fühlt“<sup>19</sup>).

Von einer Zeitzeugin aus dem Jahre 1910 erfahren wir:

„Nur das Öffnen der Ladentüre bringt frische, im Winter eisig kalte Luft herein . . . , kein Raum, in dem die Mädchen sich ausruhen könnten, ist vorhanden; das Sitzen im Laden ist streng verboten; in dem anschließenden Hinterzimmer befindet sich ein Teil der Waren, die außerdem noch im Keller liegen. Der Abort wird mit etwa fünf Parteien im Hause geteilt, ist schmutzig und stinkend. Morgens muß das Lehrmädchen die recht schweren Kästen an der Wand aufhängen, sämtliche groben und andere Arbeiten im Laden verrichten, im Winter Feuerung tragen und heizen, oft mit der Frau auf den Markt gehen oder sonstige Gänge für die Hauswirtschaft besorgen. Der Tag ist ausgefüllt mit Botengängen, oft mit schweren Paketen, Heraufholen der verpackten Waren aus dem Keller . . . . Dazu herrscht dauernd . . . ein sehr grober und roher Ton von Seiten des Chefs und seiner Frau“<sup>20</sup>).

Gesundheitsschädigend waren aber nicht nur die Arbeitsbedingungen, sondern auch die Arbeitszeiten. Vor der Jahrhundertwende gab es noch keine verbindlichen Vorschriften die Sonntagsarbeit betreffend. In der Gewerbeordnung vom 30. Juli 1900 wurde die Ladenöffnungszeit auf 7 bis 21 Uhr begrenzt. 1919 wurde der Achtstundentag für das Ladenpersonal eingeführt, die Läden mußten von 19.00 Uhr abends bis 7 Uhr morgens geschlossen bleiben, wobei lokale Sonderge-



*Lebensmittelladen in Mannheim in den 50er Jahren*

nehmigungen für eine längere Ladenöffnung immer wieder vergeben wurden<sup>21</sup>). Ein Jahr zuvor war die Arbeitszeit auf 48 Stunden in der Woche festgelegt worden.

Erst seit 1957 hatte das Verkaufspersonal samstags ab 14.00 Uhr frei mit Ausnahme des ersten Samstags im Monat, an dem die Läden um 18 Uhr geschlossen wurden. Bis 1960 wurde an den vier Sonntagen vor Weihnachten ebenfalls gearbeitet.

Als sich in Deutschland in den späten 60er Jahren die nach amerikanischem Vorbild eingeführte Selbstbedienung durchsetzte, wurde die Arbeit v. a. im Lebensmittelbereich eine grundlegend andere. Während die Verkäuferin vorher alles wiegen, abfüllen, die Ware auspacken und für den Kunden wieder verpacken mußte, die Schaufenster nicht selten selbst dekorierte, Ware nachbestellte und den Kunden beriet, fungiert sie heute in den großen Verbrauchermärkten nur noch als Kassiererin.

Angelernte Hilfskräfte füllen die Bestände auf, Warenkenntnisse sind kaum noch gefragt. Über die Einführung der Selbstbedienung berichtet eine pensionierte Verkäuferin: „Der Kontakt war weg. Der Kunde hat sich selbst aus dem Regal bedient. An der Kasse war vielleicht noch ein bißchen Kontakt, aber nicht viel, denn man hat ja keine Zeit gehabt, es sei denn es ist mal ruhig gewesen; da hat man sich auch mal mit jemand unterhalten





# Valencia-Garten

Hermann Hufnagel

**MANNHEIM P 7, 1**

an den Planken

Telefon 44408

Mannheim, den 1. Oktober 1955

## ---Z\_e\_u\_g\_n\_i\_s---

Fräulein Ilse Kyrberg, geb. 4.8.1929 war vom 1. Juni 1949 bis zum 30. September 1955 in meinem Hause als Verkäuferin tätig.

Ich bestätige gerne, dass Fräulein Kyrberg jederzeit eine aufmerksame und zuverlässige Mitarbeiterin war.

Sie verfügt über sehr gute Kenntnisse der Branche, beherrscht die engl. Sprache und ist eine flotte Verkäuferin die meine anspruchsvolle Kundschaft stets zur vollen Zufriedenheit bedienen konnte.

Ihr Betragen war einwandfrei, sie hatte sich während der langjährigen Mitarbeit mein volles Vertrauen erworben.

Der Austritt erfolgte nach gegenseitiger Vereinbarung. Ich wünsche Frl. Kyrberg für die weitere Zukunft das Beste.

*Hermann Hufnagel*

SPEZIALGESCHNITT FEINSTER DELIKATESSEN · OBST- UND SUDFRUCHTE · WEINE, SCHAUMWEINE UND SPIRITUOSEN  
FUHRENDER IM- UND AUSLÄNDISCHER MARKEN · GEFLUGEL · AUPSCHNITT · KRSESPEZIALITÄTEN · KALTE KUCHE  
Bank-Konto: Städtische Sparkasse Mannheim, Süddeutsche Bank Mannheim · Postcheck-Konto: Karlsruhe 51674, Ludwigshafen a. Rh. 17335

*Zeugnis einer Verkäuferin aus den 50er-Jahren*

können, aber sonst ging das ja am laufenden Band an der Kasse . . . Früher hat man sich eben auch den Namen einer Kundin gemerkt und hat ihn nach Möglichkeit im Gehirn gespeichert, und wenn sie wiedergekommen ist, hat sie sich gefreut, wenn man noch den Namen gewußt hat“<sup>22</sup>).

Die Durchsetzung der Selbstbedienung auf vielen Sektoren des Einzelhandels führte zu einer Kosteneinsparung im Personalbereich. Die Arbeit an der Kasse und im Lager kann von angelehrten, billigen Teilzeitkräften ausgeführt werden. Einher mit der Installierung hochmoderner Scannerkassen geht die automatische Warennachbestellung, d. h., auch in der Lagerverwaltung wurde ein hoher Grad an Rationalisierung erreicht.

### Frauenarbeit ermöglicht Kommunikation

Baden war das erste Land, in dem Frauen schon 1864 auf Initiative der Großherzogin Luise Anstellung in den Telegraphenämtern fanden, während in den norddeutschen Territorien die Vorbehalte gegen Frauen im Te-

legraphendienst bis zur Jahrhundertwende bestehen blieben<sup>23</sup>). Voraussetzung für die Einstellung in den Telegraphendienst waren neben einer robusten Gesundheit eine gute Schulausbildung mit Fremdsprachenkenntnissen, eine „gute sittliche Führung“ und „ein Lebensalter von mindestens 18 und höchstens 30 Jahren“<sup>24</sup>). In einer halbjährigen Ausbildung wurden die Nachwuchskräfte mit der Telegraphenverwaltung und dem Telegraphennetz vertraut gemacht und erlernten das Morsen. In der folgenden Prüfung mußte die zukünftige Telegraphengehilfin die rasche Abfassung von Depeschen in deutscher, englischer und französischer Sprache fehlerfrei beherrschen. Trotz dieser hohen Qualifikationsanforderungen erfolgte die Anstellung nicht wie bei den männlichen Kollegen auf Lebenszeit, sondern auf der Basis einer vierwöchigen Kündigungsfrist. Gründe für eine Entlassung konnten eine Verletzung des Dienstgeheimnisses sein, unsittlicher Lebenswandel, Leistungsabfall oder einfach eine Eheschließung, da nur Ledige und Witwen ein Recht auf Beschäftigung hatten.



*Ortsvermittlung in Mannheim in O2 um die Jahrhundertwende*





*Die letzte Fernvermittlungsstelle in Mannheim in der Villa Lanz in den späten 60er*

Durch die schnelle Verbreitung des Telefons im späten 19. Jahrhundert eröffnete sich den Frauen ein neues Betätigungsfeld in der Fernsprechvermittlung. Das „Fräulein vom Amt“ war bald nicht mehr wegzudenken und wurde zur festen Institution im Bewußtsein der Bevölkerung. Vor allem die Stimmlage der Frau schien sie für diese Arbeit besonders geeignet zu machen:

„Die hohe Stimme des Weibes, die durch den Fernsprecher deutlicher vernehmbar ist als die meist rauhere des Mannes, trägt zu der unbedingt raschen Verständigung wesentlich bei ...“<sup>(25)</sup>.

Hinzu kam, daß Frauen billigere Arbeitskräfte als Männer waren. Gemäß einer Publikation der Jahrhundertwende hatte die Arbeit in der Fernsprechvermittlung zudem den Vorteil, „daß er, was für den weiblichen Or-

ganismus nicht ohne Bedeutung ist, bei den meisten Ämtern nach Belieben sowohl in sitzender wie in stehender Stellung ausgeübt werden kann. Da ferner das männliche Element in diesem Dienstzweige nur spärlich vertreten ist, die weiblichen Beamten ihren Dienst fast überall in gesonderten Räumen und in der Regel auch in Gemeinschaft einer Anzahl von Kolleginnen verrichten, so sind sie mehr unter sich und können sich daher ungezwungener bewegen als beim Zusammenarbeiten mit männlichen Beamten, wie das bei allen anderen postalischen Beschäftigungsarten der Fall ist“<sup>(26)</sup>.

Die Arbeit in den Vermittlungsstellen forderte viel Geduld und hohe Konzentrationsfähigkeit. Die stundenlang getragenen schweren Sprechapparate verursachten häufig Rückenbeschwerden und Kopfschmerzen.

Durch immer leichtere Geräte seit den 50er Jahren wurde hier Abhilfe geschaffen. Als in den späten 60er Jahren die letzten Fernämter, in denen noch handvermittelt wurde, auf den automatischen Selbstwähldienst umgestellt wurden, gehörte das „Fräulein vom Amt“ endgültig der Vergangenheit an. Schon in den Zwanziger Jahren gedachte ein unbekannter Dichter der im Ortswähldienst allmählich verschwindenden Telefonfräuleins mit einer gewissen Wehmut:

*„Ferngespräch mit einem Telefonfräulein*

*Alle Männer sind gleich böß,  
wenn wir nicht auf den ersten Anruf reagieren –  
und haben an uns nur herumzumäkeln.  
Schließlich haben auch wir Manieren!  
Sie machen uns mit ihrem nervösen Getue  
selber ganz nervös  
und lassen uns gar nicht in Ruhe . . . .  
So muß man jede Verbindung verlieren!  
Was, Sie können mich nicht erreichen?  
Tut mir entsetzlich leid.  
Ein anderer Herr gibt Flackerzeichen,  
der weiß bedeutend besser Bescheid.  
Sie sprechen so entfernt . . . .  
Können Sie mich jetzt besser verstehen?  
Sie haben eben noch nicht gelernt,  
teilnahmsvoll mit mir umzugehen.  
Wie, Sie verstehen keinen guten Ton . . . ?  
Da wird immer dazwischen geschwätzt.  
Nein, bleiben Sie doch am Telefon –  
Sie verstehen mich ja nie!  
Was, ich koste Sie ein Heidengeld  
und bin Ihnen gar nicht sympathisch . . . ?  
Bedaure, mein Herr, lange Leitung . . .  
besetzt!  
Na, warten Sie –  
bald werde auch ich umgestellt,  
und dann lieben Sie mich automatisch“<sup>(27)</sup>.*

Auch heute noch ist die Post der größte Arbeitgeber für Frauen. Durch die in den 50er Jahren aufgebaute Auskunft wurden zahlreiche neue Arbeitsplätze für Frauen geschaffen,

die einem ständigen Wandel unterlagen. Wurde die gewünschte Telefonauskunft zunächst den auf Drehständen installierten Telefonbüchern entnommen, was mit körperlicher Anstrengung verbunden war, so sind in den späten 60er Jahren alle Telefonbücher auf Mikrofilmplatten übertragen worden. Die Nummern wurden so mit Hilfe eines Mikrolesegerätes ermittelt. Dies war zwar körper-

**Guter und schlechter Sitz des Sprechzeugs**

Abb. 1



Guter Sitz des Brustmikrophons und des Kopfhörers

Abb. 2



Schlechter Sitz des Brustmikrophons und des Kopfhörers

*Dienstanweisung für die richtige Haltung von Sprechgeräten aus dem Jahre 1932*



lich weniger belastend als der ständige Griff zum gewichtigen Telefonbuch, führte aber zu einer einseitigen Überbeanspruchung der Augen. Auch das unnatürliche Klima durch die Wärme abgebenden Mikrolesegeräte war wenig angenehm für die Auskunftsdamen. Seit 1989 ist die Auskunft durch den Einsatz von Computern teilautomatisiert. Abgesehen von der weiterhin bestehenden Belastung der Augen ist die Arbeit leichter geworden – aber auch die Arbeitsproduktivität hat sich erhöht. Statt der 37 Anfragen pro Stunde, die mit den Mikrofilmlesegeräten erledigt wurden, sind es heute über 51.



*Fernsprechauskunft in Heilbronn (mit Mikrolesegeräten, in den 80er Jahren)*

Vom Kontorbuch zum Mikrochip, vom Lazenettel zur Scannerkasse, von der Handvermittlung zum Selbstwähldienst und vom Telefonbuch zum Computer – die Arbeit im Büro, im Einzelhandel und in der Telekommunikation veränderte sich seit dem späten 19. Jahrhundert grundlegend. Technische Innovationen führten zweifellos zu Arbeitserleichterungen v. a. körperlicher Natur. Die Arbeitsleistung des Einzelnen aber ist trotz aller Arbeitszeitverkürzungen nicht weniger geworden.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Vgl. Johann Georg Krünitz, Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, 8. Teil, 2. A., Berlin 1785, S. 340 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Die Jugend, Jg. 1902, S. 496

<sup>3)</sup> Vgl. u. a. Anonym, Enquête des 58er Vereins über die Arbeitszeit in den Kontoren, in: Der Handelsstand. Halbmonatsschrift für die Interessen des deutschen Kaufmanns im In- und Ausland, 1. Jg., 1900, S. 385 f. und S. 405 f. sowie Klara Mleinnek, Die Arbeitszeit in den Kontoren, Berlin 1907

<sup>4)</sup> Vgl. Das Kontor. Zeitschrift für Kaufleute, Juli 1915, S. 23 f.

<sup>5)</sup> Vgl. Zehn Gebote für Angestellte, in: Organisation. Fachblatt für leitende Männer in Handel und Industrie, 1904, S. 213 f.

<sup>6)</sup> Vgl. E. J., Das Budget des Handlungs-Gehilfen, in: Der Kontorfreund. Zeitschrift für die Handelspraxis, Dez. 1911, S. 68

<sup>7)</sup> Vgl. dazu u. a. Ursula Nienhaus, Berufsstand weiblich, Fulda 1982; Ute Frevert, Vom Klavier zur Schreibmaschine – weiblicher Arbeitsmarkt und Rollenzuweisung am Beispiel der weiblichen Angestellten der Weimarer Republik, in: Frauen in der Geschichte, Bd. 1, hg. von A. Kuhn und G. Schneider, Düsseldorf<sup>2</sup>1982, S. 82–112 sowie Carole Elizabeth Adams, Women Clerks in Wilhelmine Germany, Cambridge UP 1988

<sup>8)</sup> Vgl. Deutsche Handels-Wacht. Zeitschrift des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, Ausgabe vom 19. 11. 1919, S. 205

<sup>9)</sup> Vgl. Die Frauen im Handelsgewerbe, Vortrag auf dem 11. Deutschen Handlungsgehilfentag am 13. 6. 1909 in Stuttgart, Hamburg 1909, S. 26

<sup>10)</sup> Ibid.

<sup>11)</sup> Vgl. Paula Schlier, Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit, Innsbruck 1926, S. 68 f.

<sup>12)</sup> Vgl. Theo Pirker, Büro und Maschine. Zur Geschichte und Soziologie der Büroarbeit, der Rationalisierung des Büros und der Büroautomation, Basel und Tübingen 1962

<sup>13)</sup> Vgl. Emile Zola, Das Paradies der Damen (Orig. Au bonheur des dames), Köln 1966, S. 6

<sup>14)</sup> Vgl. Siegfried Gerlach, Warenhaus und Citybildung in wilhelminischer Zeit, in: Die Alte Stadt, Jg. 1987, S. 393–402

<sup>15)</sup> Vgl. Käthe Mende, Münchner jugendliche Ladnerinnen zu Hause u. im Beruf, Stuttgart und München 1912 sowie Hans-Ulrich Howe, Die berufstätige Frau als Verkaufsangestellte, Lübeck 1930

<sup>16)</sup> Vgl. Willy Cohn, Verkäuferinnen. Gedanken und Vorschläge eines Praktikers, Halberstadt 1925, S. 26

<sup>17)</sup> Vgl. Mende, a. a. O., S. CXXXVI und Julius Hirsch, Das Warenhaus in Westdeutschland; seine Organisation und Wirkungen, Leipzig 1910, S. 56

<sup>18)</sup> Vgl. Katharina Müller, „Arbeitsbereitschaft“ oder „Arbeit“ der Verkäuferin, in: Die Handels- und Büroangestellte, 28. Jg., 1922, S. 11

<sup>19)</sup> Vgl. Mende, a. a. O., S. 170 f.

<sup>20)</sup> Ibid., S. 165

<sup>21)</sup> Vgl. Deutsche Angestellten-Gewerkschaft (Hg.), Ladenschlußgesetz im Kreuzfeuer der Meinungen, o. O., o. J. (nach 1986)

<sup>22)</sup> Interview mit einer pensionierten Verkäuferin der Nanz-Gruppe im Nov. 1989

<sup>23)</sup> Vgl. Oskar Wagner, Die Frau im Dienste der Reichs-, Post- und Telegraphenverwaltung unter besonderer Berücksichtigung Bayerns, Württembergs und des Auslandes, Leipzig und Berlin 1913

<sup>24)</sup> Vgl. Dr. Franz, Die Berufswahl der Frau, Görtitz 1877, S. 114 f.

<sup>25)</sup> Vgl. Frauenberufe. Die Post- und Telegraphenbeamten, Leipzig o. J., S. 4 f.

<sup>26)</sup> Ibid., S. 6

<sup>27)</sup> Vgl. Max Kolbe, Ferngespräch mit einem Telefonfräulein, in: Der Querschnitt, 8. Jg., 1928, S. 868



# Stationen des Industriezeitalters im Südwesten

Ausstellungsebenen im Museum für Technik und Arbeit Mannheim

## Ebene A

2. Hälfte des 18. Jahrhunderts:  
aufgeklärter Absolutismus,  
Kameralismus, Manufakturzeit



Rechenmaschine von Ph. M. Hahn

## Ebene B

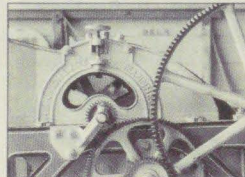
19. Jahrhundert: Vor- und  
Frühindustrialisierung



"Fabrikator" mit Uhr

## Ebene C

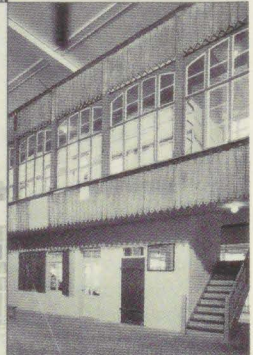
19. Jahrhundert: Früh- und  
Hochindustrialisierung



Antrieb einer Dreschmaschine

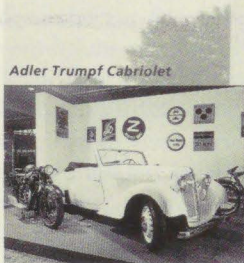
## Ebene D

19. Jahrhundert: Hochindu-  
strialisierung



## Ebene E

Spätes 19. Jahrhundert,  
Wende zum 20. Jahrhundert



Adler Trumpf Cabriolet



Zeitreise per Video

## Ebene F

20. Jahrhundert: vom 1. Welt-  
krieg bis zur Gegenwart



Mannheimer Hinterhof



# Heinrich Baumann (1871–1949), weltoffener und heimatverbundener Lokomotivkonstrukteur

Über das Zusammenwirken der TH Karlsruhe, der Großherzoglichen  
Generaldirektion der Badischen Staatseisenbahnen und der  
Lokomotivbaufirmen 1893 bis 1920

*Hartmut H. Knittel, Mannheim*

## Vorbemerkung

Die Geschichte des südwestdeutschen Eisenbahnwesens ist ein Schwerpunkt in der Ausstellungs- und Forschungstätigkeit des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim. Über die Vermittlung in den Ausstellungseinheiten hinaus gehört es zu den Aufgaben des wissenschaftlichen Personals, Forschungsergebnisse der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der folgende Beitrag über einen bedeutenden badischen Lokomotiv-Konstrukteur geht in diesem Rahmen der Frage nach, wie um die Jahrhundertwende die damals wie heute aktuelle Herausforderung „immer leistungsstärker, immer schneller“ bewältigt wurde.

## Tempo, Tempo . . .

Am 2. Juni 1991 begann in Baden und Württemberg das Hochgeschwindigkeitszeitalter der Eisenbahn. Mit einer Höchstgeschwindigkeit von 250 km/h auf der Neubaustrecke verbindet der InterCityExpress die Städte Mannheim und Stuttgart.

Bereits in der Frühzeit der Eisenbahnen tauchten Bestrebungen auf, durch schnellere

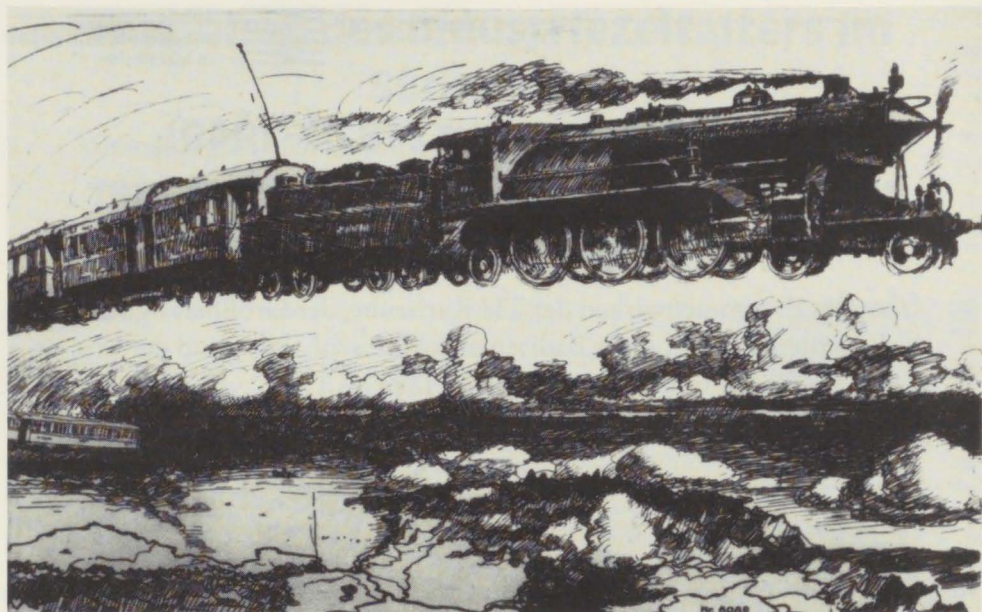
Züge die Fahrzeiten zu verkürzen. Seit den 1890er Jahren verbreitete sich der Schnellfahrgedanke zu Lande, auf See und in der Luft sowohl in Europa als auch in Nordamerika. Das Erringen des Blauen Bandes für die schnellste Nordatlantiküberquerung und der Untergang der Titanic 1912 zeigen Licht und Schatten der Fortschrittsbegeisterung im Transportwesen.

In diesem Beitrag soll das Wirken des Heinrich Baumann vom Ende seiner Studentenzeit 1893 bis zur Eingliederung der Badischen Staatseisenbahnen in die Deutsche Reichsbahn beschrieben werden.<sup>1)</sup> Mit Baumann erreichte die süddeutsche Konstruktionstradition im Schnellzuglokomotivbau ihren Höhepunkt und Abschluß.

## Ausbildung und Studium in Karlsruhe

Heinrich Karl Baumann wurde am 30. Januar 1871 als viertes Kind des Tünchers Joseph Baumann und dessen Ehefrau Katharina, geb. Rohrbacher, in Bretten geboren. Noch 1871 zog die Familie nach Karlsruhe. Hier besuchte Baumann bis zum 13. Juli 1889 erfolgreich das Humanistische Gymnasium Karlsruhe





*Ein Traum: Der Luftexpress. Nach einer Zeichnung von Josef Danilowatz, Wien.*

*In: Die Lokomotive in Kunst, Witz und Karikatur.*

*Hrsg.: Hanomag, Hannover-Linden 1922*

und begann im Wintersemester 1889/90 an der Technischen Hochschule Karlsruhe, Maschinenbau zu studieren. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Prüfung bestand er mit bestem Ergebnis und bereitete sich seit Anfang 1893 auf das Staatsexamen für Maschinenbau an der Abteilung für Maschinenwesen der TH Karlsruhe vor.

Zu jener Zeit nahmen die Transportleistungen in Mitteleuropa deutlich zu. Auf beiden Seiten des Rheins gab es internationale Durchgangsstrecken für den Nord-Süd-Verkehr zwischen Belgien, England, den Niederlanden und Nordwestdeutschland einerseits und der Schweiz, Italien und der französischen Riviera andererseits. Innerhalb der Reichsgrenzen lagen an der linksrheinischen Strecke die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen und die Pfälzischen Eisenbahnen, an der rechtsrheinischen die Badische Staatsbahn und die Main-Neckar-Eisenbahn. Es entstand ein Wettbewerb, der zu guten

und schnellen Verbindungen führte und einen entsprechend neuzeitlichen Wagen- und Lokomotivpark erforderte. Besonders die Badische Staatsbahn mußte sich in puncto Fahrzeugtechnik große Mühe geben, war sie doch den linksrheinisch tätigen Reichseisenbahnen und der Preußischen Staatsbahn in betrieblicher Hinsicht wegen deren enger Zusammenarbeit unterlegen. Beide Eisenbahnverwaltungen unterstanden dem preußischen Minister für öffentliche Arbeiten; sie versuchten, sich durch günstige Führung ihrer linksrheinischen Züge einen möglichst großen Anteil des hochwertigen Nord-Süd-Reisezugverkehrs im Rheintal zu sichern. Bereits während seines Studiums hatte Baumann Kontakte zur Generaldirektion der Großherzoglichen Badischen Staatseisenbahnen. Hier bemühte sich Oberbaurat Hermann Esser, seit 1891 als maschinentechnischer Leiter, das als besonders dringend eingestufte Lokomotivproblem zu lösen. Zwei

Bereiche erwiesen sich als ständig optimierbar, so daß Baumann später, ab 1909 selbst in maschinentechnischer Verantwortung in Karlsruhe, ein weites Tätigkeitsfeld vorfinden sollte: Zum einen wurden die Züge länger und schwerer und erforderten des öfteren eine zweite Lokomotive. Vorspann- bzw. Schubdienste waren allerdings betriebswirtschaftlich zu verwerfen und auf ein absolutes Minimum zu begrenzen. Zum anderen forderte die Generaldirektion grundsätzlich nur eine Gattung von Schnellzuglokomotiven, die sowohl in der Oberrheinebene als auch auf der Schwarzwaldbahn eingesetzt und damit in größeren Stückzahlen beschafft werden konnte.

Heinrich Baumann kannte die Probleme der Leistungssteigerung im einschlägigen Maschinenbau sowohl aus der Theorie als auch aus der Praxis heraus. Die aktuellen Erkenntnisse auf dem Sektor des Maschinenbaus wurden den Studenten der TH Karlsruhe u. a. durch die Lektüre der neuesten Fachperiodika vermittelt. Als bedeutende Zeitschriften können ‚Glaser’s Annalen‘, das ‚Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens in technischer Beziehung‘ und die ‚Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure‘ genannt werden. Viele Beiträge in den Periodika belegen den gegenseitigen Technologietransfer zwischen Europa und Nordamerika. Insbesondere die Weltausstellungen und die dazu stattfindenden Kongresse dienten der Fachwelt sowohl zur Informationsbeschaffung als auch zum regen Gedanken- und Erfahrungsaustausch zwischen Fabrikanten, Ingenieuren, Naturwissenschaftlern, Kaufleuten, Bankiers und Politikern.

Neben den ausgezeichneten theoretischen Kenntnissen und Informationen über die Entwicklung im Maschinenbau erwarb sich Baumann schon während seines Studiums praktische Erfahrung bei der Badischen Staatsbahn. „Dem Studierenden Heinrich Baumann wird hiermit bezeugt, dass derselbe vom 15. März 1890 bis 15. April 1890 als Vo-

lontär in der Gr. Eisenbahnhauptwerkstätte und zwar in der Schlosser-Abtheilung der mechanischen Werkstätte beschäftigt war.“ Insbesondere die Elsässische Maschinenbaugesellschaft in Grafenstaden und ihre ausgelieferten Lokomotiven beeinflussten Baumann. Hier wirkte seit 1875 Alfred de Glehn als Chefkonstrukteur, der 1884 das Vierzylinder-Verbundtriebwerk bei Dampflokomotiven vorstellte. Ein Jahr später wurde de Glehn, auch der Schöpfer des Zweiachsantriebes, Direktor in Grafenstaden. Die Elsässische Maschinenfabrik galt als Hauptlieferant an Lokomotiven für die Reichseisenbahnen Elsaß-Lothringens. Baumann war – in unterschiedlicher Intensität – während der gesamten Phase seines Schaffens bei der Badischen Staatsbahn der Maschinenbaugesellschaft Grafenstaden und ihrer Konstruktionstradition nahestehend.

Im März 1893, gegen Ende seines Studiums, beantragte der cand. rer. techn. Heinrich Baumann beim badischen Finanzministerium eine Finanzhilfe, um die in Chicago stattfindende Weltausstellung besuchen zu können. Es darf angenommen werden, daß Baumann selbst die Erfolgsaussichten seines Bittgesuchs nicht allzu hoch einschätzte. „Möge Hohe Ministerialbehörde dieses unterthänigste Bittgesuch mit Wohlwollen entgegennehmen und nicht darin Befriedigung von Reiselust erkennen.“ Mit dem Beschluß des badischen Finanzministeriums vom 8. April 1893 wurde Baumanns Antrag auf Reisekostenzuschuß – wohl aus Präzedenzgründen – abgelehnt.

Die Weltausstellung in Chicago zeigte dem Fachpublikum und der breiten Öffentlichkeit eine umfangreiche Produktpalette des gesamten technischen Fortschritts, bei der das Eisenbahnwesen als ein Ausstellungsschwerpunkt angesehen werden konnte. Während sich Europa mit einer stark nationalstaatlich ausgeprägten Ausstellungsgestaltung präsentierte, dominierten aus den Vereinigten Staaten und Kanada die großen Sam-





sen stellen, die Grosshertzliche Regierung  
oder der preussische Staat oder Privatthätigkeit  
zur Verfügung gestellt haben, Reserven-  
bildungskontrolle bewilligen zu wollen

Im vorzüglichen Beirathung

Heinrich Baumann  
cant. res. Techn.

A. Baumann & Co. hier

N. 3187

Heinrich Baumann

Karlsruhe, den 8. April 1893

Liebes

Hochw. d. Herrschaften in Gross

Heinrich Baumann, cant. res. Techn.

Karlsruhe, den 8. April 1893

Ich habe die Ehre, Ihnen zu danken

für die mir am 7. d. M. überreichte

Antwort auf meine am 4. d. M. überreichte

Bitte erstg.  
ab 9/4

der finanziellen Verhältnisse, die  
Karlsruhe, im März 1893, das den ge-  
wöhnlichen Mittel zum Ge-  
winnung von Dampfmaschinen  
für den Betrieb der Eisenbahn in  
Karlsruhe zu Karlsruher  
Lokomotivfabrik für mich zum Kauf  
haben.

Lz.

melausstellungen der privatwirtschaftlich be-  
triebenen Eisenbahngesellschaften. Haupt-  
augenmerk war die Lokomotive Nr. 999 der  
New York Central and Hudson River Rail-  
road, „... welche auf der Fahrt nach Chicago  
den Empire Express über die ganze 708 km  
lange Strecke New York bis Buffalo befördert  
und dabei auf kurze Zeit eine Geschwindig-  
keit von 180 km in der Stunde (112 miles)  
erreicht haben soll, wie auf einer an der Lo-  
komotive angebrachten Tafel zu lesen war.“<sup>2)</sup>  
Für die Badische Staatsbahn sollte eine ande-  
re Maschine Bedeutung erhalten, die 1893 bei  
der Atlantic-Coast-Line in Dienst gestellt  
wurde. Die New-Jersey-Zentralbahn setzte  
diese Gattung im schnellen Bäderverkehr  
nach Atlantic-City ein.<sup>3)</sup> Mit der Rezeption  
der Atlantic-Bauart, zuerst bei der Badischen  
Staatsbahn, beginnt die letzte und qualitativ  
höchste Stufe in der Entwicklung von  
Dampflokomotiven in Deutschland.

### Karriere bei der Badischen Staatsbahn

Für Heinrich Baumann bedeutete die Zeit bis  
zur übernächsten Weltausstellung in Paris im  
Jahre 1900 eine Phase der Berufsfindung und  
des beginnenden Aufstiegs bei der Badischen  
Staatsbahn.

Vom 10. August 1893 bis zum 6. Januar 1894  
führte Baumann die Aufnahme und Auf-  
zeichnung der Maschinenanlage des Wasser-  
werks Karlsruhe durch. Weiterhin war er für  
Betriebsversuche bei den Städt. Gas- & Was-  
serwerken Karlsruhe verantwortlich. Wegen  
seiner bevorstehenden Staatsprüfung verließ  
Baumann die städtischen Versorgungsbetrie-  
be und trat am 18. Dezember 1894 – nach  
erfolgreicher Staatsprüfung – in das Beam-  
tenverhältnis bei der Generaldirektion der  
Grosshertzlichen Staatseisenbahnen ein. Ein-  
nen Monat später bat der Maschineninge-  
nieurpraktikant um Aufnahme in den badi-  
schen Eisenbahndienst. Die Antwort fiel  
wohlwollend aus: „Bezugnehmend auf hohe





## Eisenbahnwesen.



ie rasche Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika, welche einen gewaltigen Bedarf an Maschinen aller Art hervorrief und dadurch zu weitgehendster Arbeitsteilung Veranlassung gab, prägt auch dem Eisenbahnwesen dieses Landes einen eigenartigen und besonders von europäischen Verhältnissen vielfach abweichenden Charakter auf. Da Landstraßen nicht vorhanden, dagegen aber die Vortheile der Dampfkraft für Beförderungszwecke zur Zeit der Entwicklung des Landes schon bekannt waren, so erschloß man das Land durch schnellen Ausbau des Eisenbahnnetzes. Die großen Entfernungen nöthigten zu größtmöglicher Sparsamkeit in den Kosten der Anlage und des Betriebes. Hierdurch entstand ein Eisenbahnnetz, von dessen Umfang die Thatsache ein Bild giebt, daß in den Vereinigten Staaten auf jeden Einwohner etwa 4,7 mal so viel Bahnlänge wie in Deutschland entfällt.

Der große Umfang des Eisenbahnnetzes, die große Bedeutung der Eisenbahn für die Erschließung und Entwicklung des Landes, sowie der allen praktischen Thätigkeiten zugeneigte Sinn der Amerikaner erklären das oft überraschende Verständniß, welches nicht nur Fachleute, sondern auch Laien für das Verkehrswesen zeigen. Die Ausstellungsbehörde entsprach diesem Interesse, indem sie, wohl zum ersten Male in der Geschichte des Ausstellungswesens, dem Verkehrswesen ein eigenes Gebäude (Transportation Building) zuwies. Dasselbe hatte eine Länge von 292 m, eine Breite von 79 m, während ein etwa 3,6 ha großer Anbau, der Ausstellung von Lokomotiven und Wagen diente.

*Amtl. Bericht über die Weltausstellung in Chicago, 1893*

Verfügung . . . vom 20. November v. Js. beehren wir uns gehorsamst zu berichten, dass Maschineningenieurpraktikant Heinrich Baumann in seiner praktischen Ausbildung so weit fortgeschritten ist, dass derselbe zum Uebungskurs auf der Lokomotive zugelassen werden kann.“

Die maschinentechnische Leitung unter Hermann Esser wertete die Fahreigenschaften der seit 1894 eingeführten neuen Schnellzuglokomotive, Gattung IVe, aus, die aus Grafenstaden stammte. Esser dürfte deshalb ein Befürworter von Baumanns Beurlaubung zum Zwecke der weiteren praktischen Ausbildung bei der Elsässischen Maschinenbau-

gesellschaft gewesen sein. Das Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten bewilligte den Urlaub von 1. Mai bis 1. Oktober 1895 „ . . . zum Zwecke seiner weiteren praktischen Ausbildung“. Es folgte der einjährige militärische Pflichtdienst beim Pionierbataillon Nr. 14 in Kehl.<sup>4)</sup>

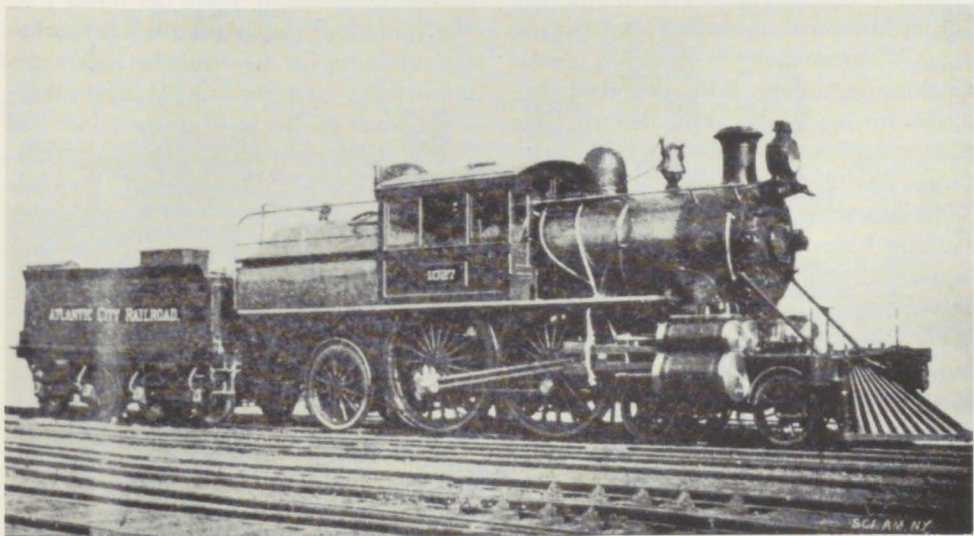
Für Baumann stand fest, daß er nach seinem Militärdienst zumindest vorübergehend in der Privatwirtschaft tätig sein wollte. Dies teilte er am 11. September 1895 aus Grafenstaden – vor seinem Militärdienst – der Generaldirektion in Karlsruhe mit und bat am 16. August 1896 um zwei Jahre Beurlaubung.

Über seine persönlichen Motive können nur Vermutungen angestellt werden. War Baumann des Staatsdienstes überdrüssig? Oder erkannte er die größeren Entfaltungsmöglichkeiten in der Privatwirtschaft? Da er stets der TH Karlsruhe verbunden blieb, diese durch Forschungsaktivitäten mit der Industrie zusammenarbeitete, ist es möglich, daß ihm die wissenschaftlich-technische Forschung mehr zusagte als der Eisenbahnstaatsdienst. Dafür spräche die Tatsache, daß Baumann im Sommer 1896 eine Assistentenstelle an der TH Berlin angeboten bekam. Eine Promotion mußte noch versagt bleiben, denn alle technischen Hochschulen kämpften seit langem für das Promotionsrecht als Merkmal für die Ranggleichheit mit den Universitäten, das erst am 10. Januar 1900 verkündet werden konnte.<sup>5)</sup> Baumann knüpfte seine Zusage an die Gewährung von zwei Jahren Beurlaubung; das Ministerium genehmigte ihm jedoch nur ein Jahr „... zum Zwecke der Fortsetzung seiner praktischen Ausbildung“.

Das Jahr 1896 bedeutete sowohl für die maschinentechnische Leitung der Badischen

Staatsbahn im allgemeinen wie auch für Baumann im besonderen eine gewisse Zäsur. Baurat Alexander Courtin (geb. 1861 in Heidelberg und gest. 1956 in Karlsruhe) löste Hermann Esser als Beschaffungsdezernenten ab. Essers neue Wege in der Lokomotivbeschaffungspolitik begannen sich – zu Lasten der Maschinenbau-Gesellschaft Karlsruhe hinsichtlich der Entwicklung und Konstruktion von Schnellzuglokomotiven – auszuzahlen. Der Verkehr, vor allem auf der gesamten Oberrheinstrecke von Basel nach Frankfurt, nahm weiter zu, und schwere Schnellzüge mußten des öfteren mit Vorspannlokomotive gefahren werden, weil die Zugkraft einer Maschine nicht ausreichte, Reisegeschwindigkeiten von 90 km/h zu garantieren. Alexander Courtin nahm hinsichtlich der Auftragsvergabe für die Entwicklung und Konstruktion behutsam eine Umsteuerung zu Lasten der Maschinenbaugesellschaft Grafenstaden und zugunsten der Fa. J. A. Maffei in München vor.

1897 wurde der Maschineningenieurpraktikant Baumann dem zur Badischen Staatsbahn



*Dampflokomotive Atlantic-Banart*



gehörenden Großherzoglichen Maschineninspektor in Konstanz zugeteilt. Am 8. Juli 1898 trat er erstmals seinen Dienst im maschinentechnischen Büro der Generaldirektion unter der Leitung von Courtin an. Nach dem Kennenlernen der Eisenbahnmagazine in der Hauptverwaltung erfolgte am 16. September 1899 die Bestallung für Regierungsbaumeister Heinrich Baumann.

Mittlerweile fuhr die erste Atlantic-Lokomotive, gebaut von Krauss & Co. 1898 in München, auf der Bayerischen Pfalzbahn. Da ihr Triebwerk noch optimierungsbedürftig erschien, ging die Bayrische Staatsbahn zur Lösung des Lokomotivproblems für Schnellzüge einen ungewöhnlichen Weg: 1899 wurden zwei Atlantic-Maschinen mit Barrenrahmen als größter technischer Neuerung bei Baldwin in Philadelphia bestellt. Die Suche nach neuen Konstruktionen im Lokomotivbau ging hauptsächlich vom Chefingenieur der Lokomotivfabrik J. A. Maffei, Anton Hammel, aus, der seit 1900 bis zu seinem Tode 1925 alleiniger Leiter war.<sup>6)</sup>

Courtin in Karlsruhe dürfte starkes Interesse an den beiden amerikanischen Atlantic-Maschinen gezeigt haben, die 1900 in München eingehend untersucht wurden. Die bevorstehende Weltausstellung in Paris bot für das maschinentechnische Büro der Badischen Staatsbahn die Möglichkeit, den neuesten Weltstandard im Lokomotivbau zu begutachten. Am 16. August 1900 informierte die Generaldirektion den Regierungsbaumeister Baumann über die Genehmigung, die Pariser Weltausstellung zu besuchen. Als technischer Fortschritt für den gesamten Lokomotivbau ist der Dampfüberhitzer zu bewerten, der in Paris einem größeren Publikum vorgestellt wurde und sich in den nächsten Jahren überall durchsetzen sollte. Ansonsten wird in der Literatur zur Pariser Weltausstellung u. a. auf eine Atlantic-Maschine der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz verwiesen, die sich bereits auf den Hügellandstrecken Sachsens bewährte.<sup>7)</sup> Baumann und vor allem

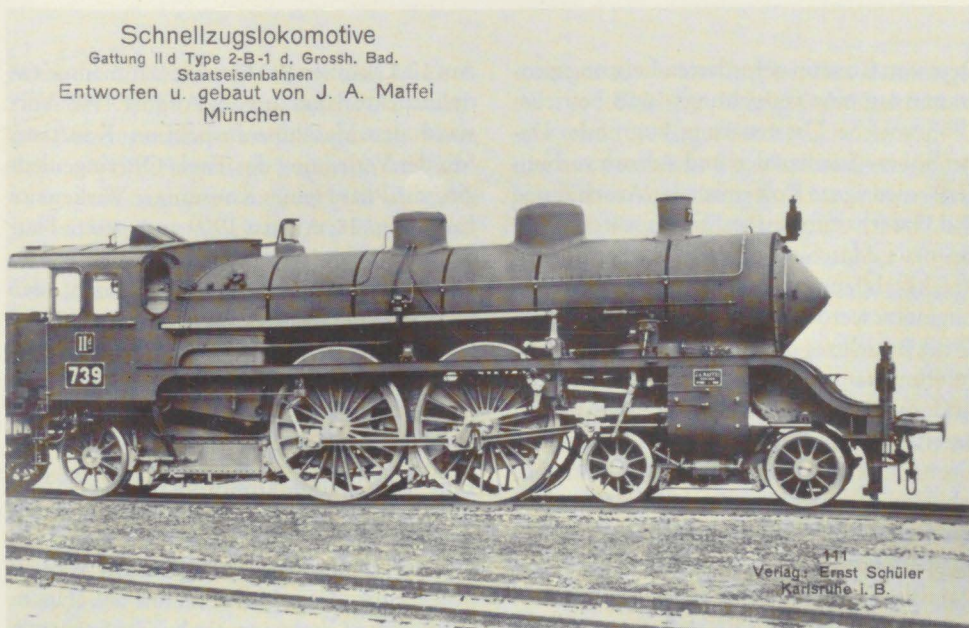
Courtin dürften sich in der Beurteilung der ausgestellten Lokomotiven in Paris darin einig gewesen sein, daß eine für die Badische Staatsbahn optimale Atlantic-Maschine nicht präsentiert wurde. Da das Lokomotivproblem – insbesondere für die Rheinstrecke – einer dringenden Lösung bedurfte, ließ Courtin einen Wettbewerb ausschreiben, an dem sich sieben Lokomotivfabriken beteiligten. Die maschinentechnische Leitung entschied sich für einen Entwurf der Firma J. A. Maffei, bei dem der Chefkonstrukteur Anton Hammel seine Erfahrungen aus den beiden Atlantic-Lokomotiven eingearbeitet hatte. Im Januar 1901 wurde die Lokomotive bestellt und im Juni 1902 als Gattung II d der Badischen Staatsbahn in den Dienst gestellt. Bei Versuchsfahrten ergab sich eine Reisegeschwindigkeit von 102 km/h bei einer Höchstgeschwindigkeit von 120 km/h. Zwischen Offenburg und Freiburg konnten sogar 116 km/h als Reisegeschwindigkeit erreicht werden. Mit der Maschine der Gattung II d begann eine erfolgreiche Zusammenarbeit des maschinentechnischen Büros der Badischen Staatsbahn auf dem Gebiet der Schnellzuglokomotiven mit der Firma J. A. Maffei in München, die bis zur Reichsbahnzeit anhalten sollte. Grafenstaden rückte vorerst in den Hintergrund, die Maschinenbau-Gesellschaft Karlsruhe übernahm einen Teil der Fertigung.

Baumann war vom Februar 1901 bis Ende Mai 1904 wiederum bei der Maschineninspektion Konstanz tätig. Anfangs war er hier verantwortlich für die Überwachung des Neubaus der „Stadt Meersburg“, eines Dampfschiffs der badischen Bodenseeflotte. Am 15. Februar 1902 erhielt er eine Ehrung für seine Verdienste zur Feststellung der für die Bodensee-Dampfboote zulässigen Personenzahl. In diesen Jahren versuchten die Militärbehörden mehrfach, Baumann für militärische Übungen zu verpflichten. Für die Umbaumaßnahmen der Bodensee-Dampfboote stellte sich die Generaldirektion in Karlsruhe

am 8. Februar 1904 schützend vor ihren Regierungsbaumeister und sprach Baumann Unabkömmlichkeit aus. Zwischen 1904 und 1909 wechselten Karlsruhe und Konstanz als Dienstorte einander ab, bis Baumann 1909 endgültig in die Badische Residenzstadt zog. Am 20. Juni 1904 bescheinigte Courtin der Generaldirektion, daß Baumann seinen Dienst wieder beim Maschinentechnischen Büro angetreten hat. Die Ausschreibung der neu zu beschaffenden Lokomotiven gehörte mit zu seinen Aufgaben, die er bis Oktober 1907 wahrnahm.

Als größtes Problem zeigte sich wieder einmal die Lokomotivenfrage für den internationalen Reisezugverkehr auf der Rhein-strecke. Die Atlantic-Maschine, Gattung II d, erwies sich bei ihrer Einführung im Jahre 1902 als der bahnbrechende Fortschritt im Schnellzuglokomotivbau, jedoch wurde ihre ausreichende Leistungsfähigkeit durch die

länger und schwerer werdenden Züge immer mehr in Frage gestellt. Es blieb bei 18 Maschinen, die letzte wurde 1906 von der Maschinenbau-Gesellschaft Karlsruhe ausgeliefert.<sup>8)</sup> Im gleichen Jahr mußten die schweren Schnellzüge bei der Ausfahrt aus den Bahnhöfen Karlsruhe, Offenburg und Basel angeschoben werden, ein Jahr später wurde der Anschub für die mit der Lokomotive II d bespannten Schnellzüge auf allen Haltebahnhöfen angeordnet. Courtin dürfte schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt erkannt haben, daß die II d sich der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit näherte. Bereits 1904 wurde ein erneuter Entwurfswettbewerb für eine Schnellzuglokomotive ausgeschrieben, den Baumann, seit dem 23. Dezember als Maschineninspektor, bearbeitete. Wieder erhielt der Entwurf von J. A. Maffei und seinem Chefkonstrukteur Anton Hammel den Zuschlag.<sup>9)</sup>

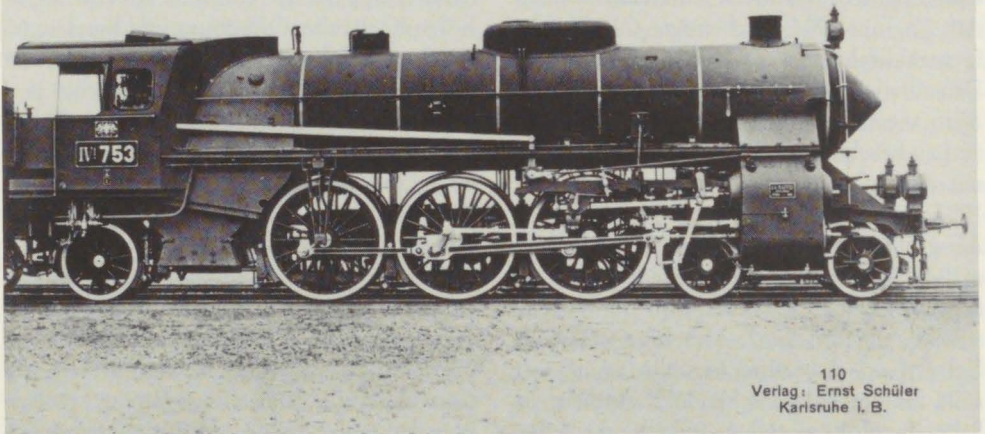


Schnellzuglokomotive, Gattung II d, der Badischen Staatsbahn, 1902  
 Provenienz: LTA-Postkartensammlung ‚Eisenbahn‘



## Schnellzugslokomotive

Gattung IV f. Type 2-C-1. d. Grossh. Bad.  
Staatseisenbahnen  
Entworfen u. gebaut von J. A. Maffei  
München



110  
Verlag: Ernst Schüler  
Karlsruhe i. B.

*Schnellzuglokomotive, Gattung IV h, der Badischen Staatsbahn, 1918  
Provenienz: LTA-Postkartensammlung ‚Eisenbahn‘*

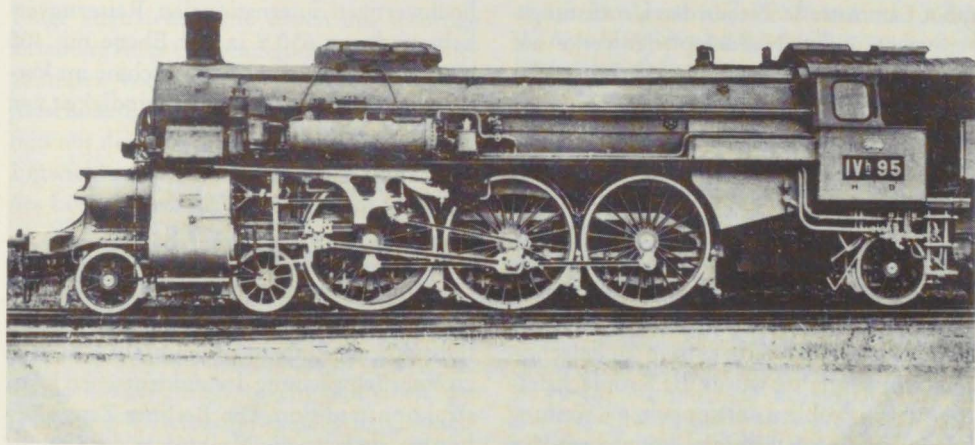
Dem von Courtin geforderten Leistungsprogramm lag eine verwaltungs- und betriebsökonomische Umsteuerung zugrunde. Damit höhere Stückzahlen und – damit verbunden – niedrigere Kosten bei der Anschaffung und Unterhaltung zu realisieren waren, sollte die neue Maschine sowohl auf der Rhein- strecke als auch auf der Schwarzwaldbahn eingesetzt werden können. Im Mai 1905 wurde die Bestellung eingereicht, zur ersten Auslieferung kam es jedoch – bedingt durch viele Änderungswünsche – erst im August 1907. Bereits zum Sommerfahrplan 1906 wurde die Grundgeschwindigkeit der Hauptbahnschnellzüge von 90 km/h auf 95 km/h und die Höchstgeschwindigkeit zum Einholen von Verspätungen auf 110 km/h heraufgesetzt. Der Blick auf die linksrheinische Konkurrenz, vor allem in Elsaß-Lothringen, führte somit auch zu Verbesserungen am eigenen Gleisoberbau.

Am 10. Oktober 1907 wurde Baumann Zentralinspektor und am 15. August 1908 Vorstand der Maschineninspektion Konstanz. Mit der Verleihung des Titels Oberingenieur ging die Phase seines Konstanzer Wirkens zu Ende. Am 28. August 1909 antwortete Baumann auf seine Versetzungsanordnung: „Der Unterzeichnete wird am Mittwoch, den 1. Sept. d. Js. die Geschäfte des maschinen- technischen Referenten im Ministerium des Gr. Hauses und der ausw. Angelegenheiten übernehmen.“

### **Eine Schnellzuglokomotive für die Zukunft: die Gattung IV h**

Die Residenzstadt Karlsruhe als Verwaltungszentrum und die Technische Hochschule boten Baumann ein breites Spektrum an Wirkungsmöglichkeiten. Das Ministerium des Kultus und Unterrichts teilte dem

2 C 1-Heißdampf-Vierzylinder-Verbund Schnellzug-Lokomotive der Badischen Staatsbahn, Serie IV h, gebaut von J. A. Maffel, München 1918



Schnellzuglokomotive, Gattung IV f, der Badischen Staatsbahn, 1907  
Provenienz: LTA-Postkartensammlung ‚Eisenbahn‘

Senat der TH Karlsruhe sowie dem Ministerium des Großh. Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten am 9. August 1909 mit, daß „... Oberingenieur Baumann mit Wirkung vom Sommersemester 1910 ab einen Lehrauftrag für eine jeweils im Sommersemester dreistündig abzuhaltende Vorlesung über Lokomotivbau...“ erhalten sollte.

Baumann wurde zum Baurat und zum Kollegialmitglied ernannt. Am 7. Dezember 1911 schreibt die Generaldirektion an das Königl. Preußische Eisenbahnzentralamt: „Infolge der Ernennung Oberbaurats Courtin zum Vorstände unserer Betriebsabteilung ist das bisher von ihm wahrgenommene Fahrzeugrespiziat in die Hände des Großh. Baurats Baumann übergegangen. Wir ersuchen davon Kenntnis nehmen zu wollen, daß dieser Beamte von jetzt ab der Vertreter der Großh. Eisenbahnverwaltung als Mitglied des deutschen Güterwagen- und Brems-Aus-

schusses sowie als Gast bei den Beratungen der preußischen Betriebsmittelausschüsse sein wird... Ergebnis Nachricht hiervon den am deutschen Staatsbahnwagenverband beteiligten Verwaltungen.“ Damit war Baumann als Fahrzeugdezernent für das rollende Material der Badischen Staatsbahn verantwortlich. Außerdem erhielt er die Aufsicht über die Schifffahrt.

Im Bereich der Schnellzuglokomotiven erwies sich die Maschine, Gattung IV f, auf der Rheinstrecke als weniger tauglich. Die 1800 mm hohen Treibräder eigneten sich nur für die Schwarzwaldbahn. Das weiter steigende Transportaufkommen im internationalen Nord-Süd-Verkehr machte eine Neukonstruktion erforderlich. Als Baumann sein Amt antrat, hatte er sich zunächst mit einer Fehlkonstruktion auseinanderzusetzen, die hauptsächlich Courtin zu verantworten hatte. Die fünf Maschinen, Gattung IV g, von



der Maschinenbau-Gesellschaft Karlsruhe 1911/12 gebaut, erwiesen sich hinsichtlich Leistung und Laufruhe als regelrechter ‚Flop‘.

Im Februar 1912 bezog Heinrich Baumann das Maschinentechnische Büro in der Karlsruher Lammstraße. Neben den Umrüstungsmaßnahmen der Naßdampftriebwerke auf das Heißdampf-Vierzylinder-Verbundprinzip widmete er sich der Schnellzuglokomotivenfrage speziell für die Rheinstrecke. Von Beginn an wurde Anton Hammel in die Überlegungen mit einbezogen. Das Triebfahrzeugproblem sollte nun endlich langfristig gelöst werden. Baumann unternahm deshalb 1913 eine Studienreise nach Paris zur Französischen Nordostbahn, um sich für den Einachs- oder Zweiachsantrieb zu entscheiden. Sehr sorgfältig wurde die Kropfachsfrage bzw. das Problem der doppelten Kröpfung behandelt. Anton Hammel konnte mit den bayerischen Schnellzuglokomotiven der Gattung S 2/6 und S 3/6 bereits auf eine mehrjährige positive Erfahrung des Einachsantriebes im Alltagseinsatz hinweisen. Die Leistungsfähigkeit der Maschinen der Französischen Nordostbahn und vielleicht auch Baumanns Erinnerung an seine Aufenthalte in Grafenstaden dürften die Entscheidung zugunsten des Zweiachsantriebes nach de Glehn, bei der die Hochdruck- und die Niederdruckzylinder je eine Achse antreiben, mitgetragen haben. Daß Baumanns Überlegungen dennoch von Hammel verantwortet und zur Ausschreibungsreife in Karlsruhe führten, dürfte auch in der Flexibilität der Mannschaft im Konstruktionsbüro der Firma J. A. Maffei gelegen haben.<sup>10)</sup>

Im Sommer 1915, bereits während des Ersten Weltkrieges, kam es zur Ausschreibung, die die Firma J. A. Maffei erhielt im November 1915 den Auftrag über insgesamt 20 Lokomotiven. Bedingt durch die Kriegswirtschaft und durch Änderungswünsche während der Konstruktionsarbeiten wurde der Prototyp erst im Juni 1918 ausgeliefert. Da der Gleis-

oberbau einen Achsdruck von 18 t zuließ, konnte Maffei die Maschine ausreichend dimensionieren. Mit einem Treibraddurchmesser von 2100 mm galt sie – wie die Atlantic-Maschine – als reine Flachlandlokomotive. Sie war der leistungsfähigste Dreikuppler im hochwertigen internationalen Reisezugverkehr und zog 650 t in der Ebene mit 100 km/h. 1956 erreichte eine Maschine im Versuchsbetrieb die Spitzengeschwindigkeit von 162 km/h

### **Arbeitsteilung:**

#### **Das Ende der Länderstaatsbahnen**

Die Gründung der Deutschen Reichsbahn 1920 und der beabsichtigte dirigistische Zentralismus im Einheitslokomotivbau führten zu einer Schwächung der süddeutschen Konstruktionstradition. Die Berliner Zentralbehörden, de facto die Nachfolger der Preussischen Staatsbahn, favorisierten das Heißdampf-Zwillingstriebwerk und den Einachsantrieb. Der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit stand vor dem Prinzip der Leistungsfähigkeit.

Baumann äußerte sich in späteren Jahren sehr zurückhaltend über den tiefen Einschnitt in der Fahrzeugbeschaffungspolitik der 1920er Jahre. Seine Hochschulaktivitäten nahmen nach dem Ersten Weltkrieg einen immer breiteren Raum ein. Ende 1921 wurde Baumann „... die Amtsbezeichnung ordentlicher Honorarprofessor an der Technischen Hochschule Karlsruhe für die Dauer seiner Zugehörigkeit zum Lehrkörper der Hochschule ...“ verliehen. Baumann arbeitete eng mit Otto Amman, der 1912 berufen wurde, zusammen. Die TH Karlsruhe wurde führend auf den Gebieten der Rangiertechnik, des Eisenbahnoberbaus und des Straßendeckenbaus. Seit 1921 hatte die Technische Hochschule ein Laboratorium für Eisenbahnoberbau.<sup>11)</sup>

Die Direktion der Maschinenbau-Gesellschaft Karlsruhe wandte sich am 14. Oktober

1922 an die Reichsbahn-Direktion Karlsruhe: „Wir beabsichtigen Herrn Oberregierungsbaurat Baumann in seiner Eigenschaft als Professor des Lokomotivbaus an der Technischen Hochschule, hier, als Gutachter in einer für uns sehr wichtigen technischen Frage zuzuziehen und bitten um sofortige Erteilung Ihrer Genehmigung hierzu.“ Unter zentralen Vorgaben aus Berlin versuchte die Maschinenbau-Gesellschaft Karlsruhe, sich nun mit den Schwerpunkten Forschung und Entwicklung wieder mehr ins Rampenlicht des Lokomotivbaus zu bringen.

Baumann vertrat die Eisenbahndirektion Karlsruhe und zum Teil die gesamte Deutsche Reichsbahn beim Verein Mitteleuropäischer Eisenbahnverwaltungen. Am 19. September 1928 erhielt er ein Schreiben der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft, unterzeichnet vom Generaldirektor Julius Dorpmüller: „Auf meinen Vorschlag hat Sie der Verwaltungsrat der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft zum Direktor bei der Reichsbahn ernannt . . .“)

Nach 1933 mußte sich Baumann mit dem NSDAP-Einfluß an der Technischen Hochschule Karlsruhe auseinandersetzen. Sein Lehrauftrag wurde aus technischen und politischen Gründen in Frage gestellt. Am 31. März 1938 erlosch Baumanns Lehrauftrag, weil vom Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung nicht erwünscht. Der damalige Rektor der Technischen Hochschule Weigel intervenierte vergeblich.

Obwohl seit 1936 im Ruhestand, zuletzt als Abteilungspräsident tätig, stellte sich Baumann zwischen 1940 und 1944 als Vorstand des Reichsbahn-Maschinenamtes Konstanz zur Verfügung, dessen Posten er zwischen 1907 und 1909 schon einmal innehatte. Er starb am 17. Oktober 1949 in Konstanz.

Rückwirkend betrachtet, hat sich Baumann hohe Verdienste sowohl bei der Badischen Staatsbahn und der Reichsbahn als auch in

Forschung und Lehre im Bereich der Schienenfahrzeugtechnik erworben.

#### Anmerkungen

1) Das Landesmuseum für Technik und Arbeit (LTA) in Mannheim besitzt eine Postkartensammlung ‚Eisenbahn‘, die u. a. klassische Motive bekannter Eisenbahnfotografen beinhaltet. Weiterhin möchte das Landesmuseum auf seine Kataloge zu den Weltausstellungen und auf andere bibliophile Raritäten in der Sammlung ‚Libri Rari‘ verweisen. In diesem Beitrag wurde in technischer Hinsicht auf die ‚Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure‘ (VDI), auf ‚Glaser’s Annalen‘ und auf das ‚Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens in technischer Beziehung‘ zurückgegriffen. Zur Darstellung der Badischen Staatsbahn aus all-gemeinhistorischer Perspektive sei auf die zahlreichen Veröffentlichungen Albert Kuntzemüllers verwiesen. Aktenmäßiger Schwerpunkt ist die Auswertung des Bestandes 421/3484 des Generallandesarchivs in Karlsruhe (GLA), aus dem auch die Zitate entnommen sind.

2) Amtl. Bericht über die Weltausstellung in Chicago 1893 erstattet vom Reichskommissar. Bd. II, Berlin 1894, S. 535. Der Bericht würdigt sehr stark die deutschen, vor allem die Erzeugnisse aus Preußen.

3) s. Karl-Ernst Maedel, Die deutschen Dampflokomotiven gestern und heute. Berlin (DDR) 4. Aufl. 1966, S. 140.

4) Die Badische Biographie (N. F. Bd. III (1990) S. 27) bezeichnet den 1896 absolvierten Dienst als Einjährig-Freiwilligen. Die im GLA-Bestand 421/3484 vorgefundenen Dokumente lassen eher den Schluß zu, daß es der Generaldirektion nicht gleichgültig gewesen sein konnte, ob und wann Baumann seinen militärischen Pflichten nachkommen sollte.

5) s. Joachim Hotz, Kleine Geschichte der Universität Fridericiana Karlsruhe (Technische Hochschule). Karlsruhe 1975, S. 39.

6) s. Krauss Maffei Archiv, II Ma. 09 1959, Anton Hammel (1857–1925).

7) s. Die Weltausstellung in Paris 1900. Paris, Leipzig 1900, S. 172 f.

s. Hans Kraemer, Die Ingenieurkunst auf der Pariser Weltausstellung 1900. Berlin 1900 (Nachdr. Düsseldorf 1984, S. 93 f.).

8) n. Grossh. Badische Staatseisenbahnen, Verzeichnis der Lokomotiven und Tender, Stand vom 1. Januar 1913. (Repr. mit Erg. bis 1921, mit Vorw. von Hans Müller, Basel u. a. 1984).



<sup>9)</sup> s. auch Albert Mühl, Die Großherzoglichen Badischen Staatseisenbahnen. Ihre Geschichte, Loks und Reisezugwagen in Wort und Bild. Stuttgart 1981, S. 17 ff.

<sup>10)</sup> Steffen Lüdecke belegt einen vielschichtigen Gedankenaustausch vor Einführung der neuen

Schnellzuglokomotive, Gattung IV h, zwischen Konstrukteuren, Eisenbahnbeamten und Vertretern der Anteilseigner von Eisenbahngesellschaften und Lokomotivbaufirmen; ders. Die Baureihe 18.3. Die Geschichte der letzten Länderbahn - Pacific. Freiburg 1990, S. 12 ff.

<sup>11)</sup> s. J. Hotz, S. 51.



# Erfahrungen nach einem Jahr Museumsbetrieb

*Arbeit und Technik im Museum Rainer Wirtz, Mannheim*

## I.

Am 28. September 1990 wurde das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim durch den Ministerpräsidenten eröffnet. Dies ist ein Jahr später Anlaß genug, danach zu fragen, inwieweit sich die Konzeption des Hauses, das Gebäude und die Ausstellung bewährt haben. Das sind die Bereiche, die eine interessierte Öffentlichkeit zu sehen bekommt. Die dahinter stehenden Sammlungen können nur zu einem Bruchteil der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, sie müssen ihre Qualität im Wandel der ständigen Ausstellungen erweisen.

Die Rezensenten haben sich des Hauses alles in allem überaus positiv angenommen. Dabei zeigte sich, daß auch Skeptiker überzeugt worden waren. Selbst wenn in den inhaltlichen Ausführungen ein Großteil der Rezensionen dem Gebäude selbst galt, so wurden doch auch wesentliche Abschnitte der Gestaltung des Hauses gewidmet. In der Architekturkritik, so scheint es, ist das Haus als ein Gesamtkunstwerk mit kleinen Webfehlern akzeptiert. Die Hymnen in der FAZ und der „Zeit“ sind inzwischen solider, positiver Kritik in den Bau-Fachzeitschriften gewichen. Die Besucher haben offenbar den Neubau ebenfalls gut angenommen, das Tageslicht im ganzen Haus wird generell begrüßt. Auch der Bau selber erweist sich für viele Besucher und Besucherinnen als eine sehenswerte Attrak-

tion. In der Reihe der Museumsneubauten zwischen Mönchengladbach, Köln und Frankfurt gilt auch für das Mannheimer Haus das Prädikat „eine Reise wert“.

Nicht ganz so ungetrübt ist die Freude der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen am Museum über den Bau. Das angesprochene Tageslicht bringt natürlich konservatorische Probleme mit sich und beeinflusst auch entscheidend das Raumklima. Durch Verschattung und Dachjalousien ist man bemüht, die Schwierigkeiten zu beheben.

Eine systematische Auswertung der Besucherbefragung zu den Darstellungsinhalten des Hauses liegt für das Landesmuseum noch nicht vor, aber aus Rückmeldungen von Gruppen, Schulklassen und Lehrern wissen wir, daß das Bemühen, die Ausstellungen durch Kurzfilme mit dem „idealen Gesamt-südwestdeutschen“ Herrn Eisele in ein Zeitkolorit einzubetten, durchweg begrüßt wird. Im Laufe des Museumsdurchgangs wird dieses Zeitkolorit auf der untersten und größten Ausstellungsebene vermißt. Mit anderen Worten, die Zeitbilder, die in die jeweilige Zeit einstimmen helfen sollen, sind von den Besuchern als eine Orientierungshilfe gut akzeptiert, das Prinzip der Zeitbilder hätte aber auch mit aller Deutlichkeit bis auf die untere Ausstellungsebene durchgehalten werden müssen. Viel bestaunt wird der zwischen den Umgängen liegende „Eisenmann“.



## II.

Die Besonderheit des LTA liegt in der Vermittlung von Zusammenhängen und Kontexten, die bisher weniger Gegenstand in Museen als vielmehr in Ausstellungen waren. Nicht mehr die einzelnen Objekte allein stehen also im Mittelpunkt des Darstellungsinteresses, in unserem Fall etwa eine bestimmte Maschine, sondern z. B. die Veränderung eines Arbeitsprozesses oder der Arbeitsverhältnisse. Überspitzt ausgedrückt könnte man sagen: das zentrale Objekt Maschine dient als Mittel, um Folgen oder Kontexte zu demonstrieren. Dieser Anspruch, Zusammenhänge zu vermitteln, wird dadurch eingelöst, daß Objekte entsprechend ausgewählt und konfiguriert werden, unterstützt von einem graphisch oder durch Inszenierung gestalteten Umfeld. Texte unter Einsatz von AV-Medien verstärken diese Vermittlungsarbeit.

In der Konzeption des Landesmuseums wurde aber von Anfang an ein besonderer Wert auf die Vermittlung durch Menschen gelegt. Vorführtechnikerinnen und -technikern kommt die Aufgabe zu, Arbeit mit Maschinen zu zeigen, zu erklären, technische Erläuterungen zu geben, die das Arbeitsleben betreffen. Erst in zweiter Linie geben Texte Aufschluß, und werden vertiefte Informationen durch andere Medien ergänzt.

Zahlreiche Führungen werden für Besuchergruppen organisiert: Allein zwischen Januar und Ende April 1991 waren es weit über 300 Führungen durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Museums, aber auch durch zwischenzeitlich ausgebildete Honorarkräfte. Diese starke Einbindung des wissenschaftlichen Personals in die alltägliche Vermittlungsarbeit ist in anderen Museen wohl nicht üblich, sie absorbiert auch einen erheblichen Teil der Arbeitskapazitäten, hat jedoch den Vorteil, daß die an Ausstellungen-konzeption und -realisation Beteiligten im-

mer wieder vor Ort mit Besucherbedürfnissen und -reaktionen konfrontiert werden. Nicht nur bei Führungen liegt ein Schwerpunkt der Vermittlung bei den Vorführtechnikerinnen und -technikern. Sie sind es, die ein Ensemble wie das der Spinnerei und Leinewebererei Störr in Elzach zum Leben erwecken: Hier laufen Maschinen nicht vor sich hin, sondern an ihnen wird gearbeitet, technische Abläufe werden demonstriert und fachkundig erläutert. Informationen zum sozialgeschichtlichen Hintergrund – etwa über das System der Familienwirtschaft, in dem die Weberfamilie Störr sich im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung bis in die 1980er Jahre hat behaupten können – gehören ebenfalls zum Repertoire des Vorführpersonals. In diesem Sinne sind am Landesmuseum 18 Vorführtechniker und -technikerinnen tätig, die von der Mühle bis zur Mikrochip-Produktion ihren jeweiligen Bereich in sozialer wie auch technischer Hinsicht erläutern und auf Fragen der Besucher gerne Auskunft geben.

Diese Hinweise auf die Arbeitsweise des neuen Landesmuseums mögen schon ein wenig dazu dienen, Abgrenzungen und Gemeinsamkeiten zu anderen Häusern mit ähnlicher Thematik zu formulieren. In der Planungsphase des Hauses waren für den Planungsstab Besuche anderer Museen und Ausstellungen äußerst lehrreich, machten aber auch deutlich, daß die gewünschte Verzahnung von Technik- und Sozialgeschichte bisher in einem Museum noch nicht realisiert worden war.

Besuche in englischen Industriemuseen etwa erbrachten wichtige Hinweise für die Präsentation von Maschinen, die in anderen Häusern wiederum klärten den Blick für die eigenen Planungen, wie man es selbst besser oder anders machen sollte.

Für die Thematik des Mannheimer Landesmuseums liegt es z. B. nahe, den Versuch des städtischen Museums Rüsselsheim, die Arbeitswelt und Industriegeschichte einer Re-

gion auszustellen, gründlich zu würdigen. Die Rüsselsheimer Bemühungen wurden 1980 mit dem Museumspreis des Europarates ausgezeichnet. Die dort geleistete Aufbereitung der historischen Arbeitswelt mit Mitteln der Inszenierung, der Verknüpfung von zweidimensionalen Großbildern und dreidimensionalen Objekten, die Rückbindung an Formen der Gesellung, des Wohnens und der Familie, alles auf kleinem Raum mit knappen finanziellen Mitteln, war damals ein aufregender und ist heute noch ein sehr anregender Versuch, sich dem Thema der Ausstellung von Arbeitswelt zu nähern.

Mit einem völlig anderen Konzept arbeiten das Rheinische oder das Westfälische Industriemuseum. Sie sind dezentral angelegt, d. h. es werden ganze Fabrikanlagen mit ihrem Umfeld nicht nur unter Denkmalschutz gestellt, sondern auch einer musealen und wissenschaftlichen Nutzung zugeführt. Sie geben immer wieder Anstoß zu der Frage, inwieweit Arbeitswelt überhaupt im Rahmen eines zentralen Museums zu erfassen ist. Sie lehren uns aber auch andererseits, daß letzten Endes eine noch so gut erhaltene Fabrikanlage im Rahmen einer musealen Nutzung selbst zu einer Inszenierung wird. Beide Konzeptionen, die zentrale in einem großen Haus, das auch historische Längsschnitte anbieten kann, wie auch die dezentrale, mit vielen verschiedenen Werkstätten und Fabrikanlagen, haben ihre jeweils eigene Berechtigung. Das Ruhrlandmuseum in Essen oder die oberösterreichische Landesausstellung in Steyr gingen an die Aufgabe, regionale Industrialisierungsprozesse mit allen betroffenen Lebensbereichen historischer Perspektive auszustellen. Der Versuch, in einer „radikalen Bildlichkeit“, eben fast ohne Text auszukommen, überrascht in Essen; in Steyr waren es Inszenierungsideen. Beide zeigten in ihrer Präsentation, daß es um eine mediale Umsetzung geht, wenn Technik und Arbeit im Zusammenhang ausgestellt werden. Es ist nie die Realität von Arbeit im Museum, auch wenn

die museale Kulisse eine ausgediente Fabrik sein sollte. Es handelt sich vielmehr um heute wahrgenommene, durch Forschungsergebnisse belegte, vergangene und gegenwärtige Arbeit, die in ausgewählten, in Bildern und Objekten darstellbaren Aspekten gezeigt wird. Auch dann ist Arbeit und Technik im Museum darzustellen ein schwieriges Unterfangen, denn vieles an Arbeitsprozessen bleibt im Unsichtbaren, manches ist noch gar nicht zureichend erforscht.

### III.

Und dennoch gibt es gewichtige Gründe, den sich wandelnden Zusammenhang von Technik und Arbeit heute ins Museum zu bringen und als Veränderungen der Arbeitswelt zu thematisieren:

1. Die Offenheit des gegenwärtigen Kulturbegriffs sollte den Abschied von Elite-Kulturen erleichtern. Der kulturpolitische Rang von Theatern, Opernhäusern, Gemäldegalerien soll hier nun nicht ausgespielt werden gegen eine Kultur der Arbeit. Doch mit der Berechtigung von großen kulturhistorischen Museen, die, ob absichtlich oder nicht, im wesentlichen die Welt des Adels und des Großbürgertums in ihrem Fundus haben, sollte es auch Häuser geben, die eine Zuständigkeit für Arbeitswelt im weitesten Sinn haben. In der Museumswelt, die noch immer stark durch die Gründungsphase im ausgehenden 19. Jahrhundert geprägt ist, wäre dies auch ein Beitrag zur Demokratisierung der Kultur.

2. Der sich immer schneller vollziehende Wandel in der Arbeitswelt erzwingt geradezu Überlegungen, die klären helfen, was denn eigentlich aufbewahrt und was der Zerstörung anheim gegeben werden soll. Was in den 1920er Jahren von der Deutschen Arbeitsgemeinschaft zur Erhaltung technischer Kul-



turdenkmäler begonnen wurde – technische Denkmäler zu erhalten, zu dokumentieren und als Quellen untergehender Arbeitsformen zu bewerten – hat an Aktualität nichts eingebüßt. Im Gegenteil: Zu vieles ist schon verlorengegangen im Prozeß der Entsorgung des Fortschritts. Wenn hier nicht systematisch gesammelt und bewahrt wird, findet die Überlieferung nur in Klischees von „Schusterwerkstätten“ und „Arbeiterküchen“ statt. An Stelle von Erfahrungswissen verengt sich die Vergangenheit auf Exotismus und Sozialromantizismus. Ein Beispiel aus einem anderen Kontext mag dies verdeutlichen: Die 50er Jahre sind heute kaum seriös ausstellbar, weil Pettycoat, Nierentisch und Musik-Box von nachfolgenden Generationen in modischer Nostalgie und Kommerzialisierung als Bildchiffren bereits mit anderen Konnotationen belegt sind. Auf keinen Fall mit Wiederbewaffnungsdiskussion, Muff, Atomprotest. Wenn Museen auch Volksbildungsanstalten und Orte der Aufklärung sein sollen, dann sind sie verpflichtet, solch klischeehafter Überlieferung entgegenzutreten.

3. Ein Schriftsetzer, der für viele in ähnlicher Situation stehen kann, wird in einer Broschüre des Hamburger Museums der Arbeit wie folgt zitiert:

„Mein eigener Beruf ist in kürzester Zeit fast ‚gestorben‘. Ich finde es sehr wichtig, daß ein kleines bißchen nachbleibt, zur Anschauung für Interessierte. Sonst wissen wir eines Tages mehr über das Leben der Fellachen vor 4000 Jahren, als über das der Väter vor 20 Jahren.“ Hier ist wiederum der Wandel der Arbeitswelt angesprochen, wichtig ist mir in diesem Kontext, „daß ein kleines bißchen nachbleibt.“ Das in einem Arbeitsleben Geleistete wird von der Gesellschaft nur in den Objekten wahrgenommen, die produziert worden sind, also etwa im Auto als verdinglichter Arbeit. Aber welche Prozesse standen dahinter, was wissen wir über die Menschen, die ja genauso wie das Großbürgertum ein Recht

auf kollektive Erinnerung in Institutionen haben?

4. Die Darstellung von Technik und Arbeit im Museum mag auch dazu führen, daß sich andere Publikumskreise ins Museum begeben als bisher üblich. Diese Vermutung findet ihre Bestätigung im Rheinischen und Westfälischen Industriemuseum ebenso wie im Landesmuseum in Mannheim im ersten Halbjahr nach seiner Eröffnung. Vor allem wenn Firmen und Gewerkschaften die Anregung geben, werden diese Museen die Schwellenangst vor dem Besuch solch einer Bildungsanstalt abtragen.

5. Innerhalb des Museumswesens scheint es notwendig, dem übermächtigen Deutschen Museum in München mit nahezu eineinhalb Millionen Besuchern pro Jahr eine andere Perspektive entgegenzusetzen. Die Geschichte von den Meisterwerken der Technik und deutscher Ingenieurkunst hat zweifelsohne ein Recht auf eigene Darstellung. Sie wurzelt in der Tradition der Jahrhundertwende, als es um die Emanzipation der Technik als kultureller Leistung ging und um die gesellschaftliche Emanzipation der Ingenieure.

Die Entwicklung technologischer Abfolgen, fast im Sinne eines historischen Patentamtes in Objekten, ist als eine engere Technikgeschichte spannend zu entdecken; und so gehören die „großen“ Erfinder auch in das Münchener Haus. Etwas ganz anderes ist es, gesellschaftliche Kontexte herzustellen, in denen bestimmte Maschinen entwickelt wurden, ja, die bestimmten Erfindungen erst zum Durchbruch verhelfen und andere scheitern ließen. Der Linearität technischer Entwicklung gilt es zu widersprechen. Die Menschen, die mit diesen Maschinen gearbeitet haben, haben mal in Abhängigkeit, mal in Widerständigkeit einen eigenen Umgang damit entwickelt, der auf jeden Fall zu einer anderen Betrachtung der Maschinenwelt führt als sie das Deutsche Museum nahelegt.

Hinzu kommt, daß Krisen und soziale Spannungen in der hochindustrialisierten Welt nach dem Zweiten Weltkrieg Anlaß gaben, über die historische Funktion der Technik und über ihre Rolle in den Industriegesellschaften neu nachzudenken. Dies entspricht den Forschungs- und Darstellungsinteressen jener Museen, die mit industriekultureller Orientierung in den vergangenen Jahren gegründet wurden.

Insofern ergibt sich allmählich eine gewisse Arbeitsteilung zwischen den Museen in Berlin (Museum für Verkehr und Technik), Hamburg (Museum der Arbeit), Oberhausen und Dortmund (Rheinisches und Westfälisches Industriemuseum) und schließlich in Mannheim mit dem Museum für Technik und Arbeit. Die vielen kleineren Museen, die sich mit Engagement ebenfalls dieser Thematik mit eigenen Schwerpunkten angenommen haben, wie das Stadtmuseum in Schramberg oder in Rüsselsheim, dürfen keinesfalls unerwähnt bleiben.

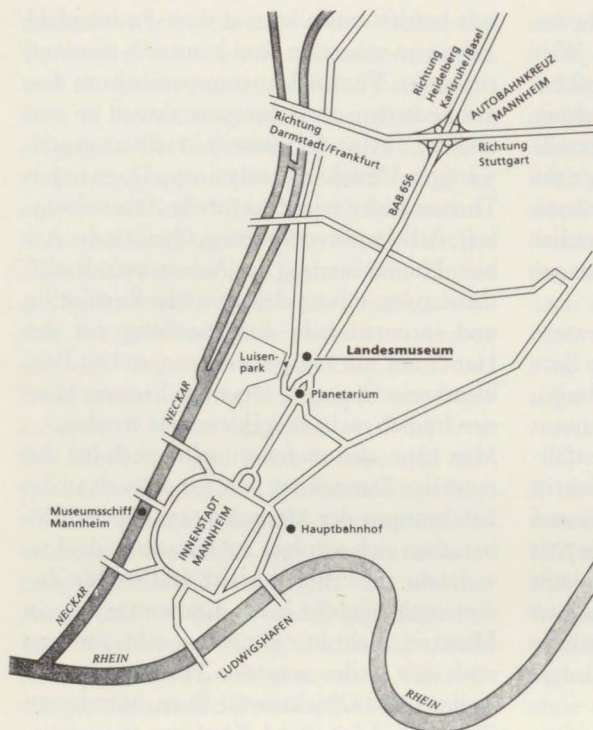
6. Arbeitswelt im Museum kann die Institution Museum nicht unberührt lassen. Arbeit erscheint als zentrale Kategorie für eine historische und museale Darstellung des Wandels der Industriegesellschaft besonders geeignet, weil in der Geschichte der Arbeit sich technologische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklungen verknüpfen und gerade von daher eine differenzierte Sicht der Lebensverhältnisse im Prozeß der industriellen Entwicklung möglich ist. Nur ist die Arbeitswelt nichts in sich Abgeschlossenes wie die Möbel der Biedermeier-Zeit oder die Lokomotiven einer bestimmten Baureihe. Ar-

beit betrifft uns alle, und dem Problemfeld Arbeit im weitesten Sinn kann sich niemand entziehen. Für die Museumspraxis kann dies nur bedeuten, zunächst ganz aktuell zu sein und das Thema Arbeitswelt in seinem gegenwärtigen Umfeld zu analysieren. Dann liegen Themenfelder wie strukturelle Arbeitslosigkeit, Arbeitszeitverkürzung, Qualität der Arbeit, Humanisierung der Arbeitswelt, Rationalisierung, mikro-elektronische Revolution und internationale Arbeitsteilung auf der Hand, um nur einiges zu nennen. Die Problemkreise Energie, Umwelt, Freizeit können freilich nicht ausgeklammert werden.

Man kann also und man sollte auch bei der musealen Darstellung von Arbeitswelt an die Erfahrungen der Menschen anknüpfen. Die beziehen sich weniger auf einzelne Objekte, vielmehr auf Problemkreise und soziale Zusammenhänge! So heißt dies weiter für ein Museum, nicht nur aktuell zu sein, sondern auch sich in der musealen Präsentation von weihvollen Objekten zu lösen, stattdessen Zusammenhänge und Kontexte zu vermitteln, die bisher weniger Gegenstand in Museen waren.

Ein Museum, das Arbeitswelt thematisiert, wird damit zu einem Ort gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen in historischer Informiertheit. Gerade die historische Dimension macht deutlich, daß gegenwärtige Verhältnisse das Ergebnis menschlichen Handelns unter sich wandelnden historischen Bedingungen sind. Das Museum kann somit zu einer phantasievolleren, kreativeren Auseinandersetzung mit der Arbeitswelt in Gegenwart und Zukunft beitragen.





### Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag 10-17 Uhr

Mittwoch 10-20 Uhr

Montag geschlossen

Für Schulklassen in Begleitung von Lehrern ist der Eintritt frei.

### Führungen:

Anmeldungen zu Führungen werden unter 0621/292-4730 angenommen.

Eine Führung umfaßt maximal 30 Teilnehmer.

### Verkehrsanbindung/Verkehrsmittel:

BAB-Ausfahrt Mannheim-Mitte,

Abfahrt Landesmuseum/SDR;

Straßenbahnlinie 47 Hbf-Neustheim, Haltestelle "Landesmuseum".

### Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim

Museumsstraße 1, W-6800 Mannheim 1

## Umnutzung von Scheunen

Erik Roth, Freiburg

Das Hauptanliegen der Denkmalpflege ist die Erhaltung der denkmalwerten Gebäude – so auch Scheunen – in ihrem überlieferten Erscheinungsbild und ihrer originalen Substanz. Dies ist kein Selbstzweck: Wir sehen die Gebäude als Zeugnisse der Geschichte, die uns Auskunft geben über die früheren Bauformen und Bauweisen und die ursprüngliche Nutzung, aber auch über bauliche und funktionale Veränderungen im Laufe ihres Bestehens. Wir möchten diese Geschichtszeugnisse möglichst unverfälscht an die nachfolgenden Generationen weitergeben, damit auch sie später die Möglichkeit haben, sich unmittelbar, anhand der Objekte, mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen und nicht nur aus unserer schriftlichen, zeichnerischen oder photographischen Überlieferung, „aus zweiter Hand“, davon zu erfahren.

Für die Beurteilung des Denkmalwertes ist es von großer Bedeutung, in welchem Umfang der geschichtliche Inhalt am Objekt selbst noch ablesbar ist. Es ist klar, daß der historische Zeugniswert um so geringer ist, je stärker das Gebäude verändert wurde, je mehr von der originalen Bausubstanz verloren ging. Eine Scheune gibt Auskunft über die landwirtschaftliche Produktionsweise an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit. An der Zuordnung zum Wohngebäude ist die enge funktionale Verknüpfung von Wohnen und Arbeiten ablesbar, die charakteristisch für das Leben im Dorf ist. Können diese Inhalte auch noch von Scheunen vermittelt werden, die nicht mehr ihre ursprüngliche Funktion haben, die umgenutzt und entsprechend umgebaut wurden? Dies wird nur dann der Fall sein, wenn auch bei einer

neuen Nutzung wesentliche Merkmale des historischen Gebäudes erhalten bleiben.

Die Gestalt der Scheune ist von der Anlage des Hofes abhängig, zu dem sie gehört. Sie kann im Anschluß an das Wohnhaus bzw. den Wohnteil und unter einem Dach mit diesem errichtet worden sein oder als selbständiger Baukörper, als Teil einer Scheunenreihe oder freistehend auf dem Grundstück. Unabhängig davon sind die Scheunen<sup>1)</sup> durch eine Reihe von Gemeinsamkeiten gekennzeichnet: Die Wandflächen sind weitgehend geschlossen. Das große Scheunentor ist meist an der Längsseite angeordnet, die der Straße oder dem Wirtschaftshof zugewandt ist. Ist eine Durchfahrt vorhanden, weist die rückwärtige Längswand ein entsprechendes Tor auf. Wurde ein Stall mit einbezogen, so ist er an den kleinformatigen Öffnungen der Stalltür und -fenster ablesbar. Die großen Dachflächen sind durch keine Dachaufbauten unterbrochen. Vor allem die freistehenden Scheunen zeichnen sich häufig durch ihre beachtliche Baumasse aus. Bauten, die diese Kennzeichen aufweisen, sind bereits von außen leicht als Wirtschaftsgebäude zu erkennen; sie unterscheiden sich deutlich von den Wohngebäuden. Im Innern finden wir einen großen, bis ins Dach offenen Raum vor. Wenn ein Stall vorhanden ist, ist er in dieses Volumen eingestellt.

Können diese Merkmale bei einer Umnutzung erhalten werden, so daß die frühere Funktion des Gebäudes erkennbar bleibt? Dies wird am ehesten möglich sein, wenn eine neue Nutzung gefunden wird, die ähnliche

\* Hier ist an Scheunen von Höfen am Ober- und Hochrhein oder auf der Baar gedacht, nicht an Wirtschaftsteile von Schwarzwaldhöfen.





*Merdingen, Zehntscheuer. Trotz Umnutzung ist das Gebäude in seiner historischen Form und Substanz erhalten geblieben.*

Ansprüche an das Gebäude stellt wie die ursprüngliche, eine Nutzung, der ein großer, hoher, nicht unterteilter Raum entgegenkommt und die mit eingeschränkter natürlicher Belichtung auskommt. Hier bieten sich verschiedene Möglichkeiten an. Aus der Sicht der Denkmalpflege ist entscheidend, welche Auswirkungen die gewählte Nutzung auf die überlieferte Form und Substanz der Scheune und damit auf ihren geschichtlichen Zeugniswert hat.

Veränderungen können auf ein Mindestmaß beschränkt werden, wenn die Scheune weitgehend museal, z. B. im Rahmen eines Heimatmuseums oder als Fest- und Versammlungsraum einer Gemeinde genutzt wird. Durch einen konsequenten Verzicht auf Winternutzung und damit auf einen hohen Ausbaustandard mit Heizung, Wärmedämmung usw. lassen sich aufwendige Eingriffe in die

Bausubstanz vermeiden. Nach Möglichkeit sollten die notwendigen Funktionsräume, vor allem Naßräume, außerhalb des Gebäudes vorgesehen werden. Allerdings können solche Nebenräume auch – zu einem Block zusammengefaßt – in das große Volumen der Scheune eingestellt werden, ohne den ursprünglichen Raumeindruck zu zerstören. Die Zehntscheuer in Merdingen, die dem neuen Bürgerhaus zugeordnet ist (Abb. 1 und 2) und die Scheune des Landwirtschaftsmuseums in Weil am Rhein/Alt-Weil sind gelungene Beispiele für eine solche Umnutzung. Sie zeigen, daß ein bescheidener Ausbaustandard nicht nur die Baukosten gering hält, sondern auch der Erhaltung des Kulturdenkmals in seinem ursprünglichen Charakter zugute kommt.

Ein viel größeres Maß an Veränderungen wird erforderlich, wenn das alte Wirtschafts-



*Merdingen, Zehntscheuer. Trotz Umnutzung ist das Gebäude in seiner historischen Form und Substanz erhalten geblieben.*





*Lörrach-Tumringen. Die Glasflächen im Dach beeinträchtigen zwar die Geschlossenheit der Dachfläche; die frühere landwirtschaftliche Nutzung des Gebäudeteils ist aber noch ablesbar.*

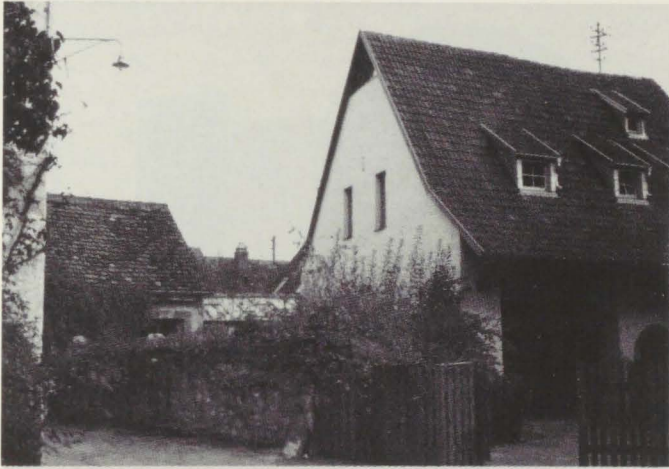
gebäude zum ständigen Aufenthalt von Menschen eingerichtet werden soll, unabhängig davon, ob es sich um eine öffentliche oder um eine private Nutzung handelt. Bei einer Gemeindebibliothek, einem Gewerbebetrieb wie der Druckerei in Weil-Ötlingen, Läden oder einem Café bleibt der große Scheunenraum erlebbar. Durch den Ausbau mit verglasten Toren, neuen Bodenbelägen u. ä. und die funktionsbedingten Einbauten geht allerdings der Charakter eines landwirtschaftlich genutzten Gebäudes leicht verloren.

Ein Konflikt mit den Belangen der Denkmalpflege zeichnet sich vor allem dort ab, wo in einem Wirtschaftsgebäude Wohnungen eingerichtet werden sollen. Bei den Höfen waren Wohn- und Wirtschaftsteil bzw. -gebäude zwei in Nutzung und baulicher Gestaltung deutlich voneinander unterschiedene Einheiten, auch dann, wenn im Wirtschaftsteil Gesindekammern untergebracht waren. Soll das Gebäude seine Bedeutung als Geschichtszeugnis beibehalten, muß gerade dieser Unterschied ablesbar bleiben – auch wenn beide Teile heute zum Wohnen genutzt werden.

Dies bedeutet nicht, daß die neue Wohnnutzung beim Wirtschaftsgebäude nicht in Erscheinung treten darf. Wesentliche Merkmale des überlieferten, von der landwirtschaftlichen Nutzung bestimmten Erscheinungsbildes müssen aber beibehalten werden.

Im allgemeinen wird eine alte Scheune nach einer Umnutzung zu Wohnzwecken nur dann noch als solche zu erkennen sein, wenn sich der Eigentümer mit einer verhältnismäßig geringen Ausnutzung des Baukörpers begnügt. Gerade im ländlichen Raum ist auch bei einer reinen Wohnnutzung des Hofes genügend Raum zum Abstellen, Werken und als Reserve für zukünftige Erweiterungen willkommen. Wenn der Scheunenraum zumindest in einem Abschnitt – möglichst im Bereich der Toreinfahrt – in der gesamten Höhe offen bleibt, wird die frühere Nutzung auch nach dem Umbau ablesbar und der Raumeindruck weiterhin erlebbar sein (vgl. Abb. 5).

Wird dagegen eine Scheune durch mehrere Zwischendecken bis ins Dach hinein unterteilt, werden ihre bis dahin geschlossenen



*Schallstadt.*

Wandflächen durchfenstert und ihre einheitlichen Dachflächen durch mehrere Reihen von Gauben durchbrochen, läßt sie kaum noch Rückschlüsse auf ihre ursprüngliche Gestalt und Nutzung zu. Die Verwendung historischer Bauformen – Öffnungen mit Gewänden, Sprossenfenster, Einzelgauben usw. – führt den Betrachter noch mehr in die Irre: Diese Elemente weisen nicht auf ein Wirtschaftsgebäude, sondern auf ein Wohnhaus hin. Auch wenn es nun ein historisches Wohnhaus zu sein scheint, ist sein geschichtlicher Zeugniswert als Scheune – und damit auch sein Denkmalwert – verlorengegangen.

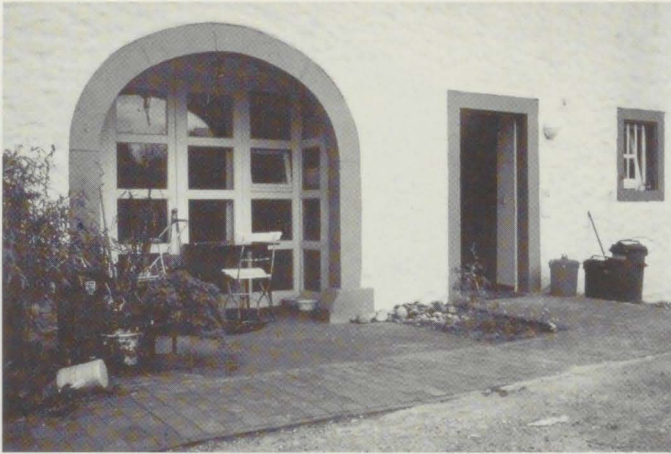
Werden stattdessen für die Öffnungen nicht-historische Formate, für die Fenster und Türen moderne Materialien und Bearbeitungstechniken gewählt, die sich von den Bauteilen der alten Scheune abheben, ohne sie abzuwerten, wird für den Betrachter erkennbar, daß es sich um ein altes landwirtschaftliches Gebäude handelt, das eine neue (Wohn-) Nutzung erhalten hat (Abb. 3–7). So bleibt es – zumindest in seiner äußeren Gestalt – ein

Zeugnis für die frühere landwirtschaftliche Nutzung.

Bei den bisherigen Überlegungen haben wir nur das Einzelobjekt betrachtet. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß das einzelne Gebäude auch einen Zeugniswert als Teil des historischen Ortsgefüges hat. Wo z. B. der Ort durch eine Scheunenreihe hinter den Wohnhäusern abgeschlossen wird, kommt der einzelnen Scheune innerhalb dieses Zusammenhangs eine besondere Bedeutung zu. Oft ist auch eine einzelne freistehende Scheune allein schon durch ihr Bauvolumen ortsbildprägend. In welchem Umfang wird dies von der Denkmalpflege berücksichtigt? Ist in einem solchen Zusammenhang auch ein stark verändertes Wirtschaftsgebäude aus der Sicht der Denkmalpflege erhaltenswert?

Nach dem baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz sind Kulturdenkmale „Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“ (§ 2 DSchG). Städtebauliche Gründe





Weil a. Rh. – Alt-Weil.

sind hier nicht als Kriterium mit angeführt. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, daß die Kulturdenkmale nur einen Teil der erhaltenswerten Gebäude in einem Ort ausmachen. Neben den Kulturdenkmälern gibt es meist eine Reihe weiterer Gebäude, die für das Ortsbild von Bedeutung sind und die aus städtebaulichen Gründen erhaltenswert sind. Will eine Gemeinde ihr historisches Ortsbild schützen, kann sie dazu Festsetzungen auf der Grundlage des Baugesetzbuches oder der Landesbauordnung treffen. Das Denkmalschutzgesetz bietet nur dann eine Rechtsgrundlage, wenn es sich um ein Straßen-, Platz- oder Ortsbild handelt, an dessen Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen, oder heimatgeschichtlichen Gründen ein **besonderes** öffentliches Interesse besteht. Eine solche Gesamtanlage kann von der Gemeinde durch Satzung unter Denkmalschutz gestellt werden (§ 19 DSchG)

Auch innerhalb einer Gesamtanlage ist zwischen Kulturdenkmälern und anderen Gebäuden zu unterscheiden, die für das Erscheinungsbild der Gesamtanlage von Bedeutung sind, selbst aber keine Denkmaleigenschaft besitzen. Bei solchen Gebäuden brauchen

Umbaumaßnahmen nicht den Anforderungen zu genügen, die an Kulturdenkmale gestellt werden. Es muß aber gewährleistet sein, daß das Bild der Gesamtanlage dadurch nicht erheblich beeinträchtigt wird. Wo die Scheunen für das geschützte Ortsbild von besonderer Bedeutung sind, wie z. B. in Weil-Ötlingen oder Alt-Weil, wird man darauf achten, daß auch Scheunen, die keine Kulturdenkmale sind, bei einer Umnutzung als frühere Wirtschaftsgebäude erkennbar bleiben.

Besser als jede gesetzliche Regelung wirkt sich aber der Fortbestand der landwirtschaftlichen Nutzung auf die Erhaltung der Scheunen und anderer Wirtschaftsgebäude aus. Das Weiterführen der Landwirtschaft im Familienbetrieb, sei es auch nur zum Nebenerwerb oder zur Landschaftspflege, bietet die besten Voraussetzungen für die Bewahrung des kulturellen Erbes und damit auch der Baudenkmale und schutzwürdigen Ortsbilder im ländlichen Raum. Dafür wird man von seiten der Denkmalpflege manche Veränderung in Kauf nehmen müssen, die für den weiteren Betrieb erforderlich ist. Wo der landwirtschaftliche Erwerb aber aufgegeben wird, wird dies unweigerlich auch in der bau-



*Lörrach-Tülingen. Das Volumen der alten Scheune ist im Wohnraum noch erlebbar.*





lichen Erscheinung des Dorfes zum Ausdruck kommen. Es wäre eine Selbsttäuschung, wenn wir meinten, dies durch eine verschärfte planungs- oder denkmalrechtliche Handhabung verhindern zu können.

Zum Schluß noch ein besonderes Anliegen der Denkmalpflege: Wenn ein landwirtschaftlicher Betrieb nicht mehr weitergeführt

wird, stellt sich schon bald die Frage nach der Erhaltung der alten Wirtschaftsgebäude. Hier sollte nicht voreilig gehandelt werden. Solange ihre weitere Instandhaltung mit vertretbarem Aufwand möglich ist – vor allem muß das Dach dicht bleiben! –, sollte auch ein zeitweiliger Leerstand in Kauf genommen werden, damit nicht Chancen für eine spätere sinnvolle Nutzung vertan werden.

# Beobachtungen zur Überlieferung, Dokumentation und zu Rekonstruktions- versuchen der Farbigkeit mittelalterlicher Städte – aufgezeigt am Beispiel der Stadt Villingen

*Frank T. Lensch, Freiburg*

Noch bis vor mehr als einem Jahrzehnt waren die Kenntnisse über die Farbigkeit von Bürgerhäusern in mittelalterlichen Städten beschränkt auf die Quellen, die die wenigen zeitgenössischen Darstellungen boten, deren Authentizität aber stets fragwürdig blieb.<sup>1)</sup> Wenn wir uns die Dokumentationslage hinsichtlich der malerischen bzw. graphischen Überlieferung vergegenwärtigen, müssen wir feststellen, daß die Darstellungen von Landschaften und Städten bis zum Ende des Mittelalters ausschließlich der christlichen Kunst zur Beschreibung des Ortes der dargestellten heiligen Handlung etc. diente; dazu waren nur einzelne, symbolhafte Zeichen notwendig: Ein Haus, ein Baum, ein Strauch, ein Fels etc. Erst vom 16. Jh. an entwickelten sich hieraus eigene Bildgegenstände, die Darstellungen beginnen sich von der Abstraktion zu lösen, eine möglichst getreue Wiedergabe des zu sehenden wird angestrebt. Dennoch: Bei Darstellungen von Städten und ihrer Farbigkeit bleibt vieles schemenhaft. Eindeutige Farben werden nur bei Dächern angegeben, das Rot bei Ziegeldächern wird differenziert angelegt, Schiefer und Schindel werden in blauen bis schwarzen Tönen markiert.<sup>2)</sup> Die Farbigkeit der Hausfassaden wird ebensowenig definiert wie die Außenwandfarbigkeit der Sakral- oder Festungsbauten, eine Merkwürdigkeit, die bis ins späte 19. Jh. hinein zu beobachten ist. Dabei erweist es sich als irrelevant ob es sich bei den Stadtansichten

um Kosmographien, Ingenieurzeichnungen, Ereignisdarstellungen, Veduten oder Prospekte handelt. Als Beispiel aus dem badischen Raum darf hierfür der Plan des Freiburger Territoriums von J. Korntalwer von 1607/08 (Öl auf Leinwand, Freiburg, städtische Sammlungen) gelten. Sämtliche Häuserwände werden in einem gebrochenen Weiß dargestellt, lediglich das Münster und einige Wehrtürme in einem blassen Ocker (!), die Dächer sind einheitlich rot bis auf das des Münster-Langhauses. Auch bei wesentlich detaillierteren Wiedergaben der individuellen Hausarchitektur bleibt die Angabe von Außenfarbigkeit weitgehend pauschal.<sup>3)</sup> Diese Beobachtungen erlauben jedoch keineswegs den Schluß, die mittelalterliche Stadt sei farblich weitgehend von unterschiedlichen hellen Grautönen der Hausfassaden geprägt,<sup>4)</sup> wie dies die in dem letzten Jahrzehnt verstärkter durchgeführten Farbbefunduntersuchungen an mittelalterlichen Putzen und Putzfragmenten an mittelalterlichen Wohngebäuden, Monumental- und Sakralbauten zeigen. Auch für Villingen ergibt der Bestand der überlieferten Stadtansichten des 16. und 17. Jahrhunderts keinen Hinweis auf eine signifikante Farbigkeit.<sup>5)</sup> Dies gilt für die mehr symbolhafte Darstellung auf der Rottweiler Pirsch-Gerichtskarte des David Rötlin von 1564 (Rottweil, Heimatmuseum) ebenso wie für die kolorierten Zeichnungen des kaiserli-



chen Ingenieurs Johann Baptist Gump aus der Zeit um 1700 (Karlsruhe, Generallandesarchiv).

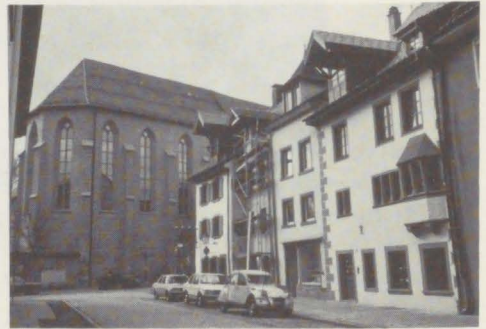
Farbbefunduntersuchungen durch speziell ausgebildete Restauratoren an den Außenwänden von historischen Gebäuden, gemeint ist eine systematische Untersuchung der einzelnen Farb- und Putzschichten und deren materieller Zusammensetzung, bringen insbesondere für das Mittelalter verständlicherweise nur selten eindeutig datierbare Ergebnisse, und wenn solche Befunde vorliegen sind Farbnuancen selten faßbar. Eine Auswertung vieler Farbbefundproben und deren mikroskopischer und analytischer Untersuchungen ist in vielen Fällen im Hinblick auf ihre Glaubwürdigkeit unerlässlich.

Vermutlich ist es dem geringen Wohlstand der Villingener Bürger im Spätmittelalter und insbesondere im 18. Jh. zu verdanken, daß bei Hausinstandsetzungen – ganz im Gegensatz etwa zu Rottweil und Konstanz – die alten Putze in der Mehrzahl erhalten und lediglich überputzt wurden.

Ausgehend von einem spektakulären Farbbefund<sup>6)</sup> aus der Zeit um 1300 am Chor der ehemaligen Franziskanerklosterkirche werden seit Beginn der 80er Jahre in Villingen bei Putzernerneuerungen im Altstadtbereich systematisch durch qualifizierte Restauratoren<sup>7)</sup> Farbbefunduntersuchungen durchgeführt und erhaltene Putzflächen als „Primärdokumente“ gesichert und zur weiteren Konservierung erneut überputzt.

Die Außenfassung der Franziskanerklosterkirche, ein vollständiger Putzbau, nimmt die graue, im Zuge der Innenrestaurierung freigelegte Quadermalerei an den Chorinnenwänden auf, überträgt diese jedoch in einen backsteinroten Farbton. Da die graue und die rote Quadermalerei jeweils als erste Fassung (erster Anstrich) des Putzes nachgewiesen werden konnte und zwischen Putzoberfläche und Fassung keine nennenswerten Verschmutzungen festgestellt werden konnten, darf wohl die Quadermalerei in Zusammen-

hang mit der Vollendung der Klosterkirche gebracht werden und die Datierung in die Zeit um 1300 als gesichert angesehen werden. Eine gleichartige rote Quaderung über alle Außenflächen des Bauwerks hinweg konnte bei der Außeninstandsetzung des Villingener Münsters im Jahre 1979 gleichfalls nachgewiesen werden.<sup>8)</sup>



*Brunnenstraße 42*

Während am Münster aufgrund der baugeschichtlichen Gegebenheiten die Steinsichtigkeit erhalten blieb, wurde an der Franziskanerklosterkirche die mittelalterliche Farbigekeit rekonstruiert. Insbesondere der Chor der Kirche erhielt hierdurch eine ungeahnte städtebauliche Wirkung und Bedeutung.

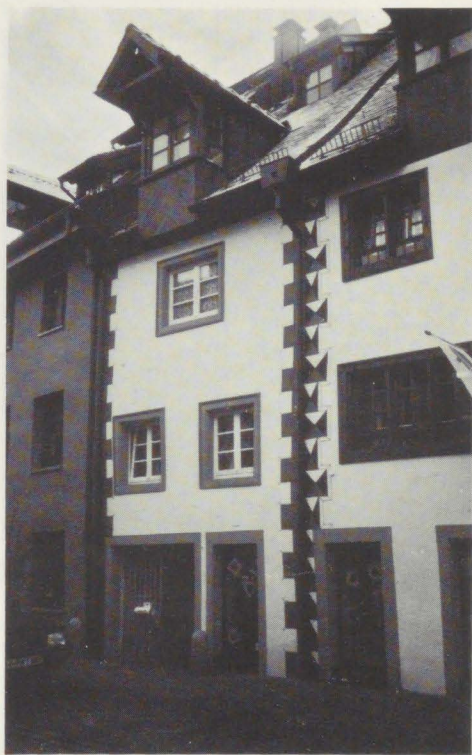
Infolge der Aufwertung des Quartiers im Rahmen der Sanierung des Franziskanerklosters wurden in nächster Nähe eine Vielzahl von Objektsanierungen durchgeführt. Die Farbbefunduntersuchungen an den originalen Putzen der in einer Zeitspanne vom ausgehenden 14. Jh. bis zum frühen 16. Jh. errichteten Häuser, ergaben eine ungeahnte Farbigekeit und eine Vielzahl von Dekorationsmotiven. Dies ist um so erstaunlicher, als dieses Quartier (Riet) weitab vom Straßenkreuz, eine eher untergeordnete Rolle im Straßen- und Stadtbild spielt und sich als Wohnquartier von kleinen Handwerkern baulich stark von den Quartieren der wohlhabenden Villingener Bürger abhebt.

Im Rahmen der erwähnten Objektsanierungen wurde die Farbigkeit des Anwesens Brunnenstraße 48, einem Gebäude, das unmittelbar vor der östlichen Flanke des rot gequadrerten Franziskanerchores steht und heute wieder an den Außenwandflächen ein helles Kupferoxydgrün aufweist. Die Fensterumrahmungen hierzu sind – entsprechend den restauratorischen Untersuchungen – etwas dunkler abgesetzt und mit einem schwarzen Begleitstrich versehen.

Bei der sich südlich vom Chor der Franziskanerkirche anschließenden Häuserzeile wurden sechs Häuser auf ihre Farbigkeit zur Erbauungszeit hin untersucht. Dabei ergab sich ein erstaunlich farbenfrohes Bild: Am Anwesen Rietgasse 4, eine graue Quaderung, etwa entsprechend der Quaderung im Inneren des Chores der Franziskanerkirche, daneben ein sehr schmales Haus (Nr. 6) mit einer rot/schwarzen Eckquaderung mit prismatischer Aufteilung. Diese Quaderung wiederholt sich bei der Fensterumrahmung. Das darauf folgende Haus, ebenfalls extrem schmal, weist eine englisch rote Eckquaderung mit schwarzen Begleitstrichen auf. Die Fensterumrahmungen sind ebenfalls englisch rot und werden gleichfalls von einem schwarzen Begleitstrich eingefasst. Bei beiden Häusern ist ein hellbeiger Fassadenfarbton nachweisbar. Besonders erstaunlich ist die ursprüngliche Farbigkeit des darauf folgenden Anwesens (Nr. 10). Hier wurde eine rote Backsteinimitation mit dunkelroten Fugenstrichen über die gesamte Putzfläche reichend festgestellt, wobei besondere Einfassungen der Fenster nicht gefunden werden konnten. Hier darf darauf hingewiesen werden, daß in Rottweil und in Konstanz Backsteinimitationen – allerdings als Gefachmalerei in Fachwerkgeschossen – ebenfalls aufgefunden und dokumentiert wurden.

Die folgende Hausfassade (Rietgasse 12) ausweislich der Hauskonstruktion wohl dem frühen 16. Jh. entstammend war in ihrer Erstfassung im Grundton in einem hellen Rosa

gestrichen und wies beidseitig etwa 50 cm breite, rötliche gemalte Eckpilaster mit dunkelroten senkrechten Begleitstrichen auf. Der gleiche Grundton wiederholt sich bei dem letzten Haus dieser Zeile. Aufgrund starker baulicher Veränderungen im Bereich der Fenster und Putzerneuerungen an den Hauskanten konnten an diesem Gebäude leider keine Auskünfte darüber gewonnen werden, inwieweit eine Eckquaderung vorhanden gewesen sein mag. Die weitgehende Gleichzeitigkeit dieser Farbigkeit konnte aufgrund von Putzzusammensetzungen, Überschneidungen, Verzahnungen und Verschmutzungen an den Putzflächen erkannt werden.



Rietgasse



Der etwas grellen Farbigkeit dieses Quartiers stand offensichtlich die etwas zurückhaltendere Gebäudefarbigkeit am Münsterplatz gegenüber. Dem ehemals mit einer roten Quaderung überzogenen Münster standen, soweit bislang nachweisbar, Häuser mit weitgehend hellen bis weißen Grundflächen gegenüber. Das nahe an den Münsterchor heranreichende sogenannte Sudhaus wies, soweit vor Entfernung des alten Putzes noch erkennbar, neben der hellen Grundfläche eine hellgraue Eckquaderung mit versetzten „Steinen“ auf. Eine gleiche Farbzusammenstellung konnte am Eckgebäude zur Pfarrgasse nachgewiesen und dokumentiert werden. Allerdings treten hier anstelle der Eckquaderung hellgraue Eckpilaster mit schwarzen Begleitstrichen auf. Die Fensterrahmungen waren ursprüng-

lich rußschwarz gestrichen. Das daneben stehende Gebäude, die Kaplanei, hatte dagegen eine braunrote/schwarze prismenförmige Eckquaderung, die in einer Korbbogenform unterhalb der Traufe fortgesetzt wurde. Ferner wies dieses Gebäude an zentraler Stelle der Fassade ein Wandgemälde auf, das wohl ursprünglich eine Mariendarstellung zum Inhalt hatte, jedoch im Barock übermalt wurde. Ausdrücklich soll noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die aufgeführten Farbigkeiten der Fassaden sich unter vielen neueren Putzschichten außergewöhnlich intensiv gehalten haben und aufgrund von Verschmutzungen und Wiederholungen der gleichen Farbigkeit davon ausgegangen werden kann, daß die Gebäude bis in das 17. Jahrhundert hinein ihr farbiges Erscheinungsbild nur unwesentlich verändert haben.

Bei der Rekonstruktion der Farbigkeit des Mittelalters an den Handwerkerhäusern der Villinger Riedgasse und den Bürgerhäusern des Münsterplatzes ging es nicht darum, die Geschichtlichkeit der Objekte zu Gunsten eines „Urzustandes“ aufzugeben – also die baulichen Veränderungen der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte rückgängig zu machen<sup>9)</sup> – es ging vielmehr darum mit Hilfe der rekonstruierten Farbigkeit historisch gewachsene städtebauliche Zusammenhänge aufzuzeigen und den letztlich – objektbezogenen und städtebaulich – entwerteten Wohnhäusern ihre Wertigkeit im Stadtgefüge zurückzugeben.

Wie ist nun aber diese Diskrepanz zwischen Stadtbilddarstellungen und tatsächlich nachweisbarer Farbigkeit zu erklären? Die Intensität der Farbbefunde erlaubt nicht den naheliegenden Schluß, daß die Kalkfarben schnell verblaßten bzw. ausgewaschen und deshalb leicht außer acht gelassen werden konnten. Es besteht eher der Verdacht, daß zu der Zeit, in der die Darstellung zu einer eigenständigen Kunstgattung erwuchs, die kräftige mittelalterliche Stadtfarbigkeit als unzeitgemäß empfunden wurde und daher die Neigung be-



Rietgasse

stand, „Idealbilder“ zu schaffen. Die von der Intensität her wesentlich zurückhaltenden Farbbefunde aus dem ausgehenden 17. und 18. Jh. scheinen diese Vermutung zu bestätigen.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> vgl.: Friedrich Kohler und Manfred Koller: Farbigkeit der Architektur in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. VII, München, 1981 (!)

<sup>2)</sup> vgl. hierzu: „Constancia“ (Die Stadt Konstanz von der Seeseite) in: Hartmut Schedels Weltchronik, Holzschnitt, koloriert, 1493

und: Heidelberg mit dem Hortus Palatinus, dem Schloß und Blick auf die Rheinebene, Ölbild von Jaques Fouquières, 1620, Kurpfälzisches Museum, Heidelberg

<sup>3)</sup> „Konstanz“, Aquarell, wohl von Nikolaus Kalt, um 1600, Rosgartenmuseum, Konstanz

<sup>4)</sup> Karl Keller tut dies für Winterthur in seinem Aufsatz: Farbe im Stadtbild in: Von Farbe und Farben, Albert Knöpfli zum 70. Geburtstag, Zürich, 1980

<sup>5)</sup> vgl. Material hierzu in: Max Schefold, Alte Ansichten aus Baden, Bd. 1 (Tafelband) und Bd. 2, herausgegeben von der Kommission für geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg, Weissenhorn, 1971

<sup>6)</sup> Die Untersuchungen wurden durch den Restaurator Claus Hildebrand (+), Kandern, durchgeführt.



Münsterplatz, Kronengasse 2

<sup>7)</sup> Die in der Folge genannten Untersuchungen wurden durchgeführt von Studierenden des Institutes für Technologie der Malerei, Stuttgart, den Mitarbeitern der Firmen E. Onnen und O. Seidenath, Bamberg, O. Warmuth, Ulm, F. Lorch, Sigmaringen und B. Badszuhn, Willstätt

<sup>8)</sup> Die Untersuchung führte F. Lorch, Sigmaringen, durch.

<sup>9)</sup> An dieser Stelle sei den Architektenbüros E. Fuhrer und Döhring und Partner (Herr Hupfer) und selbstverständlich auch den Eigentümerinnen und Eigentümern der genannten Anwesen für die konstruktive Zusammenarbeit und die Bereitschaft sich in das Abenteuer „Farbe“ einzulassen, herzlich gedankt!





*Tauberbischofsheim, Untere Gasse 2, Handwerker- oder Kleinbauernhaus mit Stallungen und Ökonomieräumen im EG (bez. „Georg Dilman/1591“), abgebrochen, Aufn. 1988.*

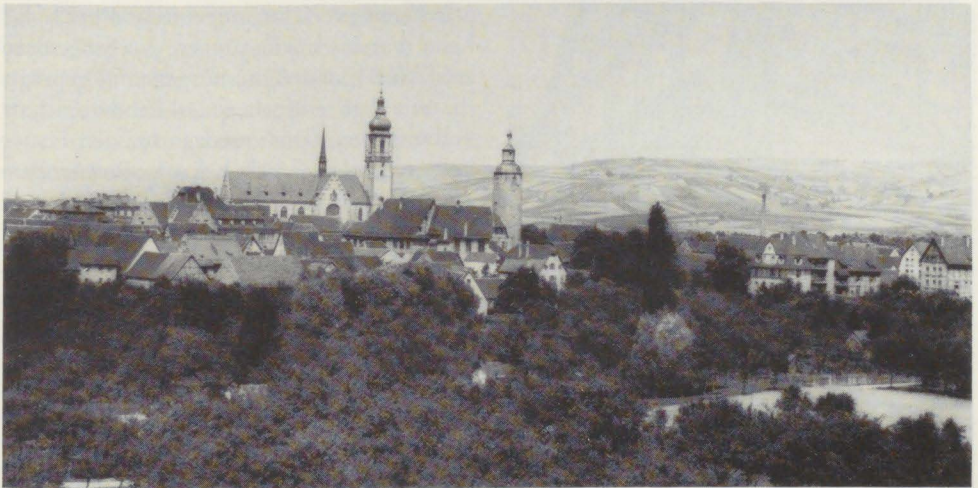
# Alte Häuser in Tauberbischofsheim

Anmerkungen zur Stadtbaugeschichte anlässlich der  
Denkmallisten-Bearbeitung

*Thomas Lutz, Freiburg*

Denkmalkennntnis ist die Voraussetzung für Denkmalschutz und Denkmalpflege und deshalb zählt das systematische Erfassen des Denkmälerbestandes seit der Etablierung staatlicher Denkmalpflege im vorigen Jahrhundert zu deren wesentlichen Aufgaben.<sup>1)</sup> Das Referat Inventarisierung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg umfaßt derzeit die Arbeitsbereiche „klassisches“ oder Fundamentalinventar, Ortskernatlas und Listenerfassung; ersteres gilt, topographisch gegliedert, der ausführlichen wissenschaftlichen Präsentation der Bau- und Kunstdenkmäler in ihrem historischen und örtlichen Kontext. Die Reihe des Ortskernatlas hat die Darstellung städtischer und ländlicher Sied-

lungskerne zum Gegenstand, deren gewachsener Struktur und Bausubstanz stadtbauhistorisch ein „besonderes öffentliches Interesse“ im Sinne des Denkmalschutzgesetzes zukommt. Das Hauptarbeitsgebiet des Referats bildet die Listenerfassung auf der Grundlage der „Verwaltungsvorschrift des Innenministeriums für die Erfassung von Kulturdenkmälern in einer Liste“ vom 28. Dezember 1983. Mit diesem Erlaß wurde das Landesdenkmalamt zur Erstellung eines Listenentwurfes beauftragt, welcher die Kulturdenkmäler im Sinne des Denkmalschutzgesetzes (d. h. „Sachen, Sachgesamtheiten oder Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heil-



*Tauberbischofsheim von Südwesten, Aufnahme von 1915; rechts vor der Stadtkirche das Schloß mit dem „Türmersturm“, das im Vordergrund sichtbare Gartengelände auf dem Festungsglaciis ist jetzt z. T. überbaut.*

Photo J. Heer



matgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“) benennt und für jedes einzelne Objekt eine fachlich-konservatorische Begründung des öffentlichen Erhaltungsinteresses enthält.

Diesem Anspruch vermag allerdings eine bloße Fassadenbeurteilung nicht gerecht zu werden, weshalb neben zahlreichen Innenbegehungen auch sorgfältige Literatur- und Archivstudien notwendig sind. Dadurch geht freilich das Ergebnis auch über eine schlichte „Liste“ merklich hinaus: die Erfassungsarbeiten erlauben unter anderem hauskundliche, bau- und architekturgeschichtliche Beobachtungen, welche dann im Überblick - außer der Wertigkeit des jeweiligen Einzelgebäudes - örtliche und regionale Charakteristika erkennen helfen.



Tauberbischofsheim, Hauptstr. 21, Liebler-Haus (1628), Aufn. 1988.

Die Listentexte dienen vor allem der Information der Eigentümer von Kulturdenkmalen, der Schaffung von Arbeits- und Planungsunterlagen für Baubehörden und Denkmalpflege, denn die Liste besitzt deklaratorischen Charakter, d. h. ein Objekt genießt Schutz nicht durch die Eintragung in die Liste, sondern allein durch die Erfüllung der bereits erwähnten, im Denkmalschutzgesetz formulierten Voraussetzungen.

Jeweils gesondert entstehen die Listen der Bau- und Kunstdenkmale, die der für die Archäologie des Mittelalters relevanten Bereiche sowie die der ur- und frühgeschichtlichen Fundplätze.

Im Jahr 1968 wurde vom Verfasser der Listenentwurf für die Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Tauberbischofsheim (Main-Tauber-Kreis) bearbeitet; einige bei dieser Gelegenheit angestellte Betrachtungen zu Hausformen und Stadtbaugeschichte seien nachfolgend mitgeteilt, allerdings nur überblicksweise, denn für eine fundierte hauskundliche Studie fehlen bisher Vorarbeiten in Gestalt von Bauaufmaßen, Plänen, Grundrissen, dendrochronologischen Daten usw. Nicht wenige Bauzeugnisse sind in der Zwischenzeit bereits verschwunden: Tauberbischofsheim war bis in die jüngere Vergangenheit stark durch den Ackerbürgerstand geprägt; die mit dem Aufgeben der Landwirtschaft verbundenen Konsequenzen für den Hausbestand sind allgemein bekannt, Problemzonen bilden auch kleinparzellige Binnenbereiche mit z. T. sehr bescheidenen Häuschen, deren Substanz eine Sanierung entweder nicht mehr zuläßt oder die durch Sanierung ihre Eigenschaft als Geschichtszeugnis verlieren. Der Stadtumbau ist im Gange, eine Fußgängerzone besteht schon seit Jahren und hat die Hauptstraße, einst wichtigste Verkehrsader, zur Verkaufsfläche der angrenzenden Läden, bepflanzt mit Blumenkübeln und Bäumchen, verniedlicht. Verwundert nimmt man zur Kenntnis, daß auch eine Stadt, welche zu Fuß in weniger als 10 Min. zu durch-

queren ist, anscheinend heutzutage auf eine Tiefgarage in zentraler Lage nicht mehr verzichten will und angesichts großer Baustellen bzw. Neubaukomplexe zwischen Marktplatz und Stadtkirche und an anderen Stellen der Altstadt muß man daran denken, daß andernorts längst „sanfte“ Alternativen zur gnadenlosen Flächensanierung mit Erfolg praktiziert werden. Wenn die Summe der Eingriffe einmal die Identität des vertrauten Ortes – und das meint mehr als nur des Orts „bildes“ – untergraben hat, dann kommt die Reue zu spät, so, wie die häufigen Klagen jener, welche ihr wertvolles Mobiliar, ihre Stubenverfärbungen, Kachelöfen und Hausmadonnen achtlos den Trödlern oder Schutzplätzen überlassen haben. Es scheint, als bedürfe es zur Einsicht erst des Verlusts.

### Lage und Daten

Der Altstadtbereich von Tauberbischofsheim<sup>2)</sup> ist im Taubergrund am Ausgange des Brehmbachtals gelegen und erstreckt sich links der (in diesem Abschnitt im 19. Jahrhundert kanalisiert) Tauber bis an die Ausläufer eines Höhenzuges, welcher das Taubertal im Westen begrenzt. Die spätere städtische Siedlung ging aus mehreren fränkischen Höfen hervor (2 Reihengräberfelder westlich der Stadt), die an einem Tauberübergang im Kreuzungsbereich zweier bereits damals wichtiger Fernstraßen entstanden waren und zumindest teilweise Königsgut darstellten (Martinspatrozinium der Stadtkirche). Mainzer Rechts- und Besitztitel gehen auf den Bischof Bonifatius zurück, der hier, wohl nach einer Güterschenkung durch Karl Martell, um 735 ein Frauenkloster unter Leitung seiner Verwandten Lioba gründete. Ob das früh wieder eingegangene Kloster im Altstadtbereich lag, ist bisher nicht gesichert; daß die unter Erzbischof Werner von Eppstein (1259–1284) ausgebaute und mit späteren Zutaten im wesentlichen noch erhaltene kurmainzische Schloßanlage auf eine bis ins



*Tauberbischofsheim, Hauptstr. 14, kleines Bürgerhaus mit Erdgeschoß-Ladenfront des späten 18. Jahrhunderts, Aufn. 1988.*

13. Jahrhundert als Reichslehen belegte Burg zurückgeht, ist bisher nicht eindeutig nachgewiesen worden, aber wahrscheinlich; für diese ältere Burg ist wegen alter Besiedlungsspuren auch schon ein Standort jenseits der Tauber angenommen worden.

Das um die Mitte des 13. Jahrhunderts noch als „villa“ bezeichnete Bischofsheim wurde spätestens in den 1280er Jahren zur Stadt erhoben und in der Folgezeit mit einer Befestigung versehen (Erwähnung der Stadtmauer 1314, des Oberen Tores 1317). Die Mauer umspannte ein ost-westlich ausgerichtetes Oval von ca. 13,5 ha Fläche mit angeblich 20 Türmen, vor allem entlang der Nordflanke. Im Verlaufe der Hauptstraße befanden sich 2 mit Zwingerbauwerken versehene Tore: Zur Tauberbrücke hin das Untere Tor und west-

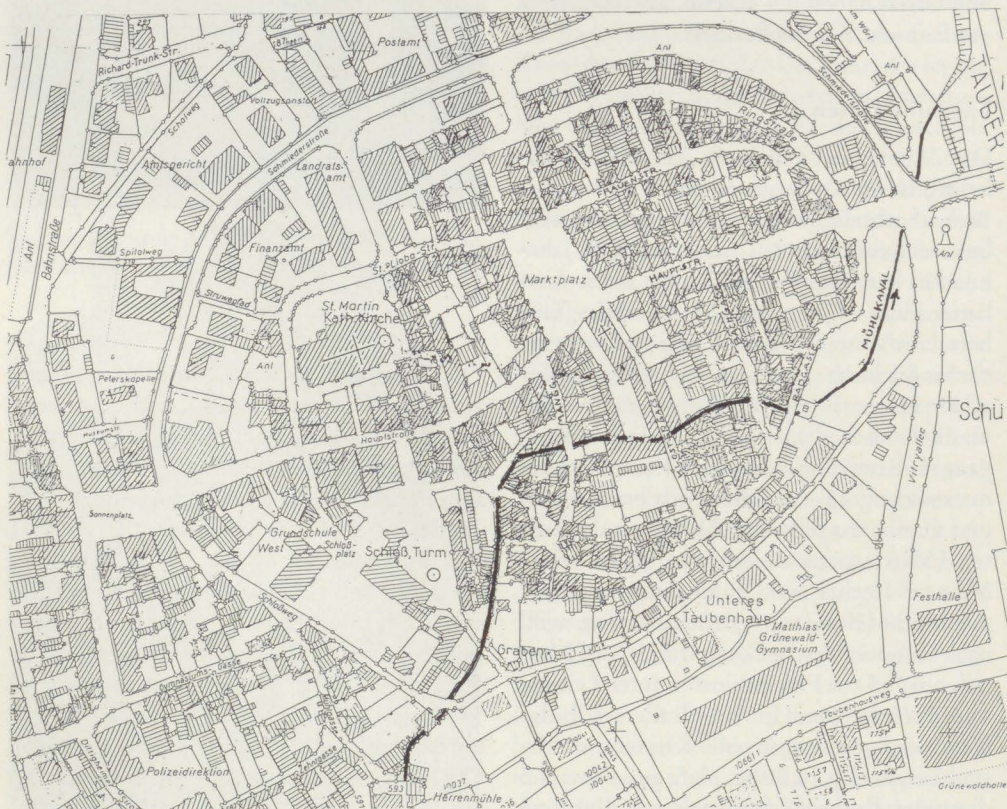


lich der Kreuzung Liobastraße/Zwinger das Obere Tor. Das Schloß selbst wurde zwar in die Fortifikation miteinbezogen, blieb aber gegen die Stadt durch einen Graben gesondert, über den erst ab 1434 eine feste Brücke führte.

Der westlichen Befestigungszone vorgelagert entstand eine spätmittelalterliche Vorstadt, wahrscheinlich nur mit Wall und Graben umwehrt und mit Toren an den Ausfallstraßen nach Norden („Schafstor“, nahe dem heutigen Bahnübergang) und Süden („Tor des Schweinehirten“, beim alten Gymnasium) versehen.

Die Bevölkerung ernährte sich neben Handwerk und Handel (Markt 1318 erwähnt, nach 1392 jährlich zwei Märkte, 1550 vier, 1668 fünf) vorwiegend von der Landwirtschaft, wobei der Weinbau eine wesentliche Rolle spielte. Die seit dem Mittelalter belegte, besonders im 19. Jahrhundert bedeutende jüdische Gemeinde endete durch Deportation der letzten Mitglieder im Jahr 1940.

Noch in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgte die Stiftung eines Spitals, das mit Gebäuden auf der Südseite des Marktplatzes ausgestattet war; aus ihm entwickelte sich das „reiche“ Spital am alten Platze und das „ar-



Tauberbischofsheim, Parzellenstruktur der Altstadt; links die Vorstadt um den Sonnenplatz, der rechte Bildrand entspricht etwa dem Tauberverlauf. Nach dem Katasterstand von ca. 1987 mit freundlicher Erlaubnis des Landesvermessungsamtes.



me“ Spital mit Pfründnerhäusern in der Arm-Gasse und in der Klostergasse.

1629 gründeten die Franziskaner ein Kloster (1823 aufgehoben) und richteten 1688 eine Lateinschule ein (ab 1828 Staatliches Pädagogium).

Bischofsheim blieb bis 1803 kurmainzische Amtstadt und gelangte mit dem Fürstentum Leiningen 1806 an Baden.

Die Befestigungsanlagen wurden von ca. 1820 bis 1850 niedergelegt, von den Hochbauten haben sich nur geringe Reste im Schloßbereich erhalten, dagegen zeichnen sich die ehemaligen Wall- und Grabenanlagen noch an mehreren Stellen im Norden, Osten und Süden der Stadt deutlich ab. Nach 1900 und verstärkt nach dem 2. Weltkrieg dehnte sich die bebaute Fläche stark nach Westen, Norden und an den Hängen jenseits der Tauber aus.

### Stadtgrundriß und Bauungsstruktur

Die durch das Oval der mittelalterlichen Befestigung bedingte Grundrißgestalt ist auf Plänen, wie auch in der Stadt selbst, sehr gut ablesbar geblieben; ein älterer Siedlungskern befand sich möglicherweise in dem etwas erhöht gelegenen Gebiet zwischen St.-Lioba-Straße, Marktplatz, Manggasse und Schloß. Augenfällig wird die wichtige Rolle der überörtlichen Verkehrsverbindungen im Zusammentreffen mehrerer alter Landstraßen östlich der Tauber und in der Straßengabelung im Bereich der westlichen Vorstadt: die in leicht geschwungenem Verlauf, mitten durch die Stadt führende Hauptstraße, an die im Zentrum der Marktplatz nördlich anschließt, stellt das Bindeglied zwischen diesen beiden Punkten dar.

Innerhalb des Altstadtorganismus lassen sich mehrere *Bereiche unterschiedlichen Charakters* unterscheiden. Den *Marktplatz* und die *Hauptstraße* prägen vorwiegend die Wohn- und Geschäftshäuser der handel- und gewerbetreibenden Bürgerschaft in einem seit dem



Tauberbischofsheim, Frauenstr. 29, giebelständiges Ackerbürgerhaus (1561), Aufn. 1988.

Spätmittelalter gewachsenen Bebauungszusammenhang; hier stehen die repräsentativen Bürgerhäuser des 17./18. Jahrhunderts (z. B. das Liebler-Haus von 1628, Hauptstr. 21 oder das prächtige Barockpalais des Weinhändlers Bögner von 1744, Hauptstr. 31, ferner Hauptstr. 15, 40, 48, 62, Marktplatz 1, 6, 9/10) neben schlichteren Bauten (z. B. Hauptstr. 25, 34, Marktplatz 11); hier haben sich noch einige Ladenfassaden des 18./19. Jahrhunderts erhalten (Hauptstr. 14, 19, 21, 34, 42); hier trifft man auf die Gebäude einiger aus dem 18. Jahrhundert stammender Gasthäuser, das „Weiße Roß“, den „Riesen“ und den „Badischen Hof“. Herrschaftliche Verwaltungsfunktionen erfüllten der kurmainzische Faktorenhof (Hauptstr. 60), ein giebelständiger Fachwerkbau des späten



16. Jahrhunderts und der Hof der Mainzer Domprobstei (Hauptstr. 65), ein in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts umgebautes Anwesen vielleicht auf dem Platze einer 1278 durch das Domkapitel erworbenen „area“; das langgestreckte traufständige Haus Hauptstr. 44 aus der Zeit um 1600, einer der wenigen alten Massivbauten in der Stadt, ist wahrscheinlich Sitz der kurmainzischen Kellerei gewesen.

Von den kommunalen Bauwerken ist der alte Spitalkomplex südlich des Marktplatzes durch das barocke Franziskanerkloster verdrängt worden, der neugotische Rathausbau aus dem 19. Jahrhundert auf der gegenüberliegenden Platzseite nimmt die Stelle seines spätgotischen Vorgängers ein.



Tauberbischofsheim, Badgasse 13, giebelständiges Ackerbürgerhaus (wohl Anf. d. 17. Jhds.), Aufn. 1988.

Zwischen *Schloß* und Stadt markieren Freiflächen im Norden und Westen des Schloßkomplexes den Bereich der eingeebneten Graben- und Zwingerbauwerke, wo sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts zumeist Gärten erstreckten; ein Teil dieses Geländes nimmt das 1906–1909 errichtete Volksschulhaus ein, ein anderer verwandelt sich derzeit zum Tiefgaragenstandort.

Die stärksten Veränderungen und Verluste historischer Substanz innerhalb der Altstadt hat das nördlich der Hauptstraße gelegene *Viertel um die Pfarrkirche* erlitten. Der im Kern mittelalterliche und vielfach erweiterte Vorgängerbau der heutigen Kirche war bis ins 16. Jahrhundert vom Friedhof umgeben, letzterer wurde zur Peterskapelle in der Vorstadt verlegt. In Vorbereitung des Kirchenneubaus, der 1910/14 am alten Platze, jedoch unter starker Verlängerung nach Westen entstand, fielen eine ganze Häuserzeile zwischen St.-Lioba-Straße und Kirchenwestfront sowie einige Gebäude südlich der Kirche. Der Neubau des Landratsamtes Ende der 1950er Jahre brachte den Abriß nicht nur der historisch bedeutsamen barocken Dreiflügelanlage des Riedernhofes einschließlich der westlichen Nachbarhäuser, sondern auch die Niederlegung der Häuserzeile zwischen St.-Lioba-Straße und Kirchennordseite mit sich. Zwei große Geschäftshäuser bei der benachbarten Einmündung der Ringstraße in die Gartenstraße entstanden etwa zur selben Zeit anstelle mehrerer älterer Anwesen. Die südliche Häuserfront der St.-Lioba-Straße zwischen Marktplatz und Stadtkirche wurde 1990 niedergelegt und jüngst verschwunden ist auch nahezu die gesamte Altbausubstanz der westlichen Ringstraße.

Die Bebauung der städtischen *Binnenflächen* wird vor allem durch die Frauenstraße (ehm. Arm-Gasse), die St.-Lioba-Straße (ehm. Pfarrgasse), Bachgasse, Manggasse, Klostergasse, Bachgasse und Gerbergasse (ehm. Obere und Untere Gerbergasse) erschlossen. Der Charakter als Wohnbereich der Acker-



Tauberbischofsheim, Klostergasse 7, traufständiges Ackerbürgerhaus wohl des 18. Jhds. (Anbau rechts modern), Aufn. 1988.

bürger, Handwerker und Tagelöhner ist in diesen meist kleinparzellig bebauten Flächen noch gut erkennbar, allerdings war oft gerade die sehr bescheidene Bauweise vieler Häuser Anlaß zu kontinuierlichen Veränderungen; die Aufgabe von Landwirtschaft und Tierhaltung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hatte den Umbau ehemaliger Wirtschaftsteile und den Abgang von Scheunengebäuden zur Folge. Dementsprechend spiegeln zwar zahlreiche Häuser in völlig verbautem Zustand ihre ehemalige Bestimmung wider, gut überlieferte „Belegobjekte“ sind dagegen nur noch wenige vorhanden und unter diesen befinden sich mehrere in sehr vernachlässigtem Zustand. Es zeichnen sich drei als zumindest ehemals den Bestand wesentlich bestimmenden Haustypen ab:

1. Giebelständige Ackerbürgerhäuser in Fachwerk mit einem in der Regel rechts über gewölbtem Keller gestelzten Erd- oder Zwischengeschoß (mundart. Bahre) mit danebenliegender durch Toreinfahrt auf der Giebelseite erschlossener Tenne; die Abgrenzung beider Bereiche fällt etwa mit der Firstlinie zusammen. Diese Erdgeschoßräume sind ehemals landwirtschaftlich genutzt worden, der Wohnteil befand sich im Obergeschoß. Ältestes datiertes und gut erhaltenes Beispiel ist Frauenstraße 29 von 1561; aus der Zeit um 1600 sind Frauenstraße 21 (Einfahrt vermauert) und Badgasse 13 zu nennen, ein spätes Exemplar ist Ringstraße 26 (Anfang 19. Jh.).
2. Traufständige Bauten desselben Grund- und Aufrüstypus wie die vorigen, teils jedoch anstatt des Gewölbekellers mit Balkendecken in den Sockelgeschoßräumen: gut erkennbar bei Eichstraße 26 (um 1600), Frauenstraße 9 (18. Jh.?), 10; ferner noch ablesbar bei Eichstraße 17 (1854), Kloster-gasse 6, 7 (17./18. Jh.).
3. Gestelzte Wohn-/Stallhäuser, bzw. Häuser in Fachwerk über zumindest teilweise massivem Erdgeschoß, manche traufständig, manche giebelständig, welche eine geringere Grundfläche als die Ackerbürgerhäuser aufweisen, im Erdgeschoß Stall- und/oder Werkstattzwecken dienten und am ehesten als Handwerkerhäuser anzusprechen sind: z. B. Frauenstr. 8 (im Kern wohl 16. Jh.), 7 (17. Jh.), 19 (Fachwerkobergeschoß von 1592 auf älterem Hauskern), St.-Lioba-Str. 25 (ca. 16. Jh., 2. OG im 18. Jh. aufgesetzt), Untere Gasse 2 (1591).

Daneben existieren einige Ackerbürgergehöfte mit giebelständigem Wohnhaus und rückwärtig querstehender Scheuer, bei denen allerdings die unterschiedlichen Entstehungsdaten von Wohnbau und Scheuer nicht ohne weiteres Rückschlüsse auf die ursprüngliche Anlage zulassen.





Tauberbischofsheim, St. Lioba-Str. 19–25, Handwerker- und Ackerbürgerhäuser aus dem 16.–19. Jhd. zwischen Stadtkirche und Markt, 1990 abgebrochen, Aufn. 1988.

Auf traditionelle Handwerkerbereiche deuten die alten Bezeichnungen Obere und Untere Gerbergasse für die heutige Gerber- und Bachgasse sowie der Verlauf des Mühlkanals innerhalb des Mauerrings: eine Mühle soll sich in einem Anwesen der Mangasse (Lgb. Nr. 987) befunden haben, die sog. Schnorrmühle zwischen Bachgasse und Badgasse wurde in der jüngeren Vergangenheit abgebrochen; die ehem. Herrenmühle und die Rollmühle sind der Stadt südwestlich vorgelagert.

Die *westliche Vorstadt* um die dort platzartig erweiterte Hauptstraße ist seit der Überbauung des ehemaligen Zwingerbereichs vor dem Oberen Tor im 19. Jahrhundert mit der älteren Stadt verwachsen; sie bildet einen gemischten Bereich, dessen Charakter entlang der Hauptstraße aber deren „Altstadt“-Abschnitten entspricht.

Annähernd ringförmig wird der alte Kern vom Gürtel der Wallüberbauung aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert umschlossen. Zur *Stadterweiterung des 19. Jahrhunderts* sind besonders zwei Bereiche nördlich des Stadtkerns anzuführen:

Die geschlossene, fast ausschließlich traufständige Bebauung durch Wohnhäuser mit Ökonomieteil im Verlauf der abgebrochenen Stadtmauer zwischen der Ringstraße und dem z. T. sich noch deutlich im Geländeprofil abzeichnenden Graben seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts sowie die Abfolge öffentlicher Gebäude entlang dem nordwestlichen Teil der Schmiederstraße auf dem äußeren Rand bzw. außerhalb des alten Befestigungsgürtels.

Zur Bebauung insgesamt ist anzumerken: Die in der Altstadt zu konstatierende relativ homogene Verteilung von Gebäuden unter-





*Tauberbischofsheim, Ringstr. 22–26, Ackerbürgerhäuser des 19. Jhds. im Bereich der geschleiften nordwestlichen Stadtmauer, abgebrochen, Aufn. 1988.*

schiedlichen Baualters, etwa vom 16. Jahrhundert an, spricht für ein organisches Wachstum der Stadt seit dem Spätmittelalter ohne (sieht man vom Klosterbrand 1862 ab) flächige Zerstörungen bis zu den radikalen Eingriffen des 20. Jahrhunderts; an etlichen Häusern (u. a. der Hauptstraße), deren Äußeres Formen des 18. oder 19. Jahrhunderts zeigt, deuten wiederverwendete mittelalterliche Hölzer im Dachwerk auf das Vorhandensein älterer Hauskerne hin.

Massivbauten wurden erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein üblich, vorher ist Fachwerk für die aufgehenden Wände die Regel gewesen, wovon man nur bei aufwendigen Bauten abwich.

Einer regionalen Baugewohnheit entsprechend erhielten Häuser um die Mitte des 19. Jahrhunderts unverputzte Fassaden aus rotem Bruchsteinmauerwerk mit unregelmä-

ßigen und reichlichen Mörtelfugen, durch nachträgliches Verputzen haben allerdings nur wenige dieser Bauten in der Stadt die originale Oberfläche bewahrt.

Zahlreiche Gewölbekeller in der Altstadt haben durch grundwasserbedingte Schwierigkeiten starke nachträgliche Bodenaufschüttungen bzw. -erhöhungen erfahren, mehrere sind völlig zugeschüttet worden. Die Gründe für den Grundwasseranstieg sind nicht geklärt, der Boden des Taubertaales soll sich angeblich in historischer Zeit durch Aufschwemmung beträchtlich erhöht haben; das gegenüber der modernen Straßenoberfläche tief gelegene Erdgeschoß weniger älterer Häuser im östlichen Stadtbereich belegt eine Niveauerhöhung auch innerhalb des Stadtgebietes. Die ehemals zahlreichen und für das Erscheinungsbild besonders der Hauptstraße und des Marktplatzes charakteristischen Au-



ßentreppen vor den Haustüren sind bis auf wenige Beispiele verschwunden.

Zs f. Wtbg. Landesgesch. 39. 1985 S. 220–279; ferner die Beiträge von Peter Anstett und Wolfgang Stopfel in: Badische Heimat 64. 1984 Heft 2.

<sup>2)</sup> Zu Tauberbischofsheims Geschichte und Denkmälern: Julius Berberich, Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim und des Amtsbezirks, Tauberbischofsheim 1895; Tauberbischofsheim – aus der Geschichte einer alten Amtsstadt, hrsg. von der Stadtverwaltung, Tauberbischofsheim 1955; Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 4 Kreis Mosbach Abt. 2 Amtsbezirk Tauberbischofsheim (A. v. Oechelhaeuser), Freiburg 1898; Josef Heer, Liebes Heimatstädtchen – Tauberbischofsheim in historischen Photographien, Tauberbischofsheim 1981.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Zur Geschichte der Denkmalpflege und Inventarisierung in Baden vgl.: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 12. 1983 Heft 2; 17. 1988 Heft 2; Richard Strobel, Denkmalverzeichnis und Inventarisierung in Baden-Württemberg, in:



Tauberbischofsheim, Manggasse 15, traufständiges Ackerbürgerhaus des 17./18. Jhds, 1988 abgebrochen.

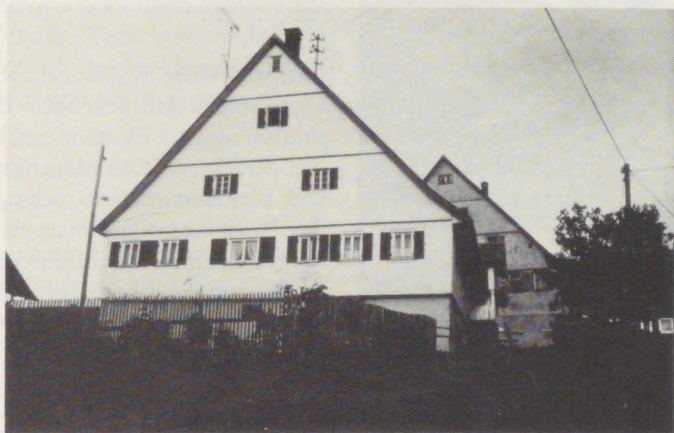


Tauberbischofsheim, St. Lioba-Str. 25, Handwerkerhaus aus dem 16. Jhd. mit Ökonomieräumen im EG, im 18. Jhd. um ein Geschoß aufgestockt, 1990 abgebrochen, Aufn. 1988.

# Der ehem. Gasthof Sonne und andere gefährdete Hofanlagen

Baiersbronn-Schwarzenberg, Landkreis Freudenstadt

*Kathrin Ungerer-Heuck, Karlsruhe*



*Sackmannshof 1618*

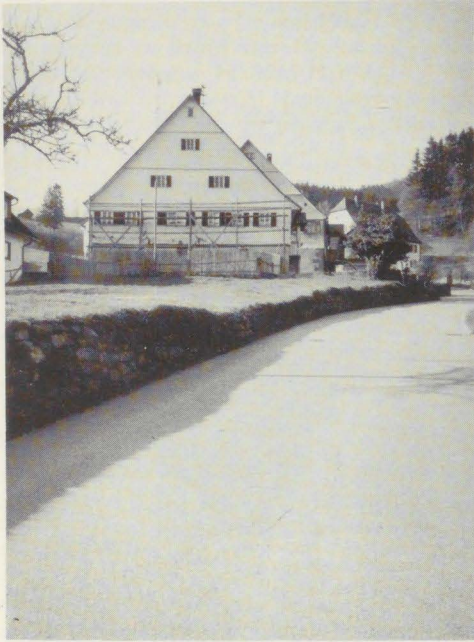
Schwarzenberg, heute Teilort der Gemeinde Baiersbronn, ist ein idyllischer Flecken im oberen Murgtal, etwa auf halbem Weg zwischen dem alemannischen Gernsbach und dem schwäbischen Freudenstadt.

Seine Bewohner ernährten sich karg von der Landwirtschaft, der Waldwirtschaft und der Glasbläserei. Wenige kamen durch Flößerei und Holzhandel bis zum Mittelrhein und zu den holländischen Schiffswerften, sie wurden wohlhabend. – Der Bau der Bahnlinie von Rastatt nach Freudenstadt in der Mitte des 19. Jahrhunderts erweckte die Region aus ihrem Dornröschenschlaf, brachte Arbeitsplätze und Prosperität für viele. Extensivster Wirtschaftszweig in heutiger Zeit ist der Fremdenverkehr: Die Gemeinde Baiers-

bronn steht an der Spitze aller Fremdenverkehrsorte in Baden-Württemberg. Ihre Beliebtheit als ganzjähriger Ferienort verdankt sie neben der gut entwickelten Gastronomie, ihrer reizvollen topografischen Lage in einem – der Vorbergzone der Alpen verwandten – weiten, aber dennoch überschaubaren Tal, das von weichen Hügeln und Tannenwäldern gesäumt wird. Die großen alten Waldbauernhöfe und kleineren Waldarbeiterhäuschen lagen ursprünglich einsam. Seit den 50er Jahren haben sie sich zu Streusiedlungen verdichtet. Der Wunsch nach weiteren Hotelzimmern und Ferienwohnungen läßt sie mit Geschwindigkeit aufeinander zuwachsen, so daß der überlieferte Gebietscharakter sich einschneidend ändert.



Für weiter blickende Fachleute der Branche ist die Grenze der Belastung der Landschaft bereits heute erreicht. Eine unkontrollierte Expansion ist zu vermeiden, wenn der Tourismus seine eigenen Grundlagen nicht zerstören will.



*Sackmannshof 1618*

### Die Höfe von Schwarzenberg

Diese Region mit derartigem Veränderungsdruck besitzt nur noch wenige alte Hofanlagen, die materiell Zeugnis ablegen können für die hochentwickelte Baukultur ihrer Entstehungszeit und die deshalb Dokumentationswert für die Siedlungsgeschichte haben. Vier davon stehen in Schwarzenberg. Sie gehören zu den ursprünglich zehn Lehenshöfen, die bereits vor dem für das Tal wohl wichtigsten Ereignis, der Gründung des Klosters Rei-

chenbach 1082, urkundlich genannt sind. Obwohl bedeutend jünger in ihrer baulichen Substanz, sind sie bis heute die Urhöfe des Ortes und dokumentieren eine Siedlungsentwicklung von insgesamt mehr als 900 Jahren. Es sind:

Sackmannshof, 1618/19 (d = dendrochronologisch datiert)

Ehem. Gasthof Sonne, 1594 (d)

Ehem. Gasthof Ochsen, 1559) (d)

Althaushof, 1539/40 (d), 1689, 1702, 1705, 1772/73 (d)

Ehemals reiche Waldbauernhöfe – und bis heute von beeindruckendem Bauvolumen – sind sie in ihrer Existenz gefährdet, weil sie den derzeitigen Anforderungen an Wohnen und Landwirtschaften nicht genügen, weil ihre Bausubstanz sich mangels Bauunterhaltung fortlaufend verschlechtert, weil neue Ersatzbauten bereits errichtet sind und/oder weil der schiere Zufall ihren Abbruch bisher verhindert hat.

### Das ehem. Gasthaus Sonne

Aktuell bedroht ist die „Sonne“: für sie ist ein Bauantrag eingereicht, der den Abbruch und einen erheblich verkleinerten Ersatzbau an demselben Standort vorsieht.

Dieser Hof hat in mehrfachem Sinne Dokumentationswert für die Geschichte von Schwarzenberg und ist deshalb Kulturdenkmal gem. § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg.

Im Folgenden soll die Geschichte und Bedeutung dieses Hauses dargestellt und bewertet werden.

### *Lage und Baugeschichte*

Die Hofanlage steht an hervorragender Stelle auf einem Bergrücken. Zusammen mit dem kleinen Kirchlein und einer Handvoll Großbauernhöfe in unmittelbarer Nachbarschaft bestimmt sie das Ortsbild.

Der heute sichtbare Bau wurde in drei Bauphasen errichtet: der älteste Teil stammt nach dendrochronologischer Datierung der Holzkonstruktion (d.h. Bestimmung des Fälldatums der Hölzer, die nach traditioneller Handwerksregel unmittelbar nach dem Schlagen verbaut wurden) aus dem Jahr 1594. Diese Jahreszahl stimmt überein mit dem Zahlenfragment „594“ auf einem Sandstein an der Ostseite des Hauses. Im 18. Jahrhundert wurde der Bau um Raumentiefe nach Süden zu seiner heutigen mächtigen Gestalt vergrößert. Der alte Wirtschaftsteil dagegen wurde im Jahr 1965 abgebrochen und durch einen schmaleren und niedrigeren Anbau ersetzt.

### *Baubeschreibung*

Die Hofanlage vereinte Wohnnutzung, landwirtschaftliche Nutzung und Gastronomie unter einem Dach. Im Erdgeschoß befanden sich die Stallungen, heute sind dort Abstellräume und eine Schreinerwerkstatt. Im 1. Obergeschoß lagen die Gasträume – heute Wohnräume – und die Küche, im 1. Dachgeschoß ebenfalls Wohnräume und Bergeflächen für Heu. Der Anbau aus den 60er Jahren ist landwirtschaftlich genutzt.

Der ältere Bauteil ist zweigeschoßig und hat ein steiles ziegelgedecktes Satteldach. Das Erdgeschoß ist aus Bruchstein und Hausteinquadern an den Ecken gemauert, die Steingewände an Fenstern und Türen sind qualitativ bearbeitet. Die Obergeschosse sind in Fachwerk erbaut und mit einem für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristischen schlichten Schindelschirm verkleidet. Hinter der Giebelverkleidung verbirgt sich jedoch ein Zierfachwerk mit geschwungenen Andreaskreuzen und im Inneren ein Teil der ersten Außenwand des Kernbaus, die mit Andreaskreuzen, geschwungenen Streben und Ziernasen geschmückt ist.

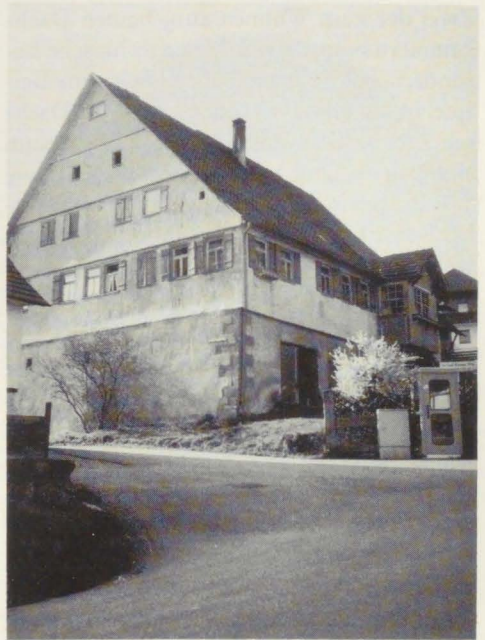
Neben den Giebeldekorationen besitzt das Gebäude eine Reihe von Ausstattungsdetails,

die singuläre Bedeutung für die eigene Baugeschichte und die Geschichte der Region haben:

So zum Beispiel sind im Erdgeschoß die Tür- und Fenstergewände eingefaßt mit Hausteinquadern und einem aus einem einzigen Stein gearbeiteten Rundbogen. Die Rundbögen sind kielbogenförmig abgeschlossen, die Sichtflächen sind mit Tauwulsten, Blumen und stilisierten Palmblättern reich geschmückt.

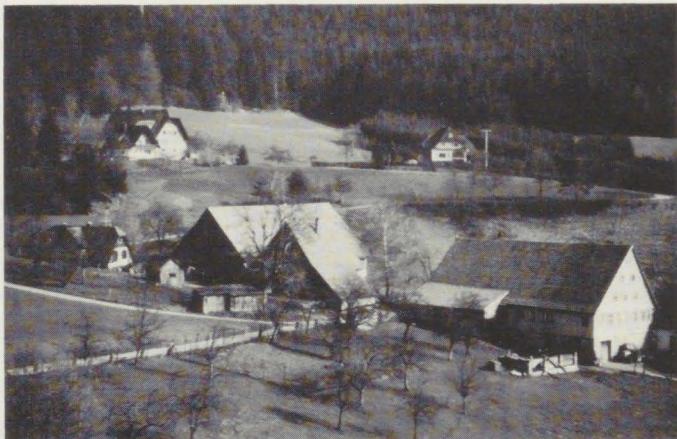
Neben der Toröffnung der Ostseite und im Bereich des Kernbaus sind – außer dem oben beschriebenen Zahlenfragment – zwei Wapensteinen eingemauert. Sie tragen die Darstellung der Rose von Eberstein und das Wappen der Grafen von Baden-Sponheim.

Im 1. Obergeschoß liegt die große Gaststube des 19. Jh. und eine kleinere Gaststube aus der Zeit um 1900. Die fest eingebaute Ausstattung wie Wand- und Deckentäfer, Fenster und Türen ist fast vollständig erhalten; hinzu



*Ehemalige Sonne 1594*





*Ansicht der vier Schwarzenburger Urböfe*

kommen im übrigen Haus altertümliche Türen und Tore mit Wendeböhlen, Fenster- und Türelemente der Barockzeit, Fenster und Klapppläden des 19. Jh. usw..

Zwei der zum Wohnen ausgebauten Dachkammern besitzen eine kleine technische Besonderheit – das einzig bisher bekannte Beispiel im Landkreis Freudenstadt –: die Dachschrägen sind unüblicherweise in den Raum einbezogen, und sie sind gegen Kälte wie Wärme geschützt durch Lehmwickel (Hartholzscheite, mit Lehm und Strohhalmen umwickelt) zwischen den Dachsparren. Diese Konstruktionsweise wurde sonst nur bei Geschoßdecken angewandt.

#### *Bedeutung des Hauses*

Nach örtlicher Tradition gilt der ehem. Gasthof Sonne als geschichtlich bedeutendstes Privathaus in Schwarzenberg und der näheren Umgebung.

Die Wappen deuten auf Beziehungen zum badischen Herrscherhaus. Bereits vor dem 30jährigen Krieg war das Haus als Gastwirtschaft bekannt, damit zählt es zu den ältesten

seiner Art im Murgtal. (Die gastronomische Nutzung wurde um etwa 1840 aufgegeben.) Seit dem 16. Jh. waren seine Besitzer nicht nur Gast- und Landwirte sondern über mehrere Generationen auch Schultheißen des Ortes. Einer der bedeutendsten unter ihnen war Philipp Andreas Klumpp (1697–1774), der Hauptinitiator und Mitbegründer der Calwer Holländer Holzcompagnie.

Die Funktionen seiner Besitzer im öffentlichen Leben läßt den Schluß zu, daß die „Sonne“ rund 250 Jahre vermutlich soziales und politisches Zentrum des Ortes war.

#### *Die „Sonne“ als literarischer Schauplatz*

Über den Gastwirt Johann Georg Klumpp (1747–1807), dem „100 000-Gulden-Klumpp“ oder „reichen Jerg von Schwarzenberg“ und dessen Tochter Carolina Friederike, Ehefrau des Pfarrers Hauff, besteht eine direkte Verbindung zu Wilhelm Hauff.

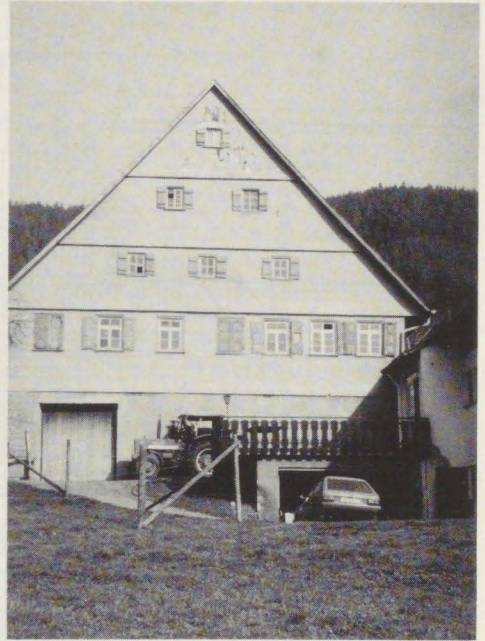
Der Dichter, er lebte von 1802–1827, war von seinen Zeitgenossen stürmisch gefeiert wegen seiner historischen Romane, Novellen und Satiren. Heute ist er bekannt wegen seiner



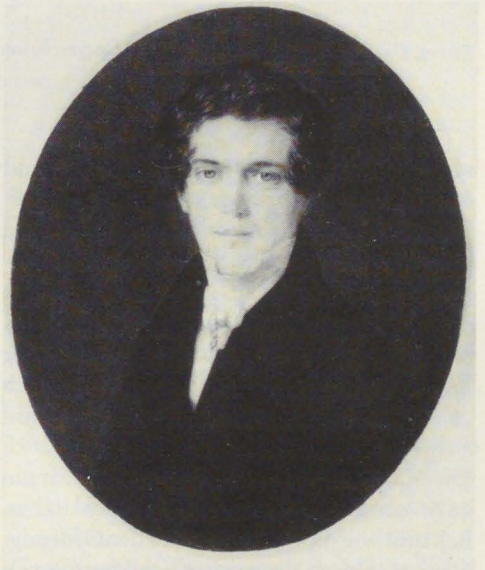
Märchenerzählungen, von denen „Zwerg Nase“, „Der kleine Muck“ und „Das kalte Herz“ der Weltliteratur zugerechnet werden. Wilhelm Hauff weilte mehrfach im benachbarten Pfarrhaus, hörte hier die Sagen und Märchen des Schwarzwaldes, die er nach dem Vorbild der orientalischen „Märchen aus Tausendundeiner Nacht“ in seinen Märchenalmanachen neu verarbeitete. In dem „Märchenalmanach auf das Jahr 1828“ werden in die Rahmenerzählung „Das Wirtshaus im Spessart“ verschiedene Geschichten und Märchen eingebunden.

Kernstück ist „Das kalte Herz“, dessen Urfassung nach einer Mitteilung von Herrn Prof. Decke-Hauff im Pfarrhaus entstanden sei. Diese Erzählung handelt von den wohlhabenden Glas- und Uhrmachern auf der alemannischen Seite des Waldes und von den rauen und weitgereisten Holzfällern und Flößern auf der schwäbischen Seite. Sie handelt vom Kohlen-Munk-Peter, der mit seinem eigenen Stand unzufrieden ist und bei den sagenumwobenen Waldgeistern der Region, dem Glasmännlein und dem Holländer-Michel, – auch – Symbole der widerstreitenden sozialen und ökonomischen Mächte der Epoche, Hilfe für sein Fortkommen sucht. Die spannend erzählte Handlung berichtet, wie der Holländer-Michel Peter Munks lebendiges und affektfähiges Herz tauscht gegen ein kaltes, eines von Marmelstein, das ihn hart und skrupellos macht und so in die Lage versetzt, zu Reichtum und Macht zu kommen. Er erfährt, daß „die angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden“ bereits Anhänger des Holländer-Michel sind wie der dicke Ezechiel, der Tanzbodenkönig, der Oberförster, die Kornwucherer, Werbeoffiziere und Geldmäkler.

Dem Untergang entrinnt er mit Hilfe des Glasmännlein/Schatzhauser und findet schließlich zurück auf den schmalen Pfad der Tugenden und seines alten Berufstandes mit dem Glaubensbekenntnis: „Es ist doch besser

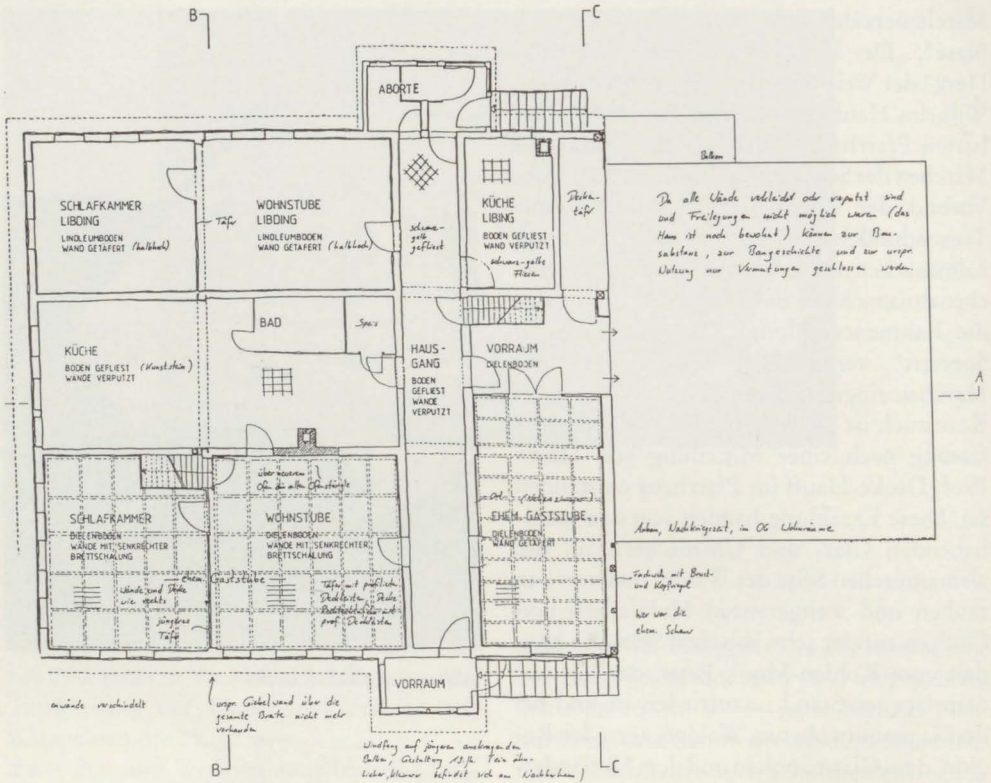


*Althaus Hof, Giebelansicht*



*Portrait von Wilhelm Hauff, Miniatur von Johann Michael Holder.*





Ehem. Gasthof Sonne, Grundriß des Hauptgeschosses mit den Gaststuben.

zufrieden zu sein mit wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz.“

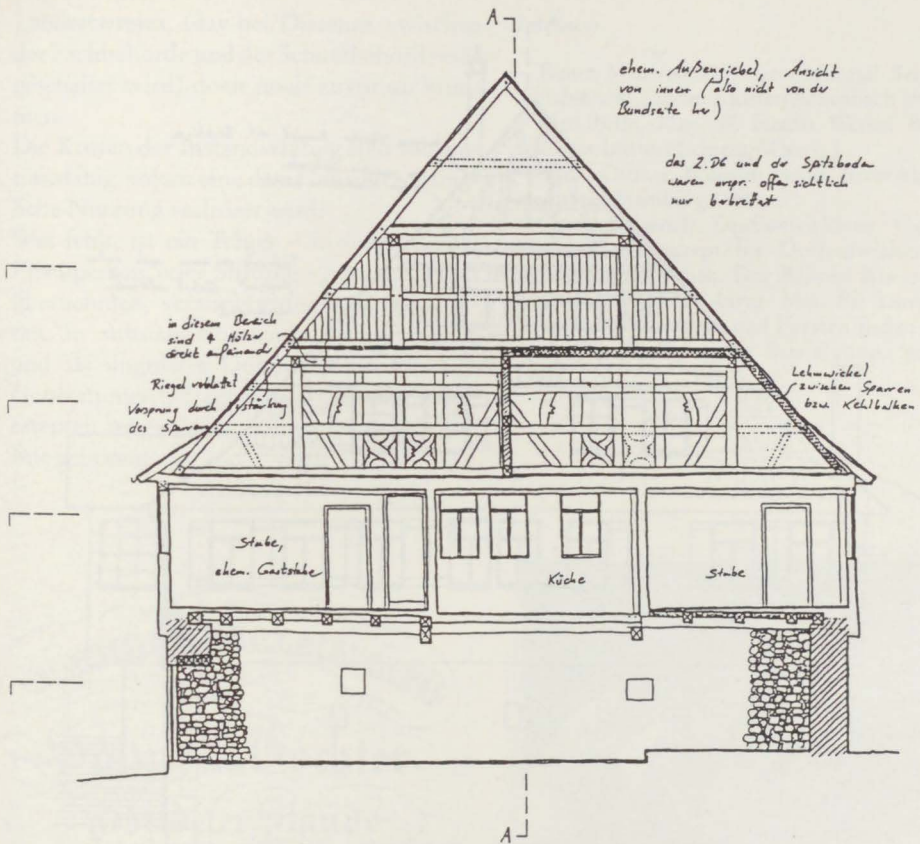
Das soziale Leben mit seinen dramatischen Begegnungen hat seinen wichtigsten Schauplatz in „der“ Schenke. Namentlich genannt sind der „Sonnenwirt“ und die „Sonne“, aus welcher der Kohlenmunk-Peter, späterer Spiel-Peter und Tanzbodenkaiser endlich „als er am Bettelstab war, . . . zur Türe hinausgeworfen“ wird.

Die Märchennovelle „Das kalte Herz“ ist um 1826 entstanden. Sie ist in Deutschland so bekannt wie die Volksmärchen der Gebrüder Grimm. Durch die präzise Schilderung von Landschaft und Leuten hat sie den Schwarzwald berühmt gemacht, wie wenige ver-

gleichbare Dichtungen. In diesem Sinn ist sie auch ein wichtiger Wegbereiter der Entwicklung zu einer der beliebtesten Erholungslandschaften in Deutschland gewesen.

### Fazit und das Ende?

Die ehem. Sonne ist nach den beschriebenen Merkmalen ein Kulturdenkmal von heimatgeschichtlicher und wissenschaftlicher Bedeutung. Dies wegen des Bautypus als Gasthaus mit landwirtschaftlicher Nutzung, wegen der Bauqualität, der Ausstattung, des hohen Alters, wegen des Zusammenhanges mit Klosterreichenbach sowie den Herren von Eberstein und Sponheim, als Mittelpunkt des



Schnittzeichnung mit Blick auf die Außenwand (heute Innenwand) des Kernbaus mit Ziergiebel

sozialen und politischen Lebens im Ort, als Märchenschauplatz, als Geburtshaus mehrerer Persönlichkeiten von örtlicher, regionaler und überregionaler Bedeutung. Als Forschungsgegenstand für Bauforscher, Landeskundler und Literaturwissenschaftler hat das Gebäude der weiteren Exploration. Im Landkreis Freudenstadt ist seit 1980 kein zweites Haus bekannt, dessen Kulturdenkmalqualität in so überzeugender Weise mehrfach begründet ist. Demnach ist aus denkmalfachlicher Sicht das öffentliche Interesse an seiner Erhaltung für künftige Generationen gerechtfertigt.

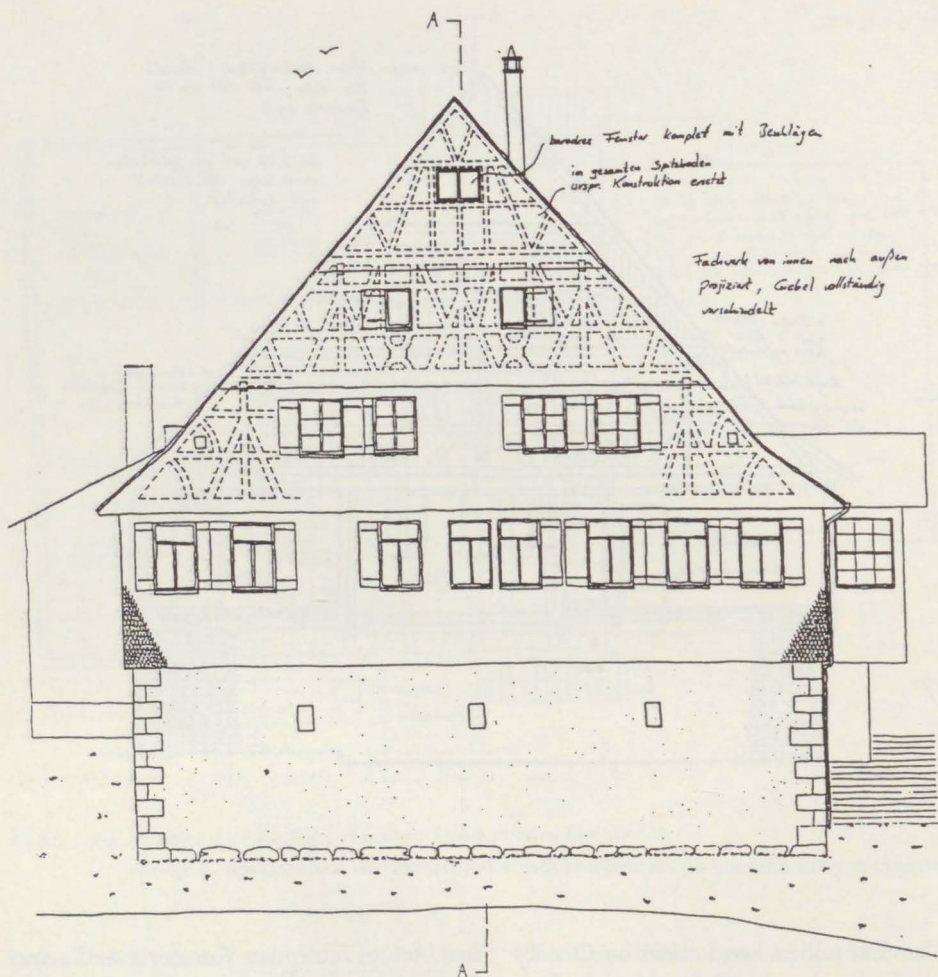
Demgegenüber steht die Tatsache, daß das Bauwerk wegen seiner Größe, Altertümlich-

keit, seines fehlenden Komforts und seiner Bauschäden den derzeitigen Eigentümern lästig geworden ist, so daß sie den verständlichen Wunsch haben, sich endlich von dieser Last zu befreien.

Das Landesdenkmalamt hat aus denkmalfachlicher Sicht die Zustimmung zum Abbruch verweigern müssen. Sein Wunsch an die Eigentümer, sich nicht nur von dem Altbau, sondern (konsequenterweise) auch von dem Standort zu verabschieden, um anderweitig im Ort einen Neubau zu errichten, ging bisher nicht in Erfüllung.

Das Deutsche Literaturarchiv Marbach hat großes Interesse an der Erhaltung des Gebäudes bekundet und signalisiert, ein kleines





*Heutige Außenwand mit Zierfachwerk unter dem Schindelschirm.*

Hauff-Museum einrichten zu helfen – dies wäre nach dem Berthold-Auerbach-Museum im Schloß von Horb-Nordstetten die zweite Einrichtung dieser Art im Landkreis. Die Gemeinde als zuständige Untere Denkmalschutzbehörde ist in ihrer Abwägung der widerstreitenden öffentlichen und privaten Belange zu dem Ergebnis gekommen, daß die Erhaltung des Bauwerks den Eigentümern nicht zugemutet werden kann.

Sie selbst ist durch andere öffentliche Aufgaben gebunden und daher außerstande, das Gebäude zu übernehmen und zu restaurieren.

Im Zuge der Dorfentwicklungsplanung entsteht allmählich ein Problembewußtsein für die Bedeutung der alten Hofanlagen in der Bevölkerung, dies vor allem bei den örtlichen Gastronomen – vielleicht zu langsam, um einer eventuellen Abbruchentscheidung des

Landratsamtes, (das bei Dissenns zwischen der Fachbehörde und der Schutzbehörde eingeschaltet wird) doch noch zuvor zu kommen.

Die Kosten der Instandsetzung sind subventionsfähig, sofern eine dem Gebäude vertragliche Nutzung realisiert wird.

Was fehlt, ist ein Träger – in Gestalt einer Privatperson oder Stiftung –, der das Haus übernehmen, verantwortungsvoll restaurieren, in substanzschonender Weise nutzen und als singuläres Dokument für künftige Generationen befragbar halten könnte. Interessenten mögen sich melden, es ist höchste Eile geboten!

#### Literatur

- Eimer, Manfred. Das obere Murgtal. Seine Geschichte und Kultur. Klosterreichenbach 1931.
- Mendheim, Max. W. Hauffs Werke. Bibliografisches Institut Leipzig, Wien o.J.
- Hinz, Ottmar. Wilhelm Hauff. Rowohlt's Monografien. Hamburg 1989.
- Oertel, Dietrich. Dorfentwicklung. Örtliches Entwicklungskonzept für Dorfentwicklung im Streusiedlungsbereich. Das Beispiel Baiersbronn, Kreis Freudenstadt. Hrsg. Min. für Ländlichen Raum, Landwirtschaft und Forsten Baden-Württemberg und Gemeinde Baiersbronn. Stuttgart 1987.

MÄRCHENALMANACH  
für  
Söhne und Töchter  
gebildeter Stände  
auf das Jahr  
1827

---

herausgegeben  
von  
WILHELM HAUFF  
mit Kupfern

---

STÜTTGART  
bei Gebrüder Franckh.  
1827

Titelblatt des zweiten Märchenalmanachs.



Illustration zu „Das kalte Herz“, Carl Offterdinger, 1875



Schwarzwälder  
Brauchtum  
Kalender



## Schwarzwälder Brauchtumskalender

In diesem Schwarzwälder Brauchtumskalender wird das kirchliche und historische Brauchtum des mittleren Schwarzwaldes gesammelt, den Tagen oder den Zeiträumen zugeordnet und aufgezeichnet. Das Kalendarium gibt die Bauernregeln, die in unserer Region besonders verehrten Heiligen, altes Brauchtum, kirchliche Feste und deren Bräuche, Kalenderkuriositäten bis zu zahlreichen Wetterregeln wieder.

Dieter Hund „Schwarzwälder Brauchtumskalender“, erschienen im Eigenverlag Ulla Hund, Allmendstr. 25, 7620 Oberwolfach oder in den Buchhandlungen der Region, Preis DM 18,80. ISBN 3-9802425-0-1

## Schwarzwälder Brauchtum im Lebensrhythmus

In diesem Bändchen wird das historisch gewachsene und kirchlich durchdrungene Brauchtum des Schwarzwaldes gesammelt und dem Lebensrhythmus zugeordnet. Beginnend mit der Geburt, Taufe, Hochzeit mit seinen althergebrachten Traditionen, dem Kuppeln, der Wallfahrt und mit der Beerdigung beendet.

Dieter Hund „Schwarzwälder Brauchtum im Lebensrhythmus“ erschienen im Eigenverlag Ulla Hund, Allmendstr. 25, 7620 Oberwolfach oder in den Buchhandlungen der Region, Preis DM 19,80. ISBN 3-9802425-2-8

Dieter Hund  
Schwarzwälder  
Brauchtum  
im Lebensrhythmus



## Zum 75. Todestag von Heinrich Hansjakob

Manfred Hildenbrand, Hofstetten



Eine der letzten Aufnahmen Hansjakobs  
Repro: Manfred Hildenbrand

Vor 75 Jahren, am 23. Juni 1916, starb Haslachs großer Sohn, der Pfarrer, Schriftsteller und Politiker Dr. Heinrich Hansjakob<sup>1)</sup>, in seiner Vaterstadt. Nach seiner Zuruhesetzung als Pfarrer von St. Martin, Freiburg, lebte Hansjakob knapp drei Jahre lang, vom 22. Oktober 1913 bis zu seinem Tode am 23. Juni 1916, in seinem geliebten Alterssitz, dem „Freihof“, in Haslach, den er sich 1912/13 hatte bauen lassen. In ihm befindet sich heute das Hansjakobmuseum und das Hansjakobarchiv.

### Die letzten Lebensjahre im „Freihof“

Als Hansjakob 1913 von Freiburg nach Haslach zog, ging es dem 76jährigen gesundheitlich nicht gut. Doch sein wacher, kritischer Geist war ungebrochen. In jenen Jahren schrieb er sein letztes Buch „Feierabend“<sup>2)</sup>, in dem er Abschied nahm von seiner großen Lesergemeinde. Kurz vor seinem Tode griff er noch einmal zur Feder und verfaßte die kleine Schrift „Zwiesgespräche über den Weltkrieg, gehalten mit den Fischen auf dem Meeresgrund“<sup>3)</sup>. Sie ist eine flammende Verurteilung des modernen Vernichtungskrieges, wie ihm der Erste Weltkrieg bereits Ende 1915 erschien, ein letztes Bekenntnis zu seiner pazifistischen Grundhaltung. Mit rücksichtsloser Offenheit hatte Hansjakob zeit seines Lebens den Militarismus, das Wettrüsten und die Kriegstreiberei seiner Zeit abgelehnt und bekämpft.<sup>4)</sup>

Hansjakobs Gesundheitszustand verschlechterte sich in den Anfangsmonaten des Jahres 1916. Die Osterfeiertage fesselten ihn an das Krankenlager. Der Arzt stellte eine leichte Nierenblutung fest. Die „alte Eiche“, die auch im Alter noch 1,90 Meter groß war, ließ sich jedoch nicht so schnell fällen. Am Weißen Sonntag zelebrierte er in seiner Hauskapelle im „Freihof“ wieder die Messe, allerdings zum letzten Mal. Anfang Juni 1916 kündigten wiederholte Schlaganfälle das Ende an. Nachdem Hansjakob bei vollem Bewußtsein die letzte Ölung empfangen, bei einer vorübergehenden Besserung vor Pfingsten das Bett verlassen und sogar noch einige





*Hansjakobs Alterssitz, der „Freihof“, in Haslach 1913*

Repro: Manfred Hildenbrand

Bücher gelesen hatte, zwang ein erneuter Schlaganfall ihn wieder ins Bett. Hansjakob fühlte sein Ende näher kommen. Er verlangte Papier und Bleistift. Mit schwacher Stimme sagte er, er habe manches geschrieben, das besser ungeschrieben geblieben wäre, jetzt wolle er etwas niederschreiben, das allein Wert habe. Mit sterbender Hand führte er den Bleistift, brachte jedoch nur das erste Wort des Namens Jesus Christus fertig.<sup>5)</sup> Nachdem er noch einmal friedlich lächelnd gesagt hatte: „Es geht mit mir jetzt in altum, Hofstetten zu!“<sup>6)</sup> – starb er in der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1916.

### **Hansjakobs Grabkapelle in Hofstetten**

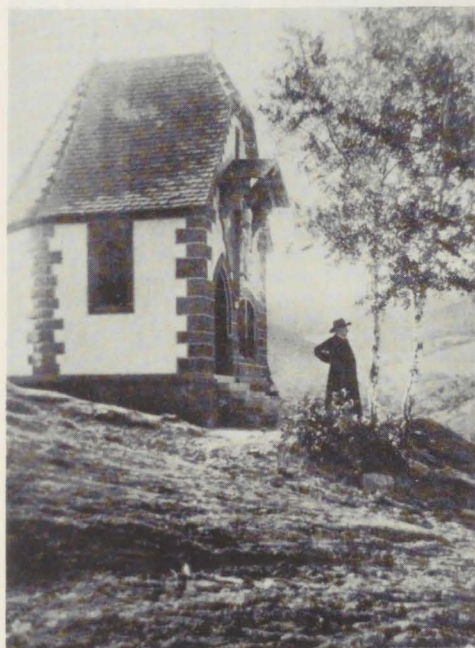
Bereits im Juli 1900 hatte Heinrich Hansjakob den Entschluß gefaßt, in seinem „Para-

dies“ Hofstetten<sup>7)</sup>, in dem er seit 1886 seinen Urlaub zu verbringen pflegte, seine Grabkapelle bauen zu lassen. Sie sollte an der gleichen Stelle auf „der Brand“ errichtet werden, wo sich seit 1896 seine Aussichtshütte befand.<sup>8)</sup> Von hier genoß er stets den schönen Blick über das Hofstetter Tal bis hin zu seiner Vaterstadt Haslach.

Darin, daß Hansjakob sich bereits zu seinen Lebzeiten sein eigenes Grab bauen ließ, mag man ein Zeichen besonderer Seelenstärke sehen, aber nicht alle seiner Zeitgenossen urteilten so. Nicht wenige betrachteten den Grabkapellenbau als Beweis von Hansjakobs Arroganz oder für einen Priester unpassender aristokratischer Haltung. Hansjakob wies solche Vorwürfe weit von sich. In seinem Buch „Stille Stunden“ verteidigte er den Bau



seiner Grabkapelle und Gruft, indem er schrieb: „Ich war stets gerne einsam in meinem späteren Leben, einsam will ich auch da ruhen, wo ich viele einsame Stunden verlebt habe . . . Für meine Kapelle reut mich kein Geld. Sie ist ja mein Vermächtnis an die Menschen und die Berge der Heimat. Sie soll beide noch von mir grüßen, wenn ich längst nicht mehr bin.“<sup>9)</sup>



*Hansjakob vor seiner Grabkapelle 1904*  
Repro: Manfred Hildenbrand

Am 14. Mai 1901 wurde nach den Plänen des Erzbischöflichen Baudirektors Max Meckel (1847–1910), Freiburg, der Bau der Grabkapelle in Angriff genommen. 1902 war die Grabkapelle fertig. 1903 ließ Hansjakob hinter der Kapelle seine Gruft mit Friedhof bauen. Vor der Grabkapelle wurde eine Steinbank gesetzt mit der lateinischen Inschrift: „*Quieti ab inquieto*“ („Gewidmet der Ruhe von einem Unruhigen“). Hansjakob beauftragte den Haslacher Stadtpfarrer Franz Ignaz Albrecht, die Grabkapelle den Lieblings-

heiligen des Landvolks zu weihen: Maria, der Mutter Gottes, und dem Heiligen Antonius von Padua. Die drei schönen kunstvollen Glasfenster der Kapelle wurden von dem Freiburger Glasmaler Professor Fritz Geiges (1853–1935) gefertigt.<sup>10)</sup> Das eine Glasfenster stellt die Apostel Petrus und Paulus dar, das zweite Maria mit dem Kind, das dritte Fenster ist ein prächtiges Blumenfenster. Ein berühmtes Kunstwerk, die *Pieta* des Würzburger Holzschnitzers Tilmann Riemenschneider, wurde in künstlerischer Vergrößerung vom Freiburger Bildhauer Josef Dettlinger (1865–1937) gefertigt. Sie wurde durch ein steinernes Wetterdach und eine Glasverkleidung geschützt und ziert die Rückwand der Grabkapelle.

Ein Felsengrab von drei Meter Tiefe bildet die eigentliche Gruft. Sie wird von einer Mauer überwölbt. Die Wölbung der Gruft ist mit Erde überdeckt und mit Blumen bepflanzt. Hinter der Gruft entspringt ein Brunnen, der mit steinernen Ruhesitzen umgeben ist.

#### Der Leichenzug war 3 km lang

Am Sonntagnachmittag, dem 25. Juni 1916, um 15 Uhr trug man Hansjakob vom „Freihof“ in Haslach zu seiner schon seit 1903 bereitliegenden Ruhestätte auf den Höhen von Hofstetten. So ängstlich Hansjakob zeit seines Lebens allen Ehrungen ausgewichen war (bekanntlich hat er alle Orden, selbst die höchste badische Auszeichnung, den Zähringer Löwenorden, abgelehnt und als einzige Auszeichnung nur den Stockacher Narrenorden angenommen), konnte er nun doch nicht verhindern, daß er wie ein Fürst zu Grabe getragen wurde.

Alles, was Titel und Namen hatte, kam aus ganz Baden herbeigeeilt, um dem über die Grenzen Badens berühmten Schriftsteller die letzte Ehre zu erweisen. Unter den Trauergästen befanden sich so bekannte Persönlichkeiten wie Minister a. D. Reinhard, der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats





*Der Leichenzug am 25. Juni 1916 passiert gerade Hansjakobs Geburtshaus, das damalige Gasthaus „Sonne“, in Haslach.*

Uibel, Bürgermeister Riedel aus Freiburg, Bürgermeister Keller aus Hagnau, alle Bürgermeister und Geistlichen aus dem Kinzigtal und seinen Seitentälern, der Zentrums Politiker und spätere Reichskanzler Konstantin Fehrenbach, der Präsident des badischen Landtags Rohrhurst.<sup>11)</sup> Aus allen Orten Mittelbadens strömte das Landvolk zu Hunderten herbei. Der Leichenzug soll 3 Kilometer lang gewesen sein.<sup>12)</sup> Als die letzten Trauergäste Haslach verließen, waren die ersten bereits an der Grabkapelle in Hofstetten – eine Entfernung von tatsächlich 3 Kilometern. Es fiel auf, daß das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, mit dem Hansjakob schon seit Jahren auf Kriegsfuß stand, keinen Vertreter entsandt hatte.<sup>13)</sup> Kapiteldekan Moser aus Fischerbach hielt die kirchliche Einsegnung. Zahlreiche Hansjakobfreunde aus Politik,

Kirche und Literatur, darunter auch der Reichstagsabgeordnete und spätere Reichskanzler Konstantin Fehrenbach, hielten Reden an seinem Grab.

#### **Fehrenbach: „Hansjakob hat zum Widerspruch gereizt . . .“**

Konstantin Fehrenbach, ein guter Freund Hansjakobs, gab in seiner Grabrede eine treffende Charakteristik des Verstorbenen: „Hansjakob gehörte nicht zu den Naturen, die keine Feinde haben. Er hat zum Widerspruch gereizt und hat solchen gefunden. Er war nicht der Mann der ruhenden, ausharrenden Sachlichkeit . . . Sein Naturell bewahrte sich bis ins hohe Alter: ein stürmisches Draufgängertum, das die Rücksichten mißkannte. Darin liegt seine Schwäche, aber auch

seine Stärke. Er war allzeit ein aufrechter Mann, ein unentwegter Verfechter dessen, was er für richtig hielt.“<sup>14</sup>) Dieser „aufrechte Gang“<sup>15</sup>) war sicherlich ein wesentlicher Grundzug seiner Persönlichkeit.

Hansjakob hat aber nicht nur zum Widerspruch gereizt, sondern war auch ein Mann der Widersprüche.<sup>16</sup>) Seine große Freiheitsliebe machte ihn zum Demokraten, obwohl er in seinen Lebensgewohnheiten sehr aristokratisch war. Er mischte sich auf der anderen Seite gerne unter das Volk, blieb aber im Grunde genommen ein Einsamer, der sich mit Vorliebe in seine „Fluchtburgen“, in sein Dichterheim in die Kartause bei Freiburg, oder in seine Ferienwohnung im Gasthaus „Drei Schneeballen“ in sein „Paradies“ Hofstetten zurückzog. Als erklärter Republikaner bekannte sich Hansjakob oft zur Monarchie, als Preußenhasser verehrte er den „Urpreußen“ Otto von Bismarck, als sozial engagierter Christ und Priester bekämpfte er die Sozialdemokratie seiner Zeit, obwohl manche seiner politischen Forderungen die der damaligen Sozialdemokraten weit übertrafen. Und Hansjakobs Abneigung gegen die

„Wibervölker“, wie er die Frauen nach heimatlichem Brauch zu nennen pflegte, war auch nur eine Pose.

Hansjakob paßte in keine Schablone – schon wegen seiner überquellenden Vielseitigkeit als Theologe, Historiker, Publizist und Politiker und seiner bewußten Formlosigkeit als Schriftsteller. Man nannte ihn oft Volks- oder Heimatschriftsteller, doch solche Bezeichnungen kommen einer billigen Vereinfachung gleich. Eher könnte man ihn einen einflußreichen, sehr kritischen Chronisten seiner Epoche, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts, bezeichnen, wobei aber wiederum nicht seine ganze Wirkungsbreite erfaßt wäre.

Hansjakob war ohne Zweifel einer der produktivsten Schriftsteller deutscher Sprache. Er schrieb über 70 Bücher. Die Auflagen seiner Bücher erreichten schon zu seinen Lebzeiten weit über eine Million Exemplare. Am bekanntesten wurde er durch seine Volksbücher.<sup>17</sup>) Sie sind, vom Kultur- und Sozialgeschichtlichen her gesehen, von ganz besonderer Bedeutung; denn in ihnen spiegeln sich die



Hansjakob auf dem Totenbett im „Freihof“

Repro: Manfred Hildenbrand





*Gruft und Friedhof hinter der Grabkapelle*

Foto: Grüninger, Haslach

Vielfalt des Lebens und der Alltag des Volkes, der einfachen Leute im Schwarzwald, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wider – wie das Landvolk im Schwarzwald damals arbeitete, wie es dachte, wie es feierte, kurz: wie es lebte – eine wahre Fundgrube nicht nur für den Volkskundler und den Brauchtumsforscher, sondern für jeden, der sich mit der Geschichte und dem Brauchtum des Schwarzwaldes beschäftigt.

#### *Anmerkungen*

<sup>1)</sup> Die umfangreiche Literatur über Hansjakob bis 1960 ist aufgeführt in Bernhard Kremann, Hansjakob-Bibliographie, in: Die Ortenau 41, 1961, S. 248–302. Die spätere Literatur wird teilweise aufgezeichnet in Hermann Eimann, Kennen Sie Hansjakob?, Kehl 1981, S. 136 ff., Helmut Bender, Hansjakob, Leben, Wirken und Werk, Waldkirch 1985, S. 49 ff. sowie Manfred Hildenbrand/Werner Scheurer (Hrsg.), Heinrich Hansjakob (1837–1916), Festschrift zum 150. Geburtstag,

Haslach i. K. 1987, S. 270 ff., vgl. auch Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob – Jakobiner im Priesterrock, in: *Badische Heimat* 1, 1987, S. 51–64.

<sup>2)</sup> Nach seinem Tode 1918 im Verlag Bonz, Stuttgart, von seinem Sekretär und Cooperator, dem Pfarrer Dr. Anton Trunz, herausgegeben.

<sup>3)</sup> Verlag Bonz, Stuttgart, 1916.

<sup>4)</sup> Vgl. Manfred Hildenbrand, „Europa ist ein einziges, befestigtes Kriegsager“ – Heinrich Hansjakob als Pazifist, in: *Allmende* 3, 1983, S. 74–84.

<sup>5)</sup> Anton Trunz im Vorwort zu Heinrich Hansjakob, Feierabend, a. a. O., S. 7.

<sup>6)</sup> Oswald Floeck, Heinrich Hansjakob, Leipzig/Karlsruhe 1921, S. 462.

<sup>7)</sup> Dem idyllischen Dorf Hofstetten, 3 km von Haslach i. K. entfernt, widmete Hansjakob eines seiner schönsten Bücher: *Im Paradies*, 6. Auflage, Selbstverlag der Stadt Haslach i. K. 1981.

<sup>8)</sup> Über die Baugeschichte von Hansjakobs Grabkapelle vgl. Werner Scheuer, Kirchenführer der St. Erhard-Kirche Hofstetten, Verlag Schnell und Steiner, München/Zürich 1989 (Schnell-Kunstführer Nr. 1794), S. 20 ff.

<sup>9)</sup> Heinrich Hansjakob, *Stille Stunden*, Bonz Verlag, Stuttgart 1904, S. 190. Seiner Grabstätte widmete Hansjakob noch ein eigenes Buch: *Mein Grab*, Bonz Verlag Stuttgart 1905.

<sup>10)</sup> Professor Fritz Geiges war mit Heinrich Hansjakob gut befreundet. 1987 unternahm Hansjakob mit Geiges seine zweite Italienreise, über die es keine Aufzeichnungen Hansjakobs gibt. Er erwähnt diese Italienreise nur in einer Fußnote im 2. Band der 3. Auflage seines Reisetagebuches *In Italien*, Bonz Verlag, Stuttgart 1905, S. 356. Geiges hat über diese Italienreise von 1887 ausführliche Tagebuchaufzeichnungen gemacht, die heute im Stadtarchiv Freiburg aufbewahrt werden. Für Hansjakob hat Geiges auch die schönen Glasfenster in Hansjakobs Alterssitz, dem „Freihof“ in Haslach, sowie die drei Fenster, die Hansjakob für die Haslacher Stadtkirche stiftete, gefertigt. Vgl. *Schau-ins-Land* 1936, hrsg. v. Breisgau-Ge-

sellschaftsverein, Dem Andenken an Professor Dr. h. c. Fritz Geiges; Adolf Schmid, Vor 50 Jahren starb der Freiburger Ehrenbürger Professor Dr. h. c. Fritz Geiges (2. 2. 1853–23. 6. 1935), in: *Schau-ins-Land* 104, 1985, S. 291–303.

<sup>11)</sup> Oswald Floeck, a. a. O., S. 464.

<sup>12)</sup> Dies bestätigt die heute 90jährige Schriftstellerin und Hansjakobforscherin Maria Schaettgen, Haslach, die als 15jähriges Mädchen der Beisetzung Hansjakobs beigewohnt hat.

<sup>13)</sup> Über Hansjakobs Auseinandersetzungen mit dem Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg vgl. Remigius Bäumer, *Zur Geschichte der Pfarrei St. Martin*, in: *St. Martin in Freiburg i. Br., Geschichte des Klosters, der Kirche und der Pfarrei*, München/Zürich 1985, S. 297 ff., sowie Hermann Brommer, *Heinrich Hansjakob und die Freiburger St. Martinskirche. Ein Beitrag zur Biographie*, in: *Manfred Hildenbrand/Werner Scheuer, Heinrich Hansjakob*, a. a. O., S. 40–67.

<sup>14)</sup> Zit. nach Joseph Schofer, *Mit der alten Fahne in die neue Zeit*, Freiburg 1926, S. 18. Vgl. auch Helmut Bender, *Hansjakob und Konstantin Fehrenbach*, in: *Hansjakob und seine Zeit. Festschrift zum 150. Geburtstag*. Hrsg. von der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft, Waldkirch 1987, S. 67 ff.

<sup>15)</sup> Wolfgang Wipprecht, *Aufrechter Gang. Versuch einer Annäherung an Heinrich Hansjakob*, in: *Badische Heimat* 2, 1980, S. 235–248.

<sup>16)</sup> Vgl. Manfred Hildenbrand, *Das neue Hansjakobdenkmal in Haslach – ein Doppelportrait*, in: *Badische Heimat* 4, 1987, S. 550 f.

<sup>17)</sup> Seit 1960 gibt die Stadt Haslach i. K. im Selbstverlag die *Volksbücher Hansjakobs* heraus. Inzwischen sind 18 Bände erschienen. Die wichtigsten dort noch lieferbaren Volksbücher sind: *Bauernblut*, 14. Aufl., Haslach 1974, *Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin*, 13. Aufl., Haslach 1982, *Wilde Kirschen*, 16. Aufl., Haslach 1983, *Waldeute*, 11. Aufl., Haslach, 1984, *Erzbauern*, 11. Aufl., Haslach 1985, *Aus meiner Jugendzeit*, 16. Aufl., Haslach 1986.



# Denkmalpflege will vom Heimatgefühl profitieren

Zukunftskonzept setzt höhere Akzeptanz zum Ziel/Wissenschaftliche Methoden unverzichtbar

im. STUTTGART. Die Denkmalpflege hat die Aufgabe, das kulturelle Erbe zu erhalten. Damit diese Aufgabe auch in Zukunft bewältigt werden kann, hat das baden-württembergische Landesdenkmalamt im Auftrag des Innenministeriums Leitlinien für die Denkmalpflege in den neunziger Jahren aufgestellt. Wie Innenminister Dietmar Schlee dazu in Stuttgart erklärte, enthält die Konzeption eine Analyse der Rahmenbedingungen, in denen sich die Denkmalpflege bewegt. Sie zeige die Bedrohungen der Kulturdenkmale und verweise auf Erfolge der Denkmalpflege. Dar-aus würden die Ziele und Perspektiven denkmalpflegerischer Arbeit in den nächsten zehn Jahren entwickelt. Das Konzept sei eine solide Basis, so Schlee „es bietet Sicherheit und Berechenbarkeit gerade für das Partnerfeld der amtlichen Denkmalpflege“.

Mit ihrem Maßnahmenkatalog will die Denkmalpflege nicht nur eine größtmögliche Sicherung der Originalsubstanz unter Verminderung vermeidbarer Denkmaleinbußen erreichen, sondern auch eine Minimierung der Kosten durch vorsorgende Denkmalpflege und rechtzeitige Schadensbehebung. Ein weiteres Ziel ist die Erhöhung der Akzeptanz denkmalgerechter Lösungen beim Eigentümer und im Umfeld um Konfliktsituationen so oft als möglich zu umgehen. Außerdem wird insgesamt mehr Sicherheit im Umgang mit Kulturdenkmalen angestrebt. Dabei steht die ganze Breite konservatorischer Aktivitäten im Blickfeld: Die Bau- und Kunstdenkmalpflege ebenso wie die archäologische Denkmalpflege und die Denkmalförderung.

Der Innenminister sieht für die Denkmalpflege derzeit ein günstiges Umfeld. Im Zuge der Renaissance des Heimatgedankens sei der Zugewinn der Lebensqualität durch Erhalt des kulturellen Erbes deutlich in das öffentliche Bewußtsein gerückt. Dieser kulturelle Mehrwert werde künftig noch stärker nachgefragt werden. Von schlüsselartiger Bedeutung sei dabei die Förderpolitik des Landes. Schlee verwies darauf, daß sich der Gesamt-etat der Denkmalpflege im Südwesten von 58 Millionen Mark im Jahre 1980 auf 115 Millionen Mark im Jahre 1990 verdoppelt hat.

Schlee nannte die wesentlichen Herausforderungen des kommenden Jahrzehnts: Schäden drohen dem Denkmalbestand durch wachsende Umweltgefahren wie Luftschadstoffe, saurer Regen und mechanische Erschütterungen. Die zunehmende Vielfalt in den Boden eingreifender Tiefbaumaßnahmen gefährdet das archäologische Erbe. Auch tritt die Problematik einer sinnvollen, zeitgemäßen Denkmalnutzung zunehmend in den Vordergrund. Oft erweist es sich als schwierig, die Erfordernisse bedarfsgerechter Nutzung eines Denkmals mit den konservatorischen Notwendigkeiten zusammenzuführen. Dieses Problem enthält zusätzliches Gewicht bei technik-

und industriegeschichtlichen Denkmälern. „Hier ist die kostenintensive museale Lösung oft der einzige Rettungsweg“, erklärte das Innenministerium.

Schwerpunkt der Denkmalpflege in den neunziger Jahren bildet die Aufstellung und der Vollzug des Denkmalsicherungsprogramms. Diese Förderung soll der substantiellen Sicherung herausragender Kulturdenkmale im Lande dienen. Die Qualität des Objekts wird ganz im Zentrum der Mittelvergabe stehen. Gleichzeitig werden in geeigneten Fällen Nutzungsmöglichkeiten für Einrichtungen der öffentlichen Infrastruktur für kommunale, kirchliche oder sonstige gemeinnützige Träger eröffnet. Ferner soll, um die fortschreitenden Umweltschäden einzudämmen, die naturwissenschaftlichen Ursachen- und Maßnahmenforschung am bedrohten Objekt intensiviert werden.

Auch im archäologischen Themenfeld steht der Ausbau naturwissenschaftlicher Methoden im Vordergrund. Moderne Prospektions-techniken wie Luftbild-Archäologie, geomagnetische Messungen oder Erdradar bieten neue Chancen. Ihr Einsatz gewährleistet größere Sicherheit bei der Beurteilung von Planungs- und Bauvorhaben, vermindert Planungskonflikte und kann die Zahl der Bodeneingriffe und damit die Zerstörung von archäologischen Denkmälern verringern.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet das Dienstleistungsangebot des Landesdenkmalamts für die Bürger, das weiter verstärkt werden soll. Planungs- und Restaurierungsberatung, Bauforschung und Photogrammetrie sind Serviceleistungen für die Öffentlichkeit. „Durch rechtzeitig erhobenes und vermitteltes Denkmalwissen werden Maßnahmekosten verkleinert, unnötige Denkmaleinbußen umgangen und insgesamt Konflikte um das Denkmal abgebaut“, erklärte Minister Schlee.

Darüber hinaus soll schließlich die Informationstechnik im Landesdenkmalamt ausgebaut werden. Zielvorgabe für ein integriertes EDV-Konzept ist ein Denkmalpflege-Informationssystem, das alle Teilaspekte der Denkmalpflege umfaßt. Dieses System wird in der Endstufe eine archäologische Datenbank, das Informationssystem Bau-denkmalpflege und das Zuschußdateisystem umfassen. Die hohen Ziele der Denkmalpflege schlagen sich im finanziellen Aufwand nieder. Das Land investiert derzeit etwa 60 Millionen Mark jährlich allgemeine Denkmalförderung, rund sechs Millionen in das Umweltschadensprogramm, und für das geplante Denkmalsicherungsprogramm sind jährlich 20 Millionen Mark vorgesehen. Nur durch eine gemeinsame und dauerhafte Kraftanstrengung aller könne es gelingen, so Schlee, „daß die Kulturdenkmale als beredete Zeugen der Vergangenheit nicht verstummten“.

Markgräfler Tagblatt, 04. April 1991 – Nr. 78

# Die Mühlenkapelle – ein wiedererstandenes Stück „Alt-Haslach“

Alois Krafczyk, Haslach

„Ein Stück Alt-Haslach muß modernem Verkehr weichen“, so lautete vor nunmehr achtzehn Jahren die Nachricht, die durch ganz Haslach ging. Damit schien das Schicksal der aus dem frühen 17. Jahrhundert stammenden Mühlenkapelle besiegelt.

„Sie wird wahrscheinlich für immer aus dem Haslacher Stadtbild verschwinden“, so hieß es damals und als Grund nannte man die Tatsache, „ein ursprünglich geplanter Neubau würde zu teuer werden“. Doch trotz der pessimistischen Stimmung jener Tage hatte

das Denkmalsamt die Sicherung wertvoller Bauteile veranlaßt: der Altar, die Glocke, der Türosturz mit Konzol, die Fenstergewänder und Eckquader, sie wurden für einen eventuellen Wiederaufbau in Verwahrung genommen. Nie wurde der Gedanke an einen Wiederaufbau aufgegeben, aber mit den Jahren wollte kein Haslacher mehr so recht daran glauben, der Neubau rückte in immer weitere Fernen.

Aber ausgerechnet der 150. Geburtstag Heinrich Hansjakobs im Jahre 1987 wurde



Die Mühlenkapelle – Illustration von Curt Liebich



zum Anlaß genommen, den Wiederaufbau ins Auge zu fassen und ganze drei Jahre später war es soweit; die Mühlenkapelle steht wieder in ihrer alten Umgebung. Ein Wunschtraum ist Wirklichkeit geworden und dies dank gemeinschaftlichen Einsatzes der ganzen Bevölkerung.

Zu einem großen Fest der Haslacher wurde dann Ende September vergangenen Jahres die Einweihung der wiedererbauten Mühlenkapelle, welche durch den Freiburger Domkapitular Dr. Sauer vorgenommen worden war. Rund um die Mühlenkapelle hatten die Haslacher Vereine zahlreiche Stände aufgebaut und sie waren es, die die zahlreichen Ehrengäste und Festgäste ehrenamtlich bewirteten. Auch der Erlös dieses Festes floß wie schon 1987 wiederum der Mühlenkapelle zu. Seit diesem Tag aber ist diese Kapelle wieder ein Ort des Gebetes und der Andacht und am Fest des Heiligen Johannes Nepomuk, am 16. Mai dieses Jahres, da feierte man erstmals wieder mit einer Eucharistiefeyer den Kapellenheiligen.

Dieses für die Haslacher so freudige und sicherlich nicht alltägliche Ereignis, der Wiederaufbau der alten Mühlenkapelle, ist auch Anlaß zu einem Blick in die Geschichte dieses kleinen Heiligtums, zugleich auch ein Blick in die Geschichte von Alt-Hasle.

Licht in die Geschichte der Mühlenkapelle brachte der Haslacher Heimathistoriker Manfred Hildenbrand und so erfuhren wir, daß die Kapelle anfangs „Aukapelle“ hieß, nannte man doch jenes Gebiet, wo der „Ochsen“, die Kapelle und das Elektrizitätswerk stehen, die „Aue“. Als später aber an benachbarter Stelle eine Mühle gebaut wurde, gab man der Kapelle den heute noch üblichen Namen „Mühlenkapelle“.

1622 erbaut, geht die Kapelle auf die Initiative des Haslacherr Oberamtmannes Simon Finkh (1580–1648) zurück. War die Kapelle zu Beginn des 30jährigen Krieges sehr klein ausgefallen, so erfuhr sie 1652 eine Erweiterung und diese ging zurück auf ein Gelöbnis,

welches Finkh's Gemahlin Margaretha Dorothea, geborene Gebele (1600–1663) und ihr Bruder, der Landschaftner Jakob Gebele (1601–1675) mit Ausbruch der Pest 1635 abgelegt hatten. Das Gelübde aber konnte erst Jahre nach dem „großen“ Krieg eingelöst werden und so zeigte die Bauweise der nun erweiterten Kapelle so recht die Zeichen dieser schweren Zeit: ein einfacher, fast ärmlicher Bau ohne jeglichen architektonischen Aufwand.

Obwohl schon 1652 erweitert, konnte die Mühlenkapelle doch erst im Jahre 1661 von Weihbischof Gabriel Haug aus Straßburg geweiht werden, zusammen mit der Klosterkirche und der Loretokapelle. Geweiht wurde die Kapelle auf den Titel der „Unbefleckten Empfängnis Mariens“ (8. Dezember) und zu Ehren des Brückenheiligen Johannes Nepomuk. Dieser Heilige findet sich wie schon früher auch heute wieder über dem Eingang zur Kapelle, einst gemalt von dem Wolfacher Barockmaler Johann Georg Hildtbrandt, jetzt von Dimitri Petrow neu aufgemalt. Ein Bild im Innenraum der Kapelle zeigt ebenfalls Johannes Nepomuk, ein weiteres den Heiligen Franz Xaverius, den Schutzpatron der schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts erwähnten und sehr starken Männerbruderschaft.

Die Mühlenkapelle wurde, so ist dem Arbeitsbuch („Agende“) des Haslacher Kapuzinerklosters von 1753 zu entnehmen, von den Kapuzinern betreut. Zweimal in der Woche war Gottesdienst und die Franz-Xaverius-Bruderschaft, geleitet von einem Kapuziner, hielt dort ihre Andachten und Versammlungen ab. Seit ihrer Gründung muß die Mühlenkapelle auch ein Zufluchtsort in Not und Sorge gewesen sein, insbesondere für die armen Leute der damaligen Zeit. Heinrich Hansjakob schreibt darüber u. a. in seinem Werk „Meine Madonna“: Im 17. Jahrhundert gab es auch viele arme Leute. Ein Bettelvogt war angestellt, der mit den Bettlern auszog. Bevor er jedoch mit Fremden und Einheimi-



*Wiederaufgebaut und 1990 eingeweiht: Die Haslacher Mühlenkapelle*

schen auf den Bettelweg zog, zog er mit ihnen zur Mühlenkapelle. Dort wurde ein Rosenkranz gebetet für die Gabenspenden. Nach dem Bettelgang ging es wieder zur Mühlenkapelle, nun aber einen Rosenkranz für die Wohltäter betend“.

Mit der Mühlenkapelle war übrigens Heinrich Hansjakob schon in seiner Kindheit verbunden und in seinen Jugenderinnerungen schreibt er: „... Außerhalb des heimatlichen Städtchens liegt gen Osten die Mühlenkapelle und gen Westen am Kapuzinerkloster das Loretokirchlein, beide zu Ehren der Muttergottes. Das waren die Lieblingskirchen der Lenebas (ledige Schwester der Großmutter Hansjakobs) und dahin führte sie mich unzählgemal. Da zeigte sie mir die Mutter und das göttliche Kind, da lehrte sich mich zu beiden die Hände falten, während sie in wahrer Verzückung betete“.

Die Muttergottes steht noch heute im Barockaltar der Kapelle, welche einst, so der „Visitationsbericht über die Pfarreien des Landkapitels Lehr“ aus dem Jahre 1666 gar drei Altäre aufwies. Während die beiden Seitenaltäre bei Instandsetzungsarbeiten im 19. Jahrhundert beseitigt worden waren, blieb der schöne Hauptaltar erhalten. Da steht in einer von Säulen umfaßten Nische die Muttergottes, während Arkantusmotive und Sonnenblumen sich um die Säulen ranken. Gerade die Sonnenblumenmotive lassen vermuten, daß auch dieser Altar wie ähnliche in St. Jakob in Wolfach und in der Friedhofskapelle in Haslach aus der Werkstätte der Villingener Barockbildhauer Johann Schupp (1631–1713) und Josef Anton Schupp (1664–1729) stammt. Beide, Vater und Sohn waren in ihren Tagen die gefragtesten Bildhauer und Kunstschreiner im Gebiet zwischen Baar und Kinzigtal.



Wie die beiden Seitenaltäre ausgesehen haben ist nicht bekannt, es wird jedoch angenommen, daß die beiden Bilder mit den Heiligen Johannes Nepomuk und Franz-Xaverius zu den abgegangenen Altären gehörten.

Die Geschichte der Mühlenkapelle aber ist auch unzertrennbar mit dem Haslacher Brauchtum und da mit dem „Storchentag“ verbunden. Daß dieses alljährliche Fest der Haslacher Kinder am 22. Februar schon seit der Frühzeit der Kapelle gefeiert wird, das beweist ein Eintrag im ältesten, erhaltenen

Rechnungsbuch der Stadt aus dem Jahre 1643. Unter den Ausgaben sind sechs Kreuzer aufgeführt, die einem Johann Jakob Arquin dafür bezahlt wurden, weil er „dem Storch geklopft“. Damit wäre dieser Mann der erste uns namentlich bekannte „Storchenvater“. So wie früher, so beginnt auch künftig wieder an der Mühlenkapelle mit dem Läuten der Kapellenglocke um zwölf Uhr mittags und mit dem „Englischen Gruß“ der „Storchentag“, ein Frühlingsfest ältesten Ursprungs.

Streit um Denkmalschutz beim Badischen Bahnhof in Basel

## „Vor der Wirtschaft auf dem Knie“

Hans-Walter Neunzig, Basel

Historiker und Denkmalschützer sind sich einig: Der 1909 bis 1913 nach den Plänen des deutschen Architekten Karl Moser gebaute Badische Bahnhof in Basel gilt als kunsthistorisch bedeutendste Bahngebäude der Schweiz. Es handele sich um ein Denkmal von nationaler Bedeutung, befand die Eidgenössische Kommission für Denkmalschutz und verlangt schon seit langem den vollständigen Schutz für den langgestreckten Monumentalbau.

Die Deutsche Bundesbahn, die den Bahnhof unterhält, will davon jedoch aus guten Grün-

den nichts wissen: Sie will entgegen den Plänen der Denkmalschützer zusammen mit dem Schweizer Filialisten Migros im Nordtrakt des historischen Gemäuers ein modernes Einkaufszentrum einrichten.

Im Widerstreit zwischen den Bewahrern des Kulturerbes auf der einen Seite und den wirtschaftlichen Gelüsten von Bahn und Migros auf der anderen Seite hat die Basler Regierung nun ein scheinbar „salomonisches“ Urteil gefällt: Sie stellte die Fassade, die mächtige Schalterhalle, die Fürstenzimmer und die Diensträume der Bahnhofsinspektion unter



Badischer Bahnhof: Denkmalpfleger wollen Einkaufszentrum verhindern (Copyright: Pressebüro Hans-Walter Neunzig)



Denkmalschutz. Für nicht schützenswert erachtete die Basler Regierung hingegen den Nordtrakt des Gebäudes, insbesondere die beiden Buffet-Räume – justament also die Gebäudeteile, in denen Migros nach Umbau und „Auskernung“ seinen Supermarkt einrichten will. Das bedeutet auch das Aus für das Basler Theater, das die repräsentativen Räumlichkeiten des halbrunden Buffet-Vorbau zeitweilig als Spielstätte genutzt hat. Zuletzt inszenierte dort der Regisseur Christoph Marthaler sein vielbeachtetes Stück „Stägeli uf, Stägeli ab, juhee“, eine kritische Szenenfolge zum 700. Jahr der Eidgenossenschaft.

Mit einem Federstrich wischt die Basler Regierung damit sowohl das Votum der nationalen Denkmalbehörde wie auch das ihres eigenen Denkmalschutzamtes vom Tisch, die unisono einen „integralen Schutz“ des gesamten Bahnhofes gefordert hatten.

Der mächtige Profanbau mit den vorgebauten Säulenarkaden steht nach Ansicht von Architekturhistorikern für die baugeschichtliche Abkehr vom Historismus zur Vormoderne. Obwohl das Bahnhofsinnere mehrere Modernisierungen hinter sich hat, sind noch weite Teile im Originalzustand erhalten. Der Architekt Moser, der auch die Basler Paulus- und Antoniuskirche entworfen hat, war damals Referent beim Eisenbahnministerium in Karlsruhe. Sein Bau weist eine frappierende Ähnlichkeit mit dem etwa zur gleichen Zeit entstandenen, noch monumentaleren Bahnhof von Helsinki auf.

Bereits 1977 versuchte die Basler Denkmalpflege den Schutz des Bahnhofes zu erreichen und stoppte im Juni des vergangenen Jahres die Umbaupläne der Deutschen Bundesbahn mit einem Einspruch. Die nun getroffene Entscheidung der Basler Regierung, die sich nicht einmal bei ihren Fachleuten rückversichert hatte, rief bei der Denkmalpflege ungläubiges Kopfschütteln hervor. „Da steckt keine Logik darin, außer daß man vor der

Wirtschaft in die Knie gegangen ist“, lautete der Kommentar.

Der Streit zwischen Regierung und Denkmalschutz hat bereits Tradition. Auch im Jahr 1981, als die Tragkonstruktion der Gleishalle des Badischen Bahnhofes abgebrochen wurde, konnten sich die Denkmalpfleger mit ihren Interessen nicht gegen die Staatsräson durchsetzen. Damals hatte ihnen sogar das deutsche Landesdenkmalamt in Stuttgart „moralische“ Schützenhilfe geleistet.

Doch auch wenn der Entscheid nun grünes Licht für den Migros-Markt zu signalisieren scheint, ist man bei der Bahn nicht ganz glücklich. Mit dem Schutz der Schalterhalle hat die Kantonsregierung gleichzeitig auch den Bahn-Plänen einen Strich durch die Rechnung gemacht, die in der Halle eine Galerie einziehen und ein modernes Dienstleistungszentrum einrichten wollten. Klaus Valk, der Regionalbeauftragte der Bundesbahn in Basel, hält ohnehin den Denkmalschutz für den Badischen Bahnhof für überflüssig. Er verweist auf die Anstrengungen der Bahn für den Erhalt des Gebäudes, in das in den vergangenen Jahren rund 14 Millionen Franken investiert worden seien. Ob die Bundesbahn gegen den Denkmalschutzentscheid Einspruch einlegen will, könne erst nach Prüfung des schriftlichen Entscheids beurteilt werden, meint Klaus Valk zurückhaltend.

Weniger zurückhaltend äußert sich hingegen der Jurist Christoph Winzeler vom Verein „Basler Heimatschutz“. Er hält es für absurd, willkürlich einen wertvollen Bestandteil eines schützenswürdigen Gebäudes auszuklammern, der „zufällig“ von der Bundesbahn ausgekernt werden soll. Am 24. April will der Vorstand des Vereins darüber befinden, ob er beim Verwaltungsgericht Einspruch gegen den Regierungsentscheid einlegen wird – eine Entscheidung, die „wahrscheinlich positiv ausfallen wird“, wie er ankündigt. Winzeler ist optimistisch, am Ende doch noch den vollen Denkmalschutz für den

Badischen Bahnhof erreichen zu können. In einem ähnlichen Verfahren im Jahre 1987 gelang es dem Verein immerhin, sich beim Umbau des Bahnhofs SBB gegen die Regierungs-

meinung durchzusetzen. „Und der Bahnhof SBB ist bei weitem kein so bedeutendes Architektur-Denkmal wie der Badische Bahnhof“, gibt sich Winzeler zuversichtlich.





# Villinger Mundartdichter Hans Hauser

Hermann Preiser, Villingen

Der Villinger Mundartdichter Hans Hauser, der im gesamten alemannischen Sprachraum große Achtung genoß, ist am 4. März dieses Jahres im Alter von 83 Jahren gestorben.

Hans Hauser wuchs im Villinger „Riet“ auf und erlernte den Kaufmannsberuf. Nach seiner Rückkehr aus russischer Gefangenschaft übernahm er mit einem Partner eine große Tankstelle. Hauser war ein Villinger mit Leib und Seele und mit großer Lebendigkeit pflegte er die heimatliche Mundart und öffnete auch für Außenstehende das Verständnis für die Sprache unserer Heimat.

Neben vielen Schwänken und Aphorismen bleibt sein Gedichtband „Dief i de Nacht“ unvergessen.

Nach seiner Zuruhesetzung war Hans Hauser, als ausgezeichnete Kenner der Villinger Geschichte, viele Jahre hindurch sachkundiger Führer in den Villinger Museen.



Hans Hauser

## *Mi Uhr*

*E Hilzerni, e Wälderi,  
en herte Schlag, en gmache Gang,  
dät basse n i mi Stube rii  
und blangeret mit johrelang.*

*I bin drum gloffe Dag und Nacht  
und hau si gfunde. Hau mi gfrait  
wie kum noh on, und hau si sacht  
uff Hände hom is Hiisli trait.*

*Si hät nit, wie n ich, Ziit vespillt,  
hät d'Stunde zellt und Oerning gmacht.  
Si hät min Dag mit Lebbe gfüllt  
und ganzi Nächt dur mitmer gwacht.*

*Si hät mi noo und noo verwähnt,  
si goht, i guck scho nimme n uff.  
Me hond is anenander gewähnt,  
si goht und goht, i acht nit druff.*

*Der Schritt, der goht dur elles dur,  
isch um mi rum, liit mer im Ohr,  
doh wenn er au noh luter wur –  
i nimmen oefach nimme woehr.*

*I guck au nimme n i si nü,  
i laß si laufe wie si will,  
si liidet und goht langsam ii  
und hinkt, und stobt uff oemol still.*

*I haus nit g'achtet wie si loot,  
i haus nit g'seah wie si verhellet,  
jetz merk i, wo si stille stobt,  
daß i de Stube n ebbis fehlt.*

## Verleihung des Mundartpreises im Rahmen der baden-württembergischen Literaturtage in Karlsruhe

Zur Förderung und Pflege heimatlicher Tradition und Mundarten stiftete der Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden einen Mundartpreis, der jährlich vergeben wird, erstmals im Jahre 1986. Nun konnte der Preis bereits zum sechsten Male verliehen werden, in diesem Jahr für Lyrik und Stücke

Die Verleihung des Mundartpreises fand am 4. Juli 1991 im Mundarttheater „D'Badisch Bühn“ in Karlsruhe-Grünwinkel statt, und einen besseren Ort hätte man nicht finden können. Die Jury hatte Schwerstarbeit zu leisten, denn 57 Teilnehmer waren mit über 120 Arbeiten vertreten. Das ist ein Beweis, daß die Resonanz für die Mundartpreise zunimmt und daß deren Zweck, begabte Männer und Frauen aus Nordbaden zum Schreiben in Mundart zu veranlassen, inzwischen weitgehend erreicht wurde. Die eingereichten Dichtungen entstanden aus Freude an der Mundart, einer Sprache, die durch die Mobilität der Gesellschaft gefährdet und teilweise schon im Dahinschwinden ist. Diese Entwicklung läßt sich wohl nicht aufhalten, und Sprachen sind immer im Fluß und Wandel begriffen. Doch die Schreibenden können festhalten, was allmählich verhallt und nach und nach verloren zu gehen droht. Das ist ihr großes Verdienst.

Es ist schon erstaunlich, in welch breiter Streuung nun zur Feder gegriffen wurde. Mit Genugtuung konnte auch festgestellt werden, daß sich das Niveau der eingesandten Arbeiten verbessert hat. Das läßt für die Zukunft hoffen.

Die Preisträger 1991 waren für

Lyrik: Judith Rimmelspacher, Karlsruhe,  
1. Preis, Marei Messer,  
Baden-Baden, Heidrun Eyer mann,  
Obrigheim,

Stücke: Hatto Zeidler, Heidelberg, 1. Preis,  
Jürgen Pfeifer, Rastatt,  
Ludwine Müller, Rauenberg.

Die Feierstunde fand in einer wohlthuend lokaleren Atmosphäre statt, und der Erfolg hatte viele Väter. Dazu trug in erster Linie Dr. Stähle vom Süddeutschen Rundfunk und einer der Juroren bei, der in einem gepflegten „Karlsruherisch“ routiniert und humorvoll die Arbeit der Jury beleuchtete und die Preisträger vorstellte. Und dann natürlich die Preisträger selbst, die ihre Gedichte, Dialoge und Szenen vortrugen und viel Beifall ernteten. Der Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden war durch Reg. Dir. Theobald vertreten, die die Veranstaltung eröffnete und schloß, die Sponsoren durch Sparkassendirektor Ganz, der, das sei positiv vermerkt, ebenfalls Mundart redend, bemerkenswerte Gedanken über Heimat einbrachte. Und ohne Zweifel waren die Darbietungen des sympathischen und ausgezeichneten elsässischen Liedermachers René Egles Höhepunkte dieser schönen Preisverleihung, die der Mundartdichtung im nordbadischen Raum wirklich gute Dienste geleistet hat. P.E.

### Verleihung des Landespreises für Heimatforschung 1991 im Schloß zu Karlsruhe

Die Landesregierung Baden-Württemberg, der badische und württembergische Genos-



senschaftsverband und der Landesausschuß für Heimatpflege, die gemeinsamen Stifter des Preises, hatten zu dessen Verleihung am 9. Juli 1991 in den neu renovierten, sehr festlichen Gartensaal des Karlsruher Schlosses eingeladen. Der Preis wurde in diesem Jahre zum 10. Male verliehen, und zum 2. Male war man nun in einer badischen Stadt.

Der Preis besteht aus einem Hauptpreis und Förderpreisen, welche eine Weiterforschung unterstützen wollen. Die Jury, die aus 15 Persönlichkeiten besteht und sich aus Vertretern der Landesregierung, des Landesausschusses für Heimatpflege, der Genossenschaften, Volks- und Heimatkundlern und Vertretern der Museen zusammensetzt, hatte 150 Arbeiten zu sichten und zu bewerten. Der mit 5000,- DM dotierte Hauptpreis, der immer für ein Einzelwerk vergeben wird, fiel an Raimund Kolb, Weingarten (Ravensburg) für seine umfangreiche Arbeit „Bähne, Mühle, Zug und Bus. Die Bahn im mittleren Schusental“. Es gelang dem Autor eine eindrucksvolle Darstellung der Verkehrs- und Sozialgeschichte mit interessanten lokalen Bezügen, auch zu den Verkehrsproblemen der Gegenwart. Der Preisträger präsentierte selbst seine Arbeit fundiert und mit hintergründigem Humor.

Die Förderpreise, die mit 2500,- DM belohnt werden, erhielten Werner Debler aus Schwä-

bisch-Gmünd, August Vetter aus Kollnau (Waldkirch) für je zwei Arbeiten und Gott-helf Zell aus Kirchberg a. d. Murr.

Ein Jugendförderpreis konnte leider 1991 zum zweiten Male seit Bestehen der Stiftung nicht vergeben werden, es waren keine Arbeiten eingegangen. Das ist eine bedauerliche Tatsache. Daraus ergibt sich auch die Aufgabe für den Landesverein Badische Heimat, Jugendliche, Schüler, Schülergruppen aufzufordern, sich zu beteiligen. Es bestehen im Lande viele Initiativen, die oft von den Schu- len ausgehen, gerade auch auf dem Gebiet der Ökologie und des Natur- und Landschafts- schutzes - es müssen nicht immer die klassi- schen Themen wie die Verfassung von Orts- chroniken u. ä. sein - die einer Darstellung und Dokumentation wert wären. Wir sollten alle, die daran arbeiten, dazu ermutigen.

Vor einem zahlreichen Publikum, darunter hochrangige Vertreter der Politik und Insti- tutionen aller Art, übergab Staatssekretär Schneider die Preise. Es sprachen weiter die Genossenschaftspräsidenten Gushurst (Karlsruhe) und Martersteig (Stuttgart) und als Vertreter der Stadt Karlsruhe Erster Bür- germeister Sack. Die eindrucksvolle Feier- stunde wurde vom Trio Cocteau musikalisch umrahmt. P.E.

# Badische Geschichte glänzend präsentiert:

Der neue Zähringer-Saal im Badischen Landesmuseum zu Karlsruhe

*Ludwig Vögely, Karlsruhe*

Das Badische Landesmuseum im Schloß zu Karlsruhe findet langsam wieder zu seiner Bestimmung. Seit 1987 sind die Umbauarbeiten am Schloß im Gange, das nun seine Fassade in neuem Glanze zeigt, und auch der große Vorplatz ist neu gestaltet worden. Im Zuge dieser Arbeiten ergriff man die Gelegenheit, auch im Innern des Schlosses die dringend notwendigen Renovierungen durchzuführen. Der Termin 1991 als Abschluß der Arbeiten erwies sich bald als illusorisch. Man rechnet noch weitere drei Jahre, bis das Museum vollständig zugänglich sein wird. Das Tempo der Weiterarbeit ist vor allem eine Finanzfrage, und das Geld aus Stuttgart fließt z. Zt. zäh nach Karlsruhe. Vielleicht hat die Gestaltung des Vorplatzes zu viel Geld gekostet, und der Staat spart heutzutage sowieso. Immerhin kam der Museumsbetrieb wieder in Gang, und man kann das Schloß nun wieder durch den Haupteingang betreten. Die feierliche Eröffnung des Zähringer- und Barocksaales am 9. Juni 1991 machte dies möglich.

Der neue Zähringersaal wird im ehemaligen Schloß der Großherzöge von Baden immer ein zentraler Ort bleiben. Seinen Namen erhielt er von dem Geschlecht der Zähringer, von dem die badischen Herrscher ihre Herkunft ableiteten. Die Namengebung für den Saal bereitete einiges Kopfzerbrechen, denn die präsentierte Geschichte setzt mit Karl Wilhelm ein, und bei den Zähringern denkt man an das Mittelalter. „Badensaal“ hätte falsche Hoffnungen erwecken können, „Kurfürstensaal“, „Markgrafensaal“, „Großherzogsaal.“ Inzwischen haben die Einwohner Karlsruhes und die Besucher das Problem

gelöst, denn der Name Zähringersaal bleibt gut im Gedächtnis haften, und so wird es dabei bleiben. Und warum auch nicht.

Dieser Saal wurde zu einem der repräsentativsten Räume des Schlosses, von Frau Dr. Stratmann-Döhler mit vielen Helfern gestaltet. Die chronologische Gliederung des hellen, schönen Raumes, der die badische Geschichte anhand ihrer Fürsten lebendig zeigt, bot sich von selbst an. Einen breiten Raum nimmt der Stadtgründer Karl Wilhelm ein. Ihm nach folgen alle anderen Fürsten in berühmten Gemälden, Büsten, Portraitmedaillen. Herrliche Vasen, Uhren, Leuchter und Porzellane lockern die Schau auf. Und es gibt Höhepunkte!

Die größte Attraktion stellen ohne Zweifel die Kroninsignien der badischen Großherzöge dar, die 1806 hergestellt werden mußten, als Karl Friedrich Großherzog wurde. Diese Kostbarkeiten, Krone, Szepter und Schwert, die über siebzig Jahre in der Staatsschuldenverwaltung lagerten, sind nun wieder da, wohin sie gehören und sind strahlender Mittelpunkt des Saales. Die Krone z. B. ist aus Pappmasché gemacht, das mit Samt und Seide ausgeschlagen ist, Edelsteine, Gold, Silber, Email geben ihr einen Glanz, der einer Königskrone würdig wäre. Nachgewiesenermaßen, und das ist historisch doch interessant, stammt ein Teil der Pretiosen aus dem Besitz von Klöstern, die bei der Säkularisation an Baden gefallen waren.

Ein weiterer Glanzpunkt ist das prunkvolle Toilettenservice der Großherzogin Stephanie. Die berühmte Garnitur, aus 43 Teilen bestehend und aus vergoldetem Silber, Rein- gold und Email gefertigt, ist ein Geschenk





*Prunkbogen mit Köchergarnitur und Pfeilen, osmanisch, 17. Jahrhundert*

Foto: Bad. Landesmuseum

Großherzog Friedrichs an Stephanie zu ihrem ersten Wochenbett und wurde von dem Pariser Goldschmied Biennais, der auch für Napoleon gearbeitet hat, geschaffen und kostete 56451 Francs, ein wahrhaft fürstliches Geschenk! Kostbar ist auch das Diadem der letzten badischen Großherzogin Hilda. Entzückend auch das berühmte Portrait der Markgräfin Caroline Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen.

Vom ehemaligen Thronsaal des Schlosses blieb glücklicherweise die Ausstattung erhalten, und einige wertvolle Möbel sind im Zähringersaal ausgestellt. Zentrales Stück ist der Thronessel. Sein Gestell besteht aus geschnitztem Holz und Bronze, beides vergoldet. Der rote Samtbezug ist reich mit Goldstickerei verziert. Auf beiden Seiten tragen Greifen, die Wappentiere des badischen Hau-

ses, die Armlehnen. Daneben steht ein Konsoltisch mit einer prachtvollen Kaminuhr. Dieser Tisch stand einst im Thronsaal der Großherzogin Stephanie.

Damit mag der kurze und notwendigerweise sehr unvollständige Überblick beendet sein. Alle Objekte sind hervorragend präsentiert. Der Raum ist optimal aufgeteilt, so daß der Besucher alles bequem besichtigen kann. Hier waren Museumsdidaktiker und Praktiker von Format am Werk. Dieser Gang durch badische Geschichte ist eigentlich ein Muß für jeden Karlsruher und darüber hinaus für jeden, dem die Historie unseres Landes etwas bedeutet.

Gleichzeitig mit dem Zähringersaal wurde die seit Jahren geschlossene Barockabteilung wieder zugänglich. Frau Dr. Stratmann-Döhler dazu: „Sie wurde gänzlich neu präsentiert



*Caroline Luise, Markgräfin von Baden (1723–1783) mit ihren beiden ältesten Söhnen  
Öl auf Leinwand, Joseph Mellinger, Karlsruhe 1757, Dauerleihgabe der Musées de France* Foto: Bad. Landesmuseum



und zeigt nun in strenger Trennung weltliche und geistliche Kunstwerke, wobei wie schon beim Zähringersaal einige Neuerwerbungen und vorher nicht gezeigte Objekte integriert werden konnten. Unter den Skulpturen ragen die in langer Arbeit restaurierte barocke Kreuzigungsgruppe und dreizehn Einzelfiguren heraus, die aus der 1886 abgebrochenen Kirche in Höchenschwand stammen. Mittelpunkt des Keramikabinetts sind die Terrinen in Tiergestalt aus der Straßburger Fayencemanufaktur und die Fayencen der 1723 gegründeten Durlacher Fayencemanufaktur. Das Porzellan der verschiedenen europäischen Manufakturen ist ebenfalls in guten Exemplaren vertreten.“ Auch dieser Saal ist beeindruckend gestaltet. Die neue Konzeption wird besonders bei der Kreuzigungsgruppe deutlich, die vor einem schwarzen Hintergrund aufgelockert und doch eine Einheit bildend in der Höhe so angebracht ist, daß diese etwa der in der Kirche entspricht und der Beschauer also etwas nach oben blickt. Die Weiträumigkeit des prächtigen

Saales ist für den Besucher besonders wohlthuend.

Und noch ein wichtiger Hinweis soll an dieser Stelle gegeben werden. Die „Karlsruher Türkenbeute“, eine Sammlung von internationaler Bedeutung, wurde der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. Sie verdankt ihre Entstehung der Teilnahme badischer Markgrafen an den Türkenkriegen, besonders der Kriegsbeute des „Türkenlouis“, des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, und legt in einmaliger Weise Zeugnis ab von dem hohen Stand des osmanischen Kunsthandwerks. Nach konservatorischer und wissenschaftlicher Bearbeitung (Katalog „Die Karlsruher Türkenbeute“ kostet an der Museumskasse 48.- DM, im Handel 98.-DM.) fand nun die Türkenbeute eine provisorische Unterkunft in der zweiten Etage des Schlosses, bis die Renovierungsarbeiten im Schlosse abgeschlossen sind.

Fazit: Ein Besuch des Badischen Landesmuseums im Schlosse zu Karlsruhe lohnt und bereichert allemal!

# Vom Thüringer Wald zum Erzgebirge

Interessante Studienfahrt der „Badischen Heimat“ in die neuen Bundesländer und Kontaktaufnahme mit dortigen Heimatbünden

*Karl Wörn, Schwetzingen*

Schon länger stand eine Fahrt in den deutschen Osten auf dem Fahrtenprogramm des Bezirksvereins Schwetzingen der „Badischen Heimat“. Am Pfingstdienstag mußten dann auch zwei Busse eingesetzt werden, um alle interessierten Mitglieder an Bord nehmen zu können. Das vom ersten Vorsitzenden Alexander Lindinger ausgegebene Motto für die Mehrtagesfahrt hieß dementsprechend: „Getrennt fahren, vereint erleben“. Wie bei allen Fahrten zuvor liefen die Vor-Ort-Vorbereitungen seit langem und vorbildlich. Einer Studienreise von großem Erlebniswert und innerem Zugewinn waren so Tür und Tor geöffnet.

Am Nordzipfel des Thüringer Waldes liegt bei Eisenach die traditionsreiche Wartburg. Der Aufstieg zu ihr, der Symbolburg der Deutschen, wurde mit vielen anderen Besuchern geteilt. Sie kamen aus Ost und West. Zurück lagen die scheußlichen Relikte des geschmolzenen „Eisernen Vorhanges“ – Todesstreifen und Wachtürme. In Eisenach – Autoproduktionsstätte des ehemaligen „Wartburg“ – begleitete eine miserable Bausubstanz eine vierzigjährige unrühmliche Wirtschaftsform, so daß eines der wenigen Paroleplakate „Durch die Treuhand stirbt die Region“ seinen eigenen Aussagewert persiflierte, obwohl die Schließung der Produktionsstätten Arbeitsplatzverluste bedingt. Dagegen waren sehr viele Menschen entlang der Autobahn, an Häusern und Betrieben beschäftigt, hoffnungsfroh an eine neue Zukunft denkend, wie manches Gespräch ergab. Die Neugierde auf die deutsche Schicksalsburg war berechtigt: von der Romantik der

ältesten Bauteile zur Romantik wiederbelebter Inhalte, etwa Parzival von Richard Wagner; der sagenumwobene Sängerkrieg, um 1200, mit Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, dem großen Epiker – und dem streitbaren Eisenacher Heinrich von Ofterdingen – in der Manessischen Liederhandschrift findet man sie wieder! Dann war da die Darstellung des Rosenwunders der Heiligen Elisabeth, jener Landgräfin mit dem guten Herzen für die Armen. Sie war von 1211–1227 auf der Burg. Ein schneller Blick huschte in der „Lutherstube“ über das simple Möbel und den „Tintenfleck-Mörtelbruch“. Kurfürst Friedrich der Weise hielt hier den Reformator als Junker Jörg in Schutz vor Bann und Acht. In zehnmönatiger Arbeit übersetzte Martin Luther das Neue Testament aus dem Griechischen – bei der Korrektur half unser Brettener Landsmann Melanchthon. Die in den Burschenschaften zusammengeschlossenen Studenten feierten 1817 das erste Wartburgfest, das historisch und politisch beachtenswert wurde. Von 1839–1890 wurde die Wartburg renoviert und zum Denkmal ausgebaut. Der Ratsort Freudenthal trägt seinen vielsagenden Namen nach dem Grafen zu Gleichen, der aus dem Türkenfeldzug eine Türkin zur Linken mitbrachte und dann „zweibeweibt“ auf einer der drei „Gleichen“ (Burgen) glücklich hauste. Gesprächsstoff genug, bis der eine Bus in die Prager Straße zu Dresden einbog und vor dem Hotel „Lilienstein“ hielt, während der andere noch nach Schellerhau im Erzgebirge zum Hotel „Stephanshöhe“, einem ehemaligen Ferienhaus des FDGB hin-



aufklettern mußte. Das recht gut geführte Haus wird z. Zt. von der Treuhand verwaltet und wartet auf einen Käufer.

Sachkundige und freundliche Fremdenführerinnen bei Stadtrundfahrt, Museumsbesuchen und Schloßbesichtigungen erläuterten Geschichte und Gegenwart einer Stadt, die wieder zum Elbflorenz werden will, der Landeshauptstadt Sachsens, Dresden. Inmitten erinnert die Ruine der Frauenkirche an jenes schrecklich-barbarische Inferno, das die Stadt in Flammen aufgehen ließ und Tausenden und Abertausenden den Tod brachte. Die Wiederaufbauarbeiten sind nach über vierzig Jahren nicht abgeschlossen! Der Zwinger (Name eines Festungsteils) und seine Umgebung ist in seiner barocken Einmaligkeit wieder erstanden, nicht jedoch das ganze Schloßareal. Die Kreuzkirche erinnert an den berühmten Kreuzchor, die Brühl'sche Terrasse, an welcher die Mannheimer Firma Grimmig gerade arbeitet, an den geschickten Staatsmann, den Grafen Brühl und die Statue des goldenen Reiters am anderen Elbufer an August II. den Starken, den sächsischen Kurfürsten der mit seiner barocken Lebensform die ganze Epoche überstrahlt und der als August I. polnischer König wurde. Im „Grünen Gewölbe“, jetzt ausgelagert in das Albertinum, wird sein ungeheurer Reichtum, von Künstlern gar fein gestaltet, dargeboten. Raffaels „Sixtinische Madonna“ war in der Gemäldegalerie ebenso unübersehbar wie die bis in die Gegenwart reichende Darbietung künstlerischen Schaffens. Theater und Oper spielen in der 520 000 Einwohner zählenden Stadt eine bedeutsame Rolle. Die Semper-Oper, benannt nach dem Erbauer, ist Mittelpunkt des sommerlichen Dresdner Musikfestes, das gerade begonnen hat, und dessen Freilichtaufführungen im Sommerresidenzschloß Pillnitz zunächst absolut verregnet waren – schade. Mozarts 200. Todestag ist

Anlaß, seine Werke besonders zu würdigen. Die Schwetzingen erlebten „Don Giovanni“ in der Semper-Oper – eine klassische Aufführung. Im Pillnitzer Schloßpark erregte die 1771 aus Japan eingeführte Kamelie, mittlerweile ein Baum von 9 × 8 m, die verdiente Aufmerksamkeit. Das weiße Elbschiff hatte bei der nächsten Anlegestelle durch den starken Wind seine Schwierigkeiten und mußte sich erst durch einige Manöver wieder freikämpfen, um die Passagiere nach Dresden zurückzubringen. In Schellerhau, 800 m hoch gelegen, hatte es in die Apfelblüte geschneit. Es war schon tagsüber auf der Festung Königstein und in den Katarakten und Klüften des Elbsandsteingebirges, der Bastei in der Sächsischen Schweiz stürmisch und regnerisch gewesen.

Der vorangegangene Besuch im Museum für Stadtgeschichte in Dresden diente der Verbindungsaufnahme mit dem „Sächsischen Heimatbund“, der nach 40jährigem Schlaf zu neuem Leben auferstanden ist, wie der neue Vorsitzende, der zugleich Direktor des Museums ist, sagte. Direktor Mathias Griebel, in Fernsehen und Zeitschriften als „Mats“ und „Graf von Loschwitz“ apostrophiert, freut sich über den umfassenden Erfahrungsaustausch mit der „Badischen Heimat“, den Alexander Lindinger anbot. Das Jagdschloß Moritzburg, das Fasanenschloßchen und das Waldrestaurant – Treffpunkt der DDR-Prominenz mit Breschnew – lagen vor „Adams Gaststätten“, wo man dem Reiseleiter D. Burkhard, den Helfern vor Ort, der Lehrerfamilie Sand, und allen weiteren Mithelfern am Gelingen dieser großartigen Fahrt dankte. Über Radebeul mit dem Karl-May-Museum, und Meißen mit der einmaligen Präsentation der Manufaktur feinsten Porzellans in den Schauwerkstätten rollte man westwärts, zurück in die Kurpfalz; eine mehr als gelungene Fahrt war zu Ende.

# Hebel-Fest in Hausen

*Karl Wörn, Schwetzingen*

Mit einem Rundgespräch mit dem Hebel-Plakettenträger 1991 im Hebelhaus zu Hausen, in welchem auch das Dorfmuseum untergebracht ist und in dem Johann Peter Hebel seine Jugendjahre zubrachte, fing das Hebelfest 1991 an. Die Hebel-Kommission hatte die Auszeichnung Dr. Beat Trachsler, einem studierten Kunsthistoriker aus Basel zuerkannt. Der Geehrte ist Leiter des „Gute Schriften“-Verlags und Präsident des Basler Buchhändler und Verlegervereins und hat sich um Literatur über den großen Alemannen verdient gemacht. Am 4. Mai folgte der große Hebelabend, der mit der bekannten Hebelmusik und Chören den musikalischen Rahmen für die Plaketten-Verleihung abgab. Der mit 91 Prozent aller abgegebenen Stimmen für weitere acht Jahre wiedergewählte Bürgermeister Karl Heinz Vogt war ein gut „gestimmter“ Laudator. Eine Erzählung aus dem Schatzkästlein lieferte den von Walter Olschowka bearbeiteten Stoff. Im Bischofs-hof zu Basel – dort ist Hebel geboren – gedachten am 8. Mai die Schweizer Freunde. Das Frühwecken der Hebelmusik am 10. Mai, dem Geburtstag des Dichters, brachte jung und alt auf die Beine. Im Kindergarten zeigten die kleinen Wiesentäler volkstümliche Tänze, sangen und trugen Gedichte in der heimischen Mundart vor. Traditionsgemäß

wurden die Basler Gäste mit heimischen Weisen am Bahnhof zu Hausen begrüßt und im Festzug, den die malerischen Trachten beherrschten, zur Festhalle geleitet, wo der Auftakt zum eigentlichen Hebelfest mit den herkömmlichen Zeremonien stattfand. Bürgermeister Vogt schloß in seine Begrüßung die Gäste aus Schwetzingen ein (Karl Wörn und Alexander Linger, die Grüße der Stadt, von Bürgermeister Stratthaus und der Badischen Heimat überbrachten). Die Präsidentin der Basler Hebelstiftung, Liselotte Reber-Liebrich, überreichte an Schüler, Lehrlinge und Bräute, wiederum einem lieben Brauch folgend, Gaben. Dem seit 1861 von den Baslern gestifteten „Hebelmähli“ für die 12 ältesten Mannen (seit 1976 auch für die zehn ältesten Frauen) wohnten viele Verehrer des Dichters als Gäste bei.

Der Hebelbund Lörrach befaßte sich am 11. Mai in der Stadthalle mit dem Schatzkästlein. Und am Sonntag, den 12. Mai, beschloß in der Dorfkirche zu Hausen Prof. Dr. Walther Eisinger, Heidelberg, mit einer Predigt in alemannischer Mundart das Gedenken an den ersten Prälaten der unierten evangelischen Kirche Johann Peter Hebel, dem die Stadt Schwetzingen und der Verein Badische Heimat am 28. und 29. September den Hebeltrunk ausrichten werden.





*Jacob Picard, 1936*

## „ . . . und lebe seit dreihundert Jahren am Bodensee“

Eine Erinnerung an Jacob Picard aus Anlaß seines 25. Todestages\*

*Manfred Bosch, Rheinfelden*

Das literarische Gedächtnis hat ihn als Verfasser eines einzigen Buches bewahrt: Jacob Picard mit seinen Jüdischen Erzählungen, die 1936 zuerst als „Der Gezeichnete“ in der Jüdischen Buchvereinigung Berlin erschienen sind und, nur wenige Jahre vor seinem Tod, in einer überarbeiteten und erweiterten Fassung unter dem Titel „Die alte Lehre“ in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart herauskamen. Der Mann eines einzigen Buches – das ist falsch und richtig zugleich: falsch, weil ein Blick in ein Literaturlexikon (wenn es Jacob Picard denn verzeichnet) genügt, um zu zeigen, daß dieser Autor noch mehr und anderes geschrieben hat; richtig, weil dieses Buch sein literarisches Vermächtnis darstellt und er mit ihm sein Eigentlichstes gegeben hat. Richtig vor allem aber auch deshalb, weil es sich bei diesen Erzählungen um ein einzigartiges Buch handelt: während im östlichen Judentum an literarischer Überlieferung kein Mangel besteht, gehören Picards Jüdische Erzählungen zu den ganz wenigen literarischen Zeugnissen des alemannisch-oberrheinischen Landjudentums, das, im Unterschied zum städtischen und östlichen, kein Gettojudentum gewesen ist. Picard selber hat immer wieder Anlaß gesehen, sich gegen die Verdrängung dieses freien und nicht-assimilierten Landjudentums gerade innerhalb der Judentum zu wehren, und die Vehemenz, mit der er es mitunter tat, ließ erkennen, daß er hier in eigener Sache redete und etwas verteidigte, das ihm – zu einer Zeit, da die histori-

schen Möglichkeiten dazu noch nicht verspielt waren – als ein Modell deutsch-jüdischen Zusammenlebens erschien, auch wenn er dieses Wort nicht gebraucht hat. Aber in den Judenorten des deutschen Südwestens, am Bodensee und entlang dem Rhein, im Hessischen, am Neckar und anderswo gab es eine jahrhundertealte Tradition auskömmlichen Miteinanders zwischen den jüdischen und den nichtjüdischen Bevölkerungsteilen, das auf gegenseitiger Achtung beruhte. Zu recht schrieb Picard, daß hier gerade der Jude etwas galt, der sich als solcher bekannte, während der getaufte Jude als „unmögliche“, ja gerade von den Christen verachtete Gestalt gegolten hätte. Einem dieser Orte, Wangen über Radolfzell am Bodensee, entstammt Picard. Als er 1883 hier geboren wurde, hatte die jüdische Gemeinde den Höhepunkt ihrer äußeren Entwicklung zwar bereits überschritten, aber jüdische Kultur und Tradition waren noch lebendig genug, daß – wie Picard in seinen „Erinnerungen eigenen Lebens“ schrieb – „unser ganzes Leben davon erfüllt war, daß es die Luft war um mich von Anbeginn“. Das andere große Symbol in Picards Leben war die Heimatlandschaft, sodaß Hertha Badt-Strauß einmal mit innerer Berechtigung Rosenzweigs Bild vom „Zweistromland“ auf diese beiden prägenden Einflüsse in der Biographie Picards angewandt hat.

Gleich stark waren die beiden Ströme anfangs freilich nicht. Wer sich die literarischen An-



fänge Picards vergegenwärtigt – ausschließlich Lyrik; zur Prosa hat er sich nach eigenem Bekenntnis erst spät reif gefunden – wird sie vornehmlich landschaftlich bestimmt finden. Thematisch wie dem Melos nach wurden für Picard vornehmlich literarische Traditionen des alemannisch-rheinischen Raumes verbindlich: Emanuel von Bodman, der zu Picards erstem Mentor noch in Primanertagen geworden war, und Hermann Hesse etwa, und für seine Prosa ist von der Kritik zurecht immer wieder auf den Einfluß Johann Peter Hebels, Gottfried Kellers und Wilhelm Schäfers hingewiesen worden. Obwohl Picard in seiner Heidelberger Zeit im Kreis „Die Argonauten“ verkehrte und manche seiner Gedichte sich expressionistischen Einflüssen öffneten, blieb Picard im Grunde ein literarisch vom 19. Jahrhundert bestimmter Autor, der den strengeren Begriffen und Maßstäben der Tradition verbundener blieb als den Progressionen der Moderne oder gar dem, was man kritische Zeitgenossenschaft nennt. Seelischer Erlebnisgehalt und eine wohl nur vor dem Hintergrund jüdischen Schicksals verständliche Heimatbindung standen für Picard so sehr im Vordergrund, daß Ernst Blass ihn einmal voller Hintersinn als „Bodenseele“ bezeichnet hat. Und wenn den Abiturienten der Besuch eines Baseler Zionisten-Kongresses um die Jahrhundertwende zu einem Gedicht mit dem bezeichnenden Titel „Paria“ inspirierte, hat man darin weniger die Anfänge einer bewußten Thematisierung jüdischer Existenz zu sehen als eine erste und eher beiläufige Artikulation jüdischer Bewußtwerdung. Denn obwohl Picard sein Judentum nicht etwa erst 1933 wiederentdecken mußte, wie er selbst des öfteren selbstbewußt berichtet hat, fügte sich sein Weg vor derhand noch ganz in die allgemeine Tendenz von jüdischer Stadtflucht und Assimilation. Vom Gymnasium in Konstanz, wohin die zehnköpfige Familie noch vor 1900 übersiedelt war, hatte ihn sein Weg nach München, Berlin, Freiburg und Heidelberg ge-

führt, wo er sich nach einem kurzen Studium der ihm zweifellos angemesseneren Fächer Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte alsbald den Rechtswissenschaften zuwandte und 1913 mit der Arbeit „Die friedengefährdende Klassenverhetzung“ promovierte. Wie um zu demonstrieren, daß die Literatur ihren Rang neben dem Brotberuf auch künftig zu beanspruchen habe, erschien im Jahr der Promotion auch Picards erster Gedichtband „Das Ufer“ im expressionistischen Heidelberger Verlag Hermann Meister; sein zweiter, „Erschütterung“, kam 1920 im selben Verlag heraus und war dem Andenken an seine beiden Brüder gewidmet, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren – an ihm hatte auch Picard selber, Kriegsfreiwilliger der ersten Stunde wie sie, volle vier Jahre lang teilgenommen. Was dem Patrioten Picard das Erlebnis des Krieges bedeutete, läßt sich am ehesten an seiner romanhaften Erzählung „Das Opfer“ ablesen, die er zu Beginn der dreißiger Jahre niederschrieb und die in der Kölner Zeitung unter dem Pseudonym J. P. Wangen (!) in neunzehn Folgen zu veröffentlichen ihm noch 1934 gelang: in ihr setzt Picard einen jüdischen Soldaten gegenüber allen Zweifeln an seiner Kriegsauszeichnung ins Recht.

Es war dies nicht Picards erste Erzählung, in deren Mittelpunkt Juden und jüdisches Leben standen. Schon Mitte der zwanziger Jahre – Picard hatte sich eben von Konstanz aus, wo er nach dem Ersten Weltkrieg als Rechtsanwalt gearbeitet hatte, in Köln niedergelassen – begann Picard den Alltag und das Leben der Juden seiner Heimat im 19. Jahrhundert zu schildern. Bei dieser Arbeit stand ihm noch weniger die Bedrohlichkeit des zunehmenden Antisemitismus vor Augen, gegen den er aus innerster Verletzung heraus von Anfang an entschieden aufzutreten versuchte, sondern mehr noch das absehbare Ende der jüdischen Landgemeinden am Bodensee und am Hochrhein, die ihren literarischen Chronisten forderten. Für diese Arbeit setzte



ihn gewissermaßen das Jahr 1933 frei: Picard, der in Köln als Syndikus des „Schutzverbandes deutscher Schriftsteller“ und im „Rheinischen Dichterkreis“ um Paquet, Binding und Winckler wieder verstärkt Anschluß an die Literatur gesucht hatte, gab seinen Rechtsanwaltsberuf auf, um sich der literarischen Arbeit zu widmen. Zu diesem Zweck kehrte Picard 1936 noch einmal für zwei Jahre an den Bodensee zurück, die er rückblickend als „nicht die schlechtesten Jahre meines Lebens“ bezeichnete. Hier hatte er sich in der von Antisemitismus nach wie vor weitgehend freien Atmosphäre seiner Heimat nicht nur für die Aufgaben der bevorstehenden Emigration gerüstet, sondern sich auch die schreibanregende Nähe zu den Schauplätzen seiner Erzählungen zunutze gemacht. Als sie Ende 1936 erschienen, erkannte die Kritik sofort den Wert des Buches. Hermann Hesse galt der Band als Beleg für die Wiedererstehung „einer eigentlich deutsch-jüdischen Literatur“, nachdem diese im Laufe des letzten Jahrhunderts durch Emanzipation und Assimilation eher verhindert denn gefördert worden sei; Kurt Pinthus erkannte in Picards Erzählungen ein „hochwertiges, endgültiges Buch . . ., das künstlerisch weit über den meisten ostjüdischen Geschichten steht“ und auch Ernst Simon rückte das Buch in die Reihe „der wenigen echten Denkmale des deutschen Judentums, das wir so geliebt haben“. Stefan Zweig endlich bekannte in einem Brief an den Autor, von seinem Buch nicht sogleich eingenommen gewesen zu sein, attestierte ihm aber, daß es im Fortschreiten wachse, um schließlich in Erzählungen wie „Raphael und Recha“ „epische Größe zu erlangen. Hier geht es wirklich in die Tiefe des Menschlichen hinab“.

Im Herbst 1940 gelang Picard mit einer der letzten Möglichkeiten endlich von Berlin aus die Auswanderung in die USA. Die Aufgabe des Neuanfangs stand unter dem Eindruck der Deportation der badischen Juden, von der er auf der Reise erfahren hatte – unter

ihnen der von ihm so verehrte Alfred Mombert. Beruflich noch einmal angemessen Fuß zu fassen, war dem Siebenundfünfzigjährigen nicht vergönnt; was ihm blieb, waren Anstellungen als Gärtner in Massachusetts, als Arbeiter in Boston, als stock-clerk und CARE-Mitarbeiter in New York. Hilfe fand er vor allem von seiten der Quäker und von jüdischen Emigrantenorganisationen; aber trotz seiner guten Sprachenkenntnisse, zahlreichen Freundschaften und großer Dankbarkeit gegenüber dem Land, das ihn aufgenommen hatte – Picard erhielt kurz nach Kriegsende die amerikanische Staatsbürgerschaft – blieben die USA Picard im Innersten fremd. So erlaubte ihm die Arbeit an einer umfangreichen Biographie des badischen Revolutions- und nachmaligen Nordstaatengenerals Franz Sigel, die er dank einem kleinen Stipendium aufnehmen konnte, „in Amerika in Deutschland“ sein zu können. Einen Verleger hat Picard für dieses viele hundert Seiten starke Buch trotz prominenter Fürsprache – u. a. von Theodor Heuß – nie gefunden. Dafür hatte er die Genugtuung, daß 1957 eine erweiterte englischsprachige Ausgabe („The Marked One“) seiner Jüdischen Erzählungen in der Übersetzung Ludwig Lewisohns erschien; und im Jahr zuvor hatte Picard auf Anregung Hermann Kasacks das Nachwort zur Gesamtausgabe der Gedichte Gertrud Kolmars geschrieben, die er im Berlin der ausgehenden dreißiger Jahre persönlich kennengelernt und seinem Verleger zum Druck empfohlen hatte. Und schließlich entstanden in den fünfziger Jahren eine Reihe einfühlsamer Porträts, die seinen Freunden Julius Bab und Albert Ehrenstein, Alfred Mombert und Ernst Blass mit seinem Dichterkreis galten, aber auch seinem Landsmann Berthold Auerbach, dessen Schicksal zu dem Picards bei aller Unterschiedlichkeit so verblüffende Parallelen aufweist.

Die günstige Regelung seiner Entschädigungsansprüche erlaubte dem über Siebzehnjährigen endlich nicht nur den Abschied von



seinen Erwerbstätigkeiten, sondern ermöglichte ihm auch jährliche Europareisen, auf denen er auch Deutschland und seinen Heimatort Wangen wieder besuchte. Doch schien es ihm bis zuletzt versagt, eine deutsche Neuausgabe des „Gezeichneten“ zu erleben, sodaß noch der knapp Achtzigjährige gegenüber seinem Freund Harry Pross daran zweifelte, noch zu Lebzeiten in die deutsche Literatur heimzukehren. 1963 gelang ihm dies dann doch noch, und Friedrich Sieburg befand über „Die alte Lehre“, es seien „auf dem Felde der deutschen Sprache . . . wenige so großartige, makellose und ergreifende Novellen entstanden wie diese Stücke“. Und als im Jahr darauf die Stadt Überlingen ihm den Bodensee-Literaturpreis verlieh, war Picards Werk wieder mit dem Namen seiner Heimat verknüpft, aus der es lebte wie kaum ein anderes in diesem Jahrhundert und die es mit

jeder seiner Figuren und Gedanken bezeugt. Und schließlich kehrte Jacob Picard auf Umwegen und entgegen früher geäußerten Absichten doch noch in seine Heimatlandschaft zurück, aus der er nie wirklich ausgewandert war. „Ich lebe seit dreihundert Jahren am Bodensee“ – so hatte er sich seinem badischen Mitemigranten Max Barth im New Yorker Exil einmal vorgestellt. Am 1. Oktober 1967 ist Jacob Picard in Konstanz gestorben, als wolle noch der Tod seiner Äußerung recht geben: „Nie sind wir Juden ein Wandervolk gewesen, immer haben wir die Heimat gesucht und geliebt“

---

\* Der Autor dieses Beitrags ist Herausgeber einer zweibändigen Werkausgabe Jacob Picards, die soeben im Verlag Ekehard Faude, Konstanz, erschienen ist. Band 1 enthält die Jüdischen Erzählungen und Essays, Band 2 eine Auswahl seiner Lyrik, autobiographische Erzählungen und ein ausführliches Nachwort zu Leben und Werk Picards.

## Eichstetter Dorfmuseum

*Gustav Rinklin, Eichstetten*



*Fein herausgeputzt wurde die ehemalige alte obere Schule, in der jetzt das Eichstetter Dorfmuseum untergebracht wurde.*

Eichstetten (gr) Dem großen Vergessen entgegenwirken ist mit eine der Aufgaben einer Gemeinde. Damit sei aber, so der in Eichstetten tätige Historiker, Dr. Thomas Steffens, nicht nur die Institution Gemeinde sondern die Gesamtheit der Bevölkerung aufgerufen. Nicht vergessen erfordert aber etwas zu haben, immer wieder in Erinnerung bringen und zeigen zu können. Nun dies alles kann nunmehr in Eichstetten geschehen, denn jetzt wurde das Eichstetter Dorfmuseum offiziell

seiner Bestimmung übergeben. Untergebracht ist das Dorfmuseum in der alten oberen Schule, an markanter Stelle im Oberdorf. Schon der Museumsort zählt zur Geschichte der Winzergemeinde, denn schon im Jahre 1341 wird an dieser Stelle eine „obere Kirche oder Kapelle“ erwähnt. Rund hundert Jahre später (1451) wird von der „St. Jakobs-Kapelle“ gesprochen und nach dem 30jährigen Krieg lag die Kapelle in Trümmern. Erst im Jahre 1765 wurde auf den Überresten der Kapelle ein Schulhaus für das Oberdorf errichtet. Zehn Jahre später wurde daneben die Lehrerscheuer erbaut. Bis zum Jahre 1921 und von 1946 bis zum Neubau der jetzigen Schule im Jahre 1960 wurde dort unterrichtet und für viele eng verbunden mit der oberen Schule ist der ehemalige Oberlehrer Adolf Gänshirt, der zu Lebzeiten viel für die Heimatforschung getan hat, deshalb mit der Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet wurde und dessen Name heute die neue Schule trägt. Bis zum Jahre 1985 diente das Gebäude überwiegend als Wohnraum, bis im Rahmen der Dorfentwicklungsmaßnahmen beschlossen wurde, das Gebäude einer neuen Nutzung zuzuführen. Ein Heimatmuseum sollte darin eingerichtet werden. Zuerst bedurfte es der Sicherung der ehemaligen Lehrerscheuer, wo sich nicht nur das Dach bedenklich nach innen neigte. Just zu diesem Zeitpunkt fand in Freiburg die Landesgartenschau statt und in diesem Zusammenhang auch ein Lehmbauseminar, dessen Teilnehmer sich begeistert auf das alte Fachwerksgebäude „stürzten“ und in Zusammenarbeit mit einer Breisacher Naturbaufirma mit der Holz-Lehm-Bauweise das Gewerk ausfachten und damit alte Traditio-



nen bewahrten. Ebenfalls im Jahre 1986 wurde auf dem ehemaligen Schulgebäude ein neuer Glockenturm mit einer automatischen Läuteinrichtung errichtet. Viele Handwerker gaben sich von da an die Klinke regelrecht in die Hand. Mit einem finanziellen Aufwand von rund einer Million wurden die Gebäude umgebaut und instandgesetzt. Rund 364 000 Mark flossen als Zuschüsse von Land und Landkreis in die Gemeindekasse zurück. Dafür stehen im Hauptgebäude rund 140 Quadratmeter Ausstellungsfläche zur Verfügung. Im Erdgeschoß werden in der Eröffnungsausstellung Gegenstände aus bäuerlicher Vergangenheit, so eine dörfliche Küche mit Wohn- und Schlafstube zu sehen sein. Nicht fehlen wird die örtliche Tracht und viele Haushaltsgegenstände von einst. Daneben werden aber auch handwerkliche Gebrauchsgegenstände gezeigt. Unter dem Dachgebälk – übrigens eines der wenigen Walmdächer von Eichstetten – werden „Zeugnisse“ aus der Ortsgeschichte wie Dorfbilder aus der Jahrhundertwende, Ar-

mut und Auswanderungen um 1850 und Aufzeichnungen von der Revolution 1848/49, die auf demselben Speicher gefunden wurden, gezeigt. Das Marktrecht, Kriege und nicht zuletzt Funde aus Gräbern des alemannischen Friedhofs aus dem 6./7. Jahrhundert runden den „Gang nach rückwärts“ ab. In der Scheuer ist eine „kleine Landwirtschaft“ eingerichtet. Dazu gehören auch Geräte zum Rebbau, zur Weinherstellung und Lagerung. Auf der „Oberte“ wird dargestellt, wie umfangreich die Naturaleinkünfte eines Lehrers auf Grund einer Beschreibung aus dem Jahre 1790 waren. Wieder erstellt wurde auch das ehemalige Buchhus, in dem der Backofen zumindest vorerst kein Museums- gut sondern Gebrauchsgegenstand sein soll. Zu besichtigen sind die Überbleibsel aus der Eichstetter Geschichte in der Eröffnungsausstellung, morgen Samstag, ab 14 Uhr, und am Sonntag, ab 11 Uhr. Ab August bis einschließlich November wird das Dorfmuseum jeden zweiten Sonntag im Monat von 14 bis 18 Uhr geöffnet sein.

# Buchbesprechungen

Asche, Susanne, Eintausend Jahre Grötzingen. Die Geschichte eines Dorfes. Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 13, mit Beiträgen von Brigitte Baumstark und Angelika Sauer, 400 S., 39,80 DM, Badenia-Verlag Karlsruhe, 1991.

Wenn man die Chronik eines tausendjährigen Ortes schreiben will, dann ist dies ein aufwendiges und zeitraubendes Vorhaben. Es wird sehr schwierig, wenn sie dann zu einem bestimmten Zeitpunkt, der kurz terminiert ist, vorliegen muß, weil eben dann der Ort sein tausendjähriges Bestehen feiert. So geschehen im Jahre 1991 in Grötzingen, das in diesem Sommer sein Jubiläum gebührend und mit vielen Veranstaltungen gefeiert hat. Der Ortschaftsrat war gut beraten, diese Aufgabe in die Hände einer Historikerin, Frau Dr. Asche, zu legen, Mitarbeiterin des Stadtarchivs Karlsruhe, denn heute ist Grötzingen ein Stadtteil der ehemaligen Residenzstadt.

Die Chronik des bekannten Malerdorfes Grötzingen herauszugeben war eine Herausforderung. Frau Dr. Asche konnte zwar auf die Chroniken von Dr. Heinrich Dietrich (1923) und Wilhelm Mössinger (1965) zurückgreifen, aber es erwies sich als notwendig, über den gesamten historischen Zeitraum hinweg die Quellen neu zu sichten und auszuwerten. Die letzten hundert Jahre mußten neu bearbeitet und die NS-Zeit, II. Weltkrieg und die Nachkriegszeit neu geschrieben werden, um die Chronik bis zur Gegenwart fortzuführen. Sicher, auch die „Klassiker“ Weech und Fecht, die vielen Aufsätze Mössingers, das Buch Maria Diemers über die Ortsnamen des Kreises Karlsruhe oder von Alfons Schäfer über die Abtei Weißenburg u. v. a. gaben willkommene Hilfe. Für die neuere Zeit ist die vorzügliche Archivierung der Ereignisse durch den letzten Bürgermeister und ersten Ortsvorsteher Herbert Schweizer nicht hoch genug anzuschlagen, denn sie lieferte unbestechliches Material für die letzten Jahrzehnte. Und so konnte Frau Asche dem Gang der Geschichte folgen, und es zeigte sich dabei, daß auch Grötzingen im Laufe des Jahrtausends alle Höhen und Tiefen des Schicksals unseres Landes mitmachen mußte und darin eingebettet war.

So zieht sich denn der historische Faden von der Ur- und Frühgeschichte über das Mittelalter zur Neuzeit seit der Ort im Jahr 991 als Besitztum des Klosters Weißenburg im Liber possessionum Wizenburgensis, dem Lagerbuch des Klosters, erst-

mals Erwähnung fand. Alles findet seinen Platz, die wechselnden Dorfherren bis zu den Markgrafen von Baden. Grötzingen ist älter als alle umliegenden Orte, und zur bedeutendsten Tochtersiedlung wurde Durlach, das im 12. Jahrhundert entstand. Prof. Dr. Seiler, der Karlsruher Oberbürgermeister konnte deshalb bei der Jubiläumsfeier etwas scherzhaft Grötzingen als die „Großmutter“ Karlsruhes bezeichnen, wenn Durlach die „Mutter“ der Stadt ist.

Die bäuerlichen Lebensverhältnisse, Leibeigenschaft und Fronen, Bauernkrieg und Reformation, das Ortsbild im 16. Jahrhundert mit Schloß, Zehntscheuern und Kelttern, Mühlen und dem Rathaus – der wunderbare Fachwerkbau ist heute noch der Stolz der Gemeinde – finden ihren Platz ebenso wie die Pest, der dreißigjährige Krieg, das „Jahrhundert der Kriege“ mit dem Pfälzischen Erbfolgekrieg, 1689 wurde Grötzingen niedergebrannt, der Spanische-, Polnische-, Österreichische Erbfolgekrieg. Sie alle haben dem Ort tiefe Wunden geschlagen. Interessant ist besonders Geschichte und Bedeutung des Schlosses Augustenburg.

Immer wieder fand die bis heute beispielhafte Dorfgemeinschaft einen Neuanfang. Dies war umso notwendiger, weil der für Einfälle aus dem Westen günstig gelegene Ort immer wieder ungeheure Opfer zu bringen und Lasten zu tragen hatte, so z. B. bei den Napoleonischen Kriegen. Bei der Revolution 1848/49 fand am 25. Juni 1849 das Gefecht bei Durlach statt, das wieder Einquartierungen mit sich brachte. Dann aber setzte eine kontinuierliche Aufwärtsentwicklung ein, der Weg vom Bauerndorf zur Arbeiterwohngemeinde begann. Die Industrialisierung hielt mit der „Patron“ und der weltbekannten Firma Gritzner ihren Einzug. Eine moderne Infrastruktur entstand: Straßenbau, Kanalisation, Gas- und Wasserversorgung wurden realisiert, das Gesundheitswesen ausgebaut. Geradezu spannend zu lesen ist die Schilderung der politischen und kulturellen Verhältnisse vor dem 1. Weltkrieg, die Entwicklung der Parteien und Vereine, viele, viele Vereine jeglicher Couleur. Der 1. Weltkrieg schlug tiefe Wunden, die Weimarer Republik mit ihren schwierigen Verhältnissen und Folgen fand ihren Niederschlag in der politischen Landschaft der Gemeinde. Geradezu faszinierend aber ist die Schilderung Grötzingens in der Zeit des Nationalsozialismus. Hier werden Roß und Reiter



genannt, und dieses Kapitel gerät Frau Asche zur Vergangenheitsbewältigung. Hier gibt es keine Tabus, objektiv und belegt werden die Ereignisse geschildert, vorbildlich in ihrer Sachlichkeit. Besser hätte man dieses trübe Kapitel Ortsgeschichte nicht gestalten können.

Nach dem auch für Grötzingen verheerenden 2. Weltkrieg begann die Entwicklung zum modernen Stadtteil. Am einschneidendsten war dabei die Eingemeindung des Ortes in die Stadt Karlsruhe am 1. 1. 1974. Hier fiel der Stadt ein blühendes Gemeinwesen mit hervorragender Infrastruktur auf allen Gebieten zu. Die Wunden sind heute wohl vernarbt, dank des Wirkens von Bürgermeister Schweizer, welcher der Gemeinde eine gewisse Selbständigkeit immer wieder sicherte. Ihm ist es zu danken, daß (laut Vertrag) „das örtliche Brauchtum und kulturelle Eigenleben . . . unangetastet (bleiben). Sie sollen sich auch weiterhin frei und ungehindert entfalten können.“ Eine vorzügliche Ortssanierung wurde durchgeführt, die ihren Höhepunkt in der Neugestaltung des Rathausplatzes fand. Hier wurde auch in der Denkmalpflege Vorbildliches geleistet, dafür ist der Landesverein Badische Heimat besonders dankbar.

Einen wichtigen Beitrag lieferte Frau Dr. Baumstark mit „Grötzingen, das badische Malerdorf“. Mit vielen Reproduktionen von Gemälden der Grötzinger Maler ausgezeichnet illustriert, schrieb Frau Baumstark einen sehr informativen Überblick über die um die Jahrhundertwende blühende Malerkolonie Grötzingen, welche dem Ort einen Platz in der Kunstgeschichte sicherte. Kallmorgen, Kampmann, Fikentscher, Hein, Biese u. a. waren es, welche den Ruhm des Dorfes begründeten. Die Sammlung von Werken dieser Maler im Rathaus ist beeindruckend und sehenswert. Frau Angelika Sauer lieferte einen dokumentarischen, ausführlichen Beitrag über das Vereinsleben zu dem Werk. Wenn man bedenkt, daß Frau Dr. Asche wirklich eine außerordentlich knappe Zeit für das Verfassen dieses Buches zur Verfügung stand, es mußte ja zum tausendjährigen Jubiläum herauskommen, dann hat sie eine große Leistung vollbracht. Das Malerdorf Grötzingen besitzt nun eine Chronik, die auf einem wissenschaftlichen Quellenstudium beruht, die also sorgfältig die Bestände der Archive und die Sekundärliteratur, Zeitungen, Geschichtsblätter usw. mit einbezieht und viele Zeitzeugen zu Wort kommen läßt. Es gelang Frau Dr. Asche, was sie angestrebt hat, die „historische Entwicklung Grötzingens vor dem Hintergrund der badischen und deutschen Geschichte zu betrachten.“ Dies alles zusammen und mit der freundlichen Hilfe kompetenter Mitstreiter ergab ein Werk, um das man Grötzingen beneiden kann. Dem vorzüglich

ausgestatteten und verlegerisch sorgfältig betreuten Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

Vögely

Herrmann, Klaus, Auf Spurensuche. Der Bauernkrieg in Südwestdeutschland. 220 S., 72 Fotos, zeitgenössische Darstellungen und 5 Karten, 39,- DM. DRW-Verlag Stuttgart, 1991.

Dr. Klaus Herrmann, Akad. Oberrat an der Universität Hohenheim, verfaßte dieses Buch nach einem didaktischen Prinzip, das gute Heimatkundelehrer schon immer angewandt haben, nämlich, vor Ort Spuren und Zeugen vergangener Geschichte aufzusuchen und so die Historie mit Leben zu erfüllen und in Bezug zur Gegenwartsgeschichte zu setzen. Es gelang ihm ein interessantes Werk, so wie es nur ein von seiner Idee Besessener in jahrelangem Suchen und Forschen zusammenbringt. Herrmann kam es darauf an, daß „möglichst viele an der Geschichte des Südwestens Interessierte durch die Lektüre angeregt werden, sich mehr als bisher mit dem Bauernkriegsgeschehen zu beschäftigen und die Erinnerung an den großen Kampf der Vorfahren um Recht und Freiheit fest im Alltagsbetrieb zu etablieren.“ (S. 9) So erhält das Buch einen starken Aufforderungscharakter.

Wer wollte bestreiten, daß der Bauernkrieg von 1525 und seine Vorläufer Ereignisse von tiefer Wirkung waren als „größtes Naturereignis des deutschen Staates“ (Ranke), dieser Aufstand des gemeinen Mannes, der „schlechter gelebt hat denn die Hunde“ und der wollte, „daß man den Armen tu wie den Reichen“. Aber die Bewertung des Bauernkrieges schwankt in den Zeiten danach, unterlag unterschiedlichen Betrachtungsweisen. Diese gehen von den Bemühungen der Obrigkeit von einst, den Bauernkrieg vergessen zu machen, bis zur Weimarer Republik, wo die „Haltung zu den Geschehnissen des Bauernkrieges sogar nicht selten als Scheidewasser“ bemüht wurde, „um das Demokratieverständnis auszuloten“. (S. 7) Herrmann fragt sich, warum über 460 Jahre vergehen mußten, um den Bauernkrieg museumswürdig zu machen, warum man sich noch heute schwer tut, Plätze oder Straßen nach den Anführern der Bauern zu benennen, und wieso sich dann die bäuerlichen Protestbewegungen den Bundschuh auf ihre Fahnen hefteten. Um dies auszuloten, ging er an die Orte, wo einst der Bauernkrieg stattgefunden hatte und forschte nach, was im Bewußtsein der Menschen und in der Landschaft, Schlössern, Klöstern, Gemeinden an Erinnerungsmerkmalen noch vorhanden ist.

Und nun liegt das Ergebnis vor. Der Inhalt des Buches gibt die Forschertätigkeit vor Ort wieder: Das Pfeiferhänslein von Niklashausen, Joß Fritz



und der Bundschuh, der „Arme Konrad“ oder die Rebellen aus dem Remstal, die Anführer aus dem Südschwarzwald, „Schnöder gelebt denn die Hunde . . .“ „den Hohenstaufen gen Himmel schicken . . .“, die Gailsdorfer Gerechtigkeit, vom Bodwartal zum Böblingen Goldberg, der Zug des „hellen, christlichen Haufens durch Württemberg“, Bettler, Bauern, Rittersleut, der „helle, lichte Haufen“ als Herr über Hohenlohe, Odenwald und Neckartal, Georg III., Truchseß von Waldburg, Feldherr des Schwäbischen Bundes und Sieger im Bauernkrieg.

Die Ausbeute des Forschers war natürlich unterschiedlich, aber doch die Mühe lohnend. Es gibt sie noch die Zeugen jener Zeit. Das sehr gut aufgemachte Buch, der interessante und sprachlich sehr flüssig gestaltete Inhalt weisen den Weg zu ihnen. Mögen ihn viele finden. -y-

Huber, Harald, Wappen, ein Spiegel von Geschichte und Politik, gesehen im Wappen eines vorderösterreichischen Regenten. 192 S., 104 Wappen in Farbe, 13 Farbtafeln, eine farbige Europakarte, 98,- DM, Badenia-Verlag Karlsruhe, 1990.

Der Badenia-Verlag legt mit diesem Buch ein prächtiges Werk vor, das von dem weithin bekannten Heraldiker Dr. Huber und weiteren neun Autoren geschrieben wurde. Ausgangspunkt ist eine 1978 aufgefundene Ofenplatte mit dem Wappen Leopolds V. von Tirol, des Begründers der letzten Vorderösterreich regierenden landesfürstlichen Habsburger Seitenlinie.

Auf dieser Ofenplatte befindet sich eine Fülle historischer Wappen, die alle beschrieben werden und die Autoren zu einer Wappenreise veranlaßten, die vom östlichen Böhmen, Ungarn, Österreich, Tirol, Vorderösterreich und Elsaß, Burgund bis nach Spanien führt. Daraus ergibt sich die Gliederung des Buches. Nach der Vorstellung des Erzherzogs Leopold und seiner Familie, eine außerordentlich interessante Familiengeschichte, folgt ein Streifzug durch Vorderösterreich. „Hier finden sich die Wappen der Stadt Konstanz, des Bistums Konstanz, dem weite Gebiete der Schweiz angehört hatten vom Gotthard und der Aare bei Bern im Süden bis an den Rhein, ferner zwei Wappen von Waldshut, die Wappen des Klosters Königsfelden, der Abtei St. Blasien, der Städte Laufenburg und Säkingen, des Kantons Glarus, der Stadt Rheinfelden, der Gemeinde Frick, der Stadt und des Erzbistums Freiburg, der Stadt Offenburg und der pfälzischen Grafschaft Falkenstein. Es folgen die Wappen der Stadt Rottenburg am Neckar und von Saulgau, der Gemeinde Altdorf bei Weingarten in Schwaben und der Stadt Stockach. Abgeschlossen wird der Streifzug mit den Wappen des Landes

Vorarberg und der Stadt Bregenz . . . Überall werden die historische Entwicklung, die Verbindungen mit dem Hause Habsburg-Österreich, die Wappenmotive und manche interessanten Einzelheiten dargelegt und erklärt. Schon dieses Kapitel allein wäre eine Veröffentlichung wert gewesen.“ (Hans B. Kälin in Regio-Familienforscher, Genealogisch-Heraldische Gesellschaft der Regio Basel, Dezember 1990, S. 36 ff.)

Genau so ausführlich und Geschichte wahrhaft lebendig werden lassend sind die anderen 21 Kapitel geschrieben, immer von den Wappen ausgehend, so die Bistümer Passau und Straßburg, die Abteien Murbach und Luders, das Oberelsaß, Neu- und Alt-Österreich, Steiermark und Kärnten, Burgau, Pfirt, Krain, Tirol, Burgund, Görz, Schwaben, Spanien, Württemberg, Ungarn, Böhmen, Mähren. Das ergibt wahrhaft eine imposante Schau, welche die ganze Faszination zeigt, die den Wappen eignet.

Dieses Werk gibt nicht nur dem Heraldiker, sondern auch jedem historisch interessierten Leser eine Fülle von Informationen in lebendigen Beschreibungen, wie sie nur versierte und erfahrene Fachleute zustande bringen.

Es ist ein ästhetischer Genuß, dieses Buch in die Hand zu nehmen. Es ist verlegerisch hervorragend gestaltet, und die Wappen, die von dem Heraldiker Fritz Brunner, Zürich, gezeichnet wurden, sind in leuchtenden Farben wiedergegeben. Die sehr reiche Bebilderung und der Aufwand an Spezialfarben rechtfertigen den Preis. Ein geographisches Register, Quellen-, Literatur- und Autorenverzeichnis beschließen das wirklich sehr empfehlenswerte Buch. Vögely

Klinge, Otto Heinrich, Auf allen Straßen wartest nur noch Du. Roman einer Heimkehr, eine deutsche Trilogie, 520 S., mit Erläuterungen und einer Übersichtskarte vom Leidensweg deutscher Kriegsgefangener durch Sibirien. 52,- DM, Badenia Verlag Karlsruhe, 1988.

Das nach dreißigjähriger Arbeit und Mühe entstandene Buch packt und ergreift. Es ist das Buch der deutschen Heimkehrergeneration aus Sibirien, das nur einer schreiben konnte, der den ganzen Jammer selbst mitgemacht hat. So entstand ein vielschichtiges Werk, und das Schicksal der Menschen darin spielt um den Belchen mit seinen einsamen Höfen, um Schönau und Todtnau, im Wiesental eben. Das ist die eine Seite des Buches, die realistische Schilderung dieser wunderbaren Landschaft, die eben nicht nur Idyll ist, sondern z. B. mit ihren strengen und langen Wintern das Leben der Menschen in ihrem So-Sein prägt. Das ist die zweite Ebene des Werkes von Otto Klinge, des



Todtnauer Schriftstellers. Sie zeigt das harte Leben der Bergbauern, ihre Abhängigkeit von der Natur, die damals weit verbreitete Armut und Kargheit des Lebens, das trotzdem in den Menschen Liebe und Leidenschaft aufkommen läßt, ihre Feste und Feiern. Dies alles wird an dem Leben des Martin Rohna aufgezeigt. Er steht im Mittelpunkt des Romans, und der Autor hat mit diesem Manne eine Person geschaffen, die wie aus Holz geschnitten dunkel und hell unvergeßlich vor dem Leser steht. Und man erlebt die Entwicklung des armen Holzfallersohnes in der armseligen Hütte, dessen Vater von einer Tanne erschlagen und dem selbst auch der Wald zum harten Broterwerb wird, seine Entwicklung zum Manne, Arbeits- und Wehrdienst bis hin zu seiner Liebe zu Priska und seine Einheirat in den Hof mit allen Höhen und Tiefen, die Stolz und ein heißes Herz so einem Mann auferlegen.

Das Schicksal aber jener Generation heißt Krieg, und mit ihm beginnt das zweite Leben des Martin Rohna. Hier greift der Autor tief in das eigene Erleben, und es gelingt ihm eine komprimierte Darstellung der Jahre in der sibirischen Gefangenschaft. Das Buch wird zur Saga geprügelter, gequälter und erbarmungslos geschundener Menschen, deren Würde gedemütigt und in den Dreck getreten wird. Solche Lager gab es mit ihrer Hoffnungslosigkeit in der sibirischen Weite, wo nur Glaube, Kameradschaft und eine robuste Konstitution die Männer überleben ließ. Dazu gehört Martin Rohna. Mit von Hieben zerstörtem Gesicht und unter falschem Namen kehrt er heim, körperlich nicht mehr viel wert, im Herzen aber immer noch der allen Gefühlsregungen fähige Rohna.

Dieser Mann, der all die Jahre von der Liebe zu seiner Frau gezehrt hat, findet auf dem heimatlichen Friedhof die Tafel, auf der er liest, daß er gefallen sei. Und er erfährt, daß Priska wieder verheiratet ist. Heimkehr in ein bodenloses Loch also? Rohna versucht mit allen Mitteln, wieder in der Heimat seßhaft zu werden, ohne Glück und Eintritt auf dem Bauernhof zu zerstören. Er umkreist den Hof und seine Menschen, wird Schaftknecht, um diesen nahe zu sein. Aber als er die Tochter kennenlernt, ein Ebenbild ihrer Mutter, und sich dieser offenbart, ist die Gefahr des Entdecktwerdens zu groß geworden. Martin Rohna beweist seine Seelengröße und auch die Tiefe seiner Liebe zu Priska und Tochter, indem er Verzicht leistet und die Heimat verläßt und die unstete Wanderung wieder aufnimmt. Er wandert in den Nebel der verlorenen Heimat.

Dieses Buch ist eine große Leistung des Autors. Die Bewältigung des dramatischen Stoffes auf den verschiedenen Erzählebenen ist ihm gelungen. Ein

Menschenschicksal steht für Tausende jener verlorenen Generation. Aber ewig singen die Wälder um den Belchen ihr altes Lied. Sie singen es für die Gebliebenen dort in Sibirien und für die Lebenden der heutigen Tage. Vögele

Lallemand, Charles, Die badischen Landleute, Trachten und Bräuche im Schwarzwald. Les paysans badois, esquisse de moers et de coutumes. Deutscher Nachdruck der Ausgabe Straßburg und Baden-Baden 1860. Neu herausgegeben von Wolfgang Kuhlmann, 16 farbige Trachtentafeln, Übersichtskarte, französischer Text der Originalausgabe, 136 S., Format 27 × 35 cm, Ganzleinen mit Gold- und Farbprägung, 68,- DM, Schauenburg-Verlag Lahr, 1987.

In der Graphik der badischen Trachten nimmt das vorgelegte Werk von Lallemand einen besonderen Rang ein. Zwar entstanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Reihe französischer Trachtenwerke über Baden, die aber wenig bekannt wurden. Die Franz. Revolution hatte in Frankreich nicht viele Trachten übrig gelassen, man bewunderte sie deshalb da, wo sie noch vorhanden waren, in Baden. Es war außerdem jene Zeit, welche viele Badereisende und Kurgäste nach Baden-Baden brachte, die Stadt wurde zur Sommerhauptstadt Europas. Dort gab Lallemand um das Jahr 1860 die Saisonblätter „L'illustration de Bade“ und „Le Mercure de Bade“ heraus. Unter der saisonalen Berichterstattung über das mondaine Leben in Baden-Baden finden sich aber auch detaillierte Reiseberichte über Landschaften des Schwarzwaldes und seine Randgebiete, die vom Hanauerland bis nach Hauenstein reichten. Aus dieser Artikelserie entstand nun das 1860 in Straßburg erschienene Werk Lallemands „Le paysans badois“. Daß das Werk später ins Deutsche übersetzt wurde, erhöhte seinen Bekanntheitsgrad.

Das Buch, das Lallemand Großherzog Friedrich I. widmete, wurde vor allem durch seine großformatigen und hervorragend kolorierten Holzstiche der schönsten badischen Trachten berühmt. Sie stehen auf der Höhe der damaligen Reproduktionstechnik und gehören zum Besten, was in der Trachtengraphik zu finden ist. Die Stationen der Reise durch den Schwarzwald, welchen die Stiche ihre Entstehung verdanken, sind: Das bad. Hanauerland, Schutterwald (Altenheim, Ottenheim, Meißenheim), das Tal der Rench (Oberkirch, Oppenau, Peterstal, Griesbach), Rippoldsau, Schapbach, Alpirsbach, Gutach und Kirnbach, Hornberg, Triberg, Schönwald, Furtwangen, Simonswald, das Hauensteinerland (Hotzenwald). Eine beigefügte Karte führt mit den eingezeichneten Routen in diese Trachtengebiete. In dem den Stichen vorher-



gehenden Text beschreibt Lallemand Landschaft, Trachten und die Tätigkeit der Menschen vom Flößer bis zum Uhrmacher. Wolfgang Kuhlmann lieferte dazu nützliche Anmerkungen und ein sehr interessantes Nachwort, das Künstler und Werk gerecht wird.

Lallemand, der am 30. November 1836 in Straßburg geboren wurde und am 11. Oktober 1904 in Bordeaux gestorben ist, wird in seinem Lebensablauf und Werk gebührend gewürdigt. Lallemand, von Beruf Jurist, war der geborene Zeichner und Maler und ein ebenso leidenschaftlicher Journalist und Schriftsteller. Diese Talente befähigten ihn zur Gestaltung der „Paysans badois“. Die sorgfältig gestaltete Neuherausgabe erfüllt nicht nur den Volkskundler mit Dankbarkeit, weil er nun das als große Rarität sehr gesuchte Originalwerk nicht mehr braucht, sondern es ist jedem an der Tracht Interessierten warm zu empfehlen. Vögele

Badisches Landesmuseum, Hg., Klar und lichtvoll wie eine Regel, Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jhd. 382 S., 48,- DM

Die gebundene Buchhandelsausgabe des Katalogs zur Ausstellung „Klar und lichtvoll wie eine Regel“, Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, die anlässlich der 275-Jahr-Feier der Gründung Karlsruhes im Badischen Landesmuseum stattgefunden hat, ist im Verlag G. Braun in Karlsruhe erschienen.

Damit liegt erstmals ein umfassender Überblick über die Entwicklungsgeschichte europäischer Planstädte vom 16.–18. Jhd. vor. In Text und Bild werden die fünf planmäßigen Stadtgründungen in Baden-Württemberg Karlsruhe, Freudenstadt, Mannheim, Rastatt und Ludwigsburg ebenso behandelt wie die Entstehung von Städten wie Pienza, Turin, Nancy, Versailles, Leningrad und Washington. Als utopisch-kristalline Gebilde wurden solche Städte auf dem Reißbrett konzipiert.

Der Katalog macht nachvollziehbar, wie sich das Bild der Planstädte im Laufe von etwa 300 Jahren europäischer Geistes- und Politikgeschichte verändert hat. Übergreifende Betrachtungen verbinden die einzelnen Städte inhaltlich oder verweisen auf verwandte Themen, so z. B. Beiträge über „Utopie und Idealstadt“, die „Ars Militaria“ oder die Perspektive. Ein erstmalig zusammengestelltes Verzeichnis der wichtigsten europäischen Planstädte sowie eine beigelegte Liste der 700 ausgestellten Exponate runden den Band ab. Dieser ist außerordentlich reich bebildert, die Aufsätze lieferten hervorragende Fachleute. Um ein Beispiel über die Vollständigkeit der Erfassung zu geben, seien die Beiträge über Karlsruhe genannt: Residenzen in Baden-Württemberg im 17. und

18. Jahrhundert, barocke Stadt- und Modellhausprojekte in der Markgrafschaft Baden-Durlach vor der Gründung von Karlsruhe, „Zu mehrerer Zierde und Gleichheit des Orths“, der Modellhausbau des 18. Jahrhunderts in Karlsruhe, Peuplierung, zu einem Aspekt absolutistischer Residenzgründungen, zur Baugeschichte des Karlsruher Schlosses, die städtebauliche Entwicklung Karlsruhes bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Karlsruhe Mitte – der Marktplatz, die Stadt Karlsruhe in Briefen und Aufzeichnungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

Das hervorragend gestaltete Werk stellt eine einmalige Dokumentation dar, wie sie in dieser Form nicht mehr erscheinen wird. Der Band ist nicht nur von den wissenschaftlichen Beiträgen her ein außerordentliches Werk, er ist es auch in gestalterischer und verlegerischer Hinsicht. Ka/Vö

Eck, Helmut, Schwarzwald. Walter-Reiseführer, 324 S., 34 Farbtafeln, 35 schwarz-weiß Fotos, Karten und Pläne, 34,- DM, Walter-Verlag Heitersheim, 1990.

Dieses gut ausgestattete und gestaltete Buch ist kein Reiseführer im hergekommenen Sinn, es bietet mehr. Es führt die Reisenden in keine Restaurants, es ist eine kulturelle und historische Fahrt, die es unternimmt. Das heißt, diesem Reiseführer, der zuerst die Grundlagen mit dem Kapitel Geographie und Geschichte des Schwarzwaldes legt und welcher dann der üblichen Einteilung des Gebirges in Nord-, Mittlerer- und Südschwarzwald folgt, entgeht nichts, was an bedeutenden Zeugnissen historischer und kultureller Art am Wege liegt. Dies macht schon das Einleitungskapitel klar, das auch von Bauern, Mönchen und ihren Herren, von Bergleuten, Harzern, Flößern, Glasmachern, Schneflern, Bürstenmachern, Uhrmachern usw. handelt, von Brauchtum und Sprache. Natürlich erfährt der Leser auch viel über beispielsweise die heilklimatischen Bäder, die eleganten Kurorte wie Baden-Baden, die Breisgauhauptstadt Freiburg, aber auch kleine, abseits liegende Dörfer mit ihrem eigenen Reiz, die oft mehr an Sehenswertem zu bieten haben als man weiß. Zum Beweis mag ein kleines Kapitel dienen, das „Gutedel-Land“ (Markgräflerland), wo es heißt: Markgrafschaft und Markgrafenland, „Heilige Gräber“, Kandern, von Bäckern und „Drecksbecken“, berühmte Weindörfer, Schloß Bürgeln, Juwel des Markgrafenlandes, Müllheim, vom Dorf zur Stadt, Badenweiler, römischer Badeadel, Badeorte Bad Krotzingen und Bad Bellingen, Sulzburg, ehemalige Bergbaustadt, Faust-Stadt Staufen, Münstertal und St. Trudpert, Silber im Teufelsgrund, Bollschweil, die Beschreibung eines Dorfes.



Wir sind sicher, daß dieser flott geschriebene Reiseführer viele Freunde finden wird. -y-

Im Tal der kleinen Wiese, Bildfolge von Kurt Ückert. 87 S. mit historischen Aufnahmen, Format 185 x 190 mm, laminiertes Pappband. Im Verlag Gg. Uehlin, Schopfheim, 28,50 DM

Nur wer Wurzeln hat, kann wachsen! Diesen Kernsatz jeder Heimatpflege hat Kurt Ückert aus Schopfheim-Langenau beherzigt und aus dem Schatz seines Wissens mit Hilfe einiger Freunde eine interessante Folge von Postkarten, alten Fotografien und Zeichnungen einheimischer Künstler aus dem kleinen Wiesental, dem „Schatzkästlein am Belchenfuß“ zusammengestellt. Es ist ein beachtenswertes Dokument der Geschichte und der Veränderungen, das auch über den engeren Heimatkreis hinaus Verbreitung verdient. Geju

Bärmann, Michael u. Eckart Conrad Lutz: Ritter Johannes Brunwart von Auggen - ein Minnesänger und seine Welt. Freiburg im Breisgau: Schillinger Verlag GmbH 1987. (= Literatur und Geschichte am Oberrhein. 1.). 120 S., 60 Abb., DM 28,-.

Der Schillinger Verlag in Freiburg ist dafür bekannt, Bücher von bleibendem Wert zu veröffentlichen, Bücher von sachkundigen Autoren, von besonderer Qualität in Aufmachung und Ausstattung - und alles zu einem annehmbaren Preis. Dieser Ruf verpflichtet, so daß mit großer Aufmerksamkeit die Herausgabe einer neuen Reihe registriert wurde, die sich ganz der „Literatur und Geschichte am Oberrhein“ widmen möchte und mit Dieter Geuenich, Eckart Conrad Lutz und Volker Schupp namhafte Herausgeber fand, deren Namen auch in der Tat für beste Qualität bürgen. Mit der neuen Reihe hat man sich nun folgendes Ziel gesetzt: „Es geht um die vielschichtigen und vielfältigen Beziehungen zwischen Literatur und Geschichte, die in Herkunft, sozialer Umgebung und Biographie der Autoren, in den Umständen der Entstehung, Benutzung und Verbreitung von literarischen Werken, in ihrer Überlieferung und ihrer Rezeption greifbar werden.“

Der erste Band der neuen Reihe liegt nunmehr vor und wurde dem späthöfischen, heute aber weitgehend unbekanntem Dichter Johannes Brunwart von Auggen gewidmet. Aber muß neben Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue oder Reinmar von Hagenau - um nur die drei bekanntesten vom Oberrhein zu nennen - nicht jeder andere Dichter verblasen? Im Gegensatz zu seinen berühmten Kollegen ist jedoch Brunwart urkundlich wesentlich besser greifbar, so daß auch das Alltägliche, das ganze Umfeld exakter eingearbeitet werden kann. Das Beispiel Brunwarts bot eine gute Möglichkeit, die breite Aufnahme der klassischen höfischen

Kultur im Adel des ausgehenden 13. Jahrhunderts aufzuzeigen, und zwar als Fallstudie für eine regionale Sozialgeschichte der Literatur.

In vier Beiträgen gehen die beiden Autoren nun der gestellten Problematik auf den Grund. Unter der Überschrift „Begegnung mit dem Mittelalter - Landschaft, Gesellschaft und Literatur“ führen sie den Leser sanft ein in die uns heute so unbekanntes Welt des Mittelalters und speziell des Minnesangs: „Es sind immer neue Versuche, einer Idee näherzukommen, die sich noch unscharf abzeichnet, sich nur umkreisen läßt. Es sind Versuche zu sagen, was die Liebe sei. Wo ließen sich aber ihre Stärke, ihre Dauer, ihre Größe besser ermessen als dort, wo sie unerfüllt bleibt und doch nicht nachläßt?“

Der zweite Abschnitt ist nun Brunwart selbst gewidmet, seinem Leben und seiner Umgebung, geschickt eingeflochten in das Geschehen seiner Zeit, d. h. vor allem in die politischen Auseinandersetzungen während des Interregnums. So entstammt der 1272 erstmals urkundlich erwähnte Brunwart dem niederen Landadel; da ihm sein Stammsitz aber nur noch ein geringes Auskommen bot, zog er in die Stadt Neuenburg, wo seine Familie zu den ersten gehörte und Brunwart selbst lange Jahre Schultheiß war. Zwischen den regional vorherrschenden Geschlechtern, den Grafen von Habsburg und Freiburg sowie den Markgrafen von Hachberg vermochte er sich eine ziemlich unabhängige, aber auch angesehene Stellung zu bewahren. Um 1300 dürfte Brunwart verstorben sein.

Als nächstes werden die Lieder des Dichters aufgeführt (Noten sind aus dieser frühen Zeit nicht erhalten): insgesamt 15 Strophen in 5 Gedichten und allesamt sog. Kanzonen. Die Lieder sind nur in der berühmten Manesse-Prachthandschrift (13. Jahrhundert) aus der Umgebung des Konstanzer Bischofs und des Züricher Bürgers Rüdiger Manesse überliefert, was ein untrügliches Zeichen dafür ist, daß Brunwarts späte und wohlgelungene Lyrik auch der Überlieferung für wert erachtet wurde. Ob die leeren Seiten direkt im Anschluß an Brunwart für weitere seiner Gedichte reserviert wurden, wird sich leider niemals klären lassen. Eine Gegenüberstellung der mittelhochdeutschen Texte mit dem ausdrücklichen Versuch einer möglichst getreuen Übertragung ins Neuhochdeutsche führen den Leser nahe an Brunwarts Lyrik heran, der ganz offensichtlich in der Tradition zu Gottfried von Neifen, durch dessen Vermittlung wohl aber auch mit Heinrich von Morungen stand. Die formal und inhaltlich erläuterten Gedichte offenbaren sowohl einen gewissen Optimismus als auch einen Zug zur Spiritualisierung.

Der vierte und letzte Textteil schließlich widmet sich der Rezeption, also sowohl seinem Publikum,

das in erster Linie aus dem städtischen Patriziat Neuenburgs, aber auch aus dem Landadel der Umgebung bestanden haben dürfte. Daß die Lieder aber weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt wurden, zeigt, wie gesagt, ihre Aufnahme in der Manesse-Handschrift. Mit teils ausführlichen Zitaten belegen die Autoren die Beurteilung des Brunwartschen Werkes von seiner Wiederentdeckung in der Romantik bis hin zur Gegenwart. Ein 60 Regesten umfassender Anhang mit dem Inhalt aller zitierten Urkunden zu Brunwart und seiner Umgebung sowie ein ausführliches Verzeichnis der benutzten Archivalien (Karlsruhe, Aarau, Basel) und Literatur runden das Buch ab.

Läßt man nun die vielen Gedanken Revue passieren, so muß man sagen: Es hat sich gelohnt. Mit großem Erfolg haben sich die Autoren bemüht, dem Leser ein Buch anzubieten, das von seiner fachübergreifenden Konzeption her durchaus ein

gewisses Wagnis dargestellt haben mag. Wer an Geschichte und Literatur interessiert ist, kommt voll auf seine Kosten, der wissenschaftlichen Diskussion nahegebracht, aber niemals von ihr hinweggespült. Beispielhaft räumen die Autoren mit der oft üblichen Unsitte auf, vom Vorgänger abzuschreiben und damit Fehler und Ungenauigkeiten zu übernehmen: gründliche Recherchen belohnen sie mit neuen Erkenntnissen, verbesserten Sichtweisen und der Neuinterpretation alter Fakten. Der Text ist flüssig und spannend zu lesen; sinnvolle Kurzüberschriften laden zum Verweilen ein bei der reichen Fülle von zeitgenössischen Abbildungen. Alles in allem wird dem Leser das geboten, was wissenschaftliche Literatur keineswegs vermessen lassen muß, nämlich einen durch optische Kurzweil unterbrochenen Lesegenuß.

Stefan Ph. Wolf



# Autoren dieses Heftes

Autoren der Sektion I: Landesmuseum für Technik und Arbeit  
Anschrift aller Autoren: Landesmuseum für Technik und Arbeit  
Museumsstr. 1, 6800 Mannheim

*Dr. Christel Heß*, Konservatorin  
*Dr. Joachim Kallinich*, Oberkonservator  
*Dr. Hartmut H. Knittel*, Konservator  
*Dr. Kurt Möser*, Konservator  
*Dr. Albrecht Strobel*, Hauptkonservator  
*Prof. Dr. Lothar Suhling*, Museumsdirektor  
*PD Dr. Rainer Wirtz*, Hauptkonservator,  
stellv. Museumsdirektor

Autoren der weiteren Sektoren des Heftes

*Mannfred Bosch*  
Lehnbachstr. 30, 7888 Rheinfelden

*Manfred Hildenbrand*  
Georg-Neumaierstr. 15, 7612 Hofstetten

*Alois Krafczyk*  
Hofstetterstr. 8a, 7612 Haslach

*Dr. Frank T. Leusch*, Oberkonservator  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,  
Außenstelle Freiburg,  
Sternwaldstr. 14, 7800 Freiburg

*Dr. Thomas Lutz*  
Immentalstr. 12, 7800 Freiburg

*Hans-Walter Neunzig*  
Badische Zeitung, Basler Str. 88, 7800 Freiburg

*Hermann Preiser*  
Postfach 1844, 7730 Villingen

*Gustav Rinklin*  
Hauptstr. 20, 7837 Eichstetten

*Dr. Erik Roth*  
Brahmsstr. 14, 7800 Freiburg

*Kathrin Ungerer-Heuck*  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,  
Außenstelle Karlsruhe,  
Durmrsheimer Str. 55, 7500 Karlsruhe

*Ludwig Vögely*  
Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe

*Karl Wörn*  
6830 Schwetzingen

---

Beilagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Konrad Theiss Verlags bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.